~~T. b. b. 26.~~

Basedow

~~Dombrowska~~

Pasd. TK.

318 Rar. 366 (3

Des

Elementarwerks

Dritter Band.

Ein geordneter Vorrath

aller nöthigen

Erkenntniß

Zum Unterrichte der Jugend,

von Anfang, bis ins academische Alter,

Zur Belehrung der Eltern,

Schullehrer und Hofmeister,

Zum Nutzen eines jeden Lesers,

die Erkenntniß zu vervollkommnen.

In Verbindung mit einer Sammlung von Kupfer-stichen, und mit französischer und lateinischer Uebersetzung dieses Werks.

Mit Churſächsischem gnädigsten Privilegio.

Dessau, 1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Des

Elementarwerks

Dritter Band.

Siebendes Buch,

für Lehrende und Lernende.

Die Elemente

der Geschichtkunde. (*)

(*) Hierzu gehört auch die Kenntniß der Religionen im vierten Buche.

89 C

Erstes Hauptstück.

Von den Elementen.

Die Elemente

der Arithmetik. (*)

(*) Jedem gefällt auch: Die Anfangsgründe der Arithmetik für Schulen.

Siebendes Buch.

Elemente der Geschichtkunde.

1) Die Grundbegriffe von Staatssachen.

a) Die Wildheit eines Volks. Tab. XXXI.

Ein Volk oder eine Nation ist eine grosse Anzahl Menschen, welche einen gewissen Theil des Erdbodens bewohnen, und entweder wegen Gemeinschaft der Sprache, oder wegen ihrer Absonderung von der übrigen Welt durch Gebirge, Flüsse, Wüsten und Meere, oder aus andern Ursachen, gröſtentheils bey einander bleiben, und unter einander mehr Gemeinschaft haben, als mit den übrigen Menschen, die ihnen fremder sind.

Man findet sehr viele Völker. Einige derselben wissen, daß sie von wenigen Stammeltern entsprossen sind, welche ehemals aus entlegnen Gegenden in das Land kamen, welches sie jetzund bewohnen.

Einige Völker sind wild, ohne Ackerbau, ohne Handwerker und Künstler, ohne ordentliche Obrigkeit; andre sind mehr oder weniger gesittet.

Aber auch die gesitteten Nationen haben fast durchgängig die Nachricht, daß sie von einigen wilden oder halbwilden Vorfahren abstammen, welche nackt oder nur mit Fellen bekleidet einher gingen, und nur von Kräutern, Eicheln, andern Baumfrüchten und Wurzeln, oder von etwas Wild und Fischen, oder von der Viehzucht lebten. Damals waren bey ihnen keine Gebäude, keine gebahnte Wege und Brücken, keine Aecker und gemachte Wiesen. Viele jetzt sehr fruchtbare Gegenden waren damals unzugängliche Wälder, Moräste und Sümpfe, oder Haiden und Wüsten, ein Wohnplatz nur für wenige wilde und halbwilde Menschen, für wenig zahmes Vieh, und für eine desto grössere Menge von wilden Thieren. Dieser Zustand daurt noch fort bey den wilden Völkern. Doch kaum kann man sie Völker nennen. Denn in einem solchen Zustande kann ein Land nur wenige sehr zerstreute Familien unterhalten.

Solche im höchsten Grade wilde Menschen, sind den Thieren weit ähnlicher, als wir. Ihre angebohrne Fähigkeit zur Vernunft kann sich nicht sehr entwickeln; ihre Wißbegierde findet wenig Gegenstände; die Sinnlichkeit, der Geschlechtstrieb, der Trieb zu ihren Kindern und der Trieb zu ihrem Leben, sind fast ihre einzigen Triebe. Ihre Beschäftigungen sind fast keine andre, als dasjenige aufzusuchen, was den Leib unmittelbar nährt, oder einigermaassen vor der Strenge der Witterung schützt. Weil dieser Menschen in einem Lande so wenig sind, und weil sie wegen ihrer harten Lebens-

art

art ſo wenig brauchen; ſo finden ſie dieſe wenigen Bedürfniſſe leicht im Ueberfluſſe. Alſo iſt es kein Wunder, daß man bey ihnen wenig oder gar nichts von Betrug, Diebſtahl, Raub, und von denen daraus folgenden mörderiſchen Nachſtellungen hört. Es iſt auch kein Wunder, daß ſie einen abgehärtetern Körper haben, als wir. **Aber ſind ſie darum glücklicher?** Ich denke, nein. Sie haben zwar weniger Leid, aber auch viel weniger Vergnügen; und der Ueberſchuß der Freude eines Wilden, wird mit dem Ueberſchuſſe der Freude eines geſitteten Menſchen in keine Vergleichung kommen. Und geſetzt auch, die meiſten Wilden wären glücklicher, als die meiſten unter einem geſitteten Volke: ſo iſt doch der Zuſtand jener für das menſchliche Geſchlecht nicht gemeinnützig. Denn bey der Wildheit können in einem groſſen und zur Fruchtbarkeit geſchickten Lande nur wenige Menſchen erhalten werden. **Daher iſt es eine Pflicht für den, der dieſes erkennt, den geſitteten Zuſtand der Menſchen nach Vermögen ſo zu befördern,** daß mehr glückliche Menſchen auf dem Erdboden bey einander wohnen können.

Auf der **obern Hälfte der Tafel** iſt der Zuſtand einer Gegend, zu der Zeit der größten Wildheit ihrer Bewohner; auf der **untern Hälfte** aber der Zuſtand derſelben Gegend vorgeſtellt, in welchen ſie durch den Fleiß und die Kunſt zahlreicher Bewohner iſt verſetzt worden. Dort und hier ſind eben dieſelben Thäler, Anhöhen, Berge und Flüſſe. Aber oben iſt keine Spur vom menſchlichen Fleiſſe.

Zur Rechten unter dem herüberhängenden Felsen ist keine Heerde, die unter der Aufsicht eines Hirten weidet, wie ihr unten seht. Dort sitzt keine Frau, die eine ergiebige Kuh vergnügt melkt. Da sind keine zahme Ziegen, Schafe und Pferde, wovon der Mensch einen Gebrauch machen kann, sondern Löwen, Tieger, Luchse und Bären, und nur ein wildes und ungezähmtes Pferd, ein Hirsch und ein Paar Schafe. In dem cultivirten Zustande steht auf jenem Hügel eine bequeme und ansehnliche Wohnung für viele Menschen, wobey Obstgärten und Fruchtgärten sind; in dem rauhen Zustande grasete daselbst nur etwas Wild. Die Brücke über dem Flusse; das Schiff, das leicht und bequem auf demselben bewegt wird; die Landstrasse für den Wandrer und für die Reisekutsche; die Wohnung dort am Wasser; der Spatzirgang für den Freund und die Freundinn, die besäeten Felder, die Obstgärten und Krautgärten, die ihr auf der untern Hälfte seht, und wovon sehr viele Menschen Vergnügen und Vortheil haben, fehlten allesammt zur Zeit der Wildheit der ersten Bewohner, wovon ihr zwey unbekleidet und wild unter dem Baume liegen seht.

Vielerley Ursachen aber können nach und nach Etwas dazu beytragen, daß ein Volk, oder die Stammväter eines künftigen Volks, langsam oder bald zum Ackerbau, zu Handwerken und Künsten, zur Einsetzung der Obrigkeiten, und alsdann zu mehr Künsten und Wissenschaften, und zum Handel fortschreiten. Etwas von diesen Dingen kann

der

der Mensch den Thieren ablernen; das Eisen kann einmal zufälliger Weise gefunden, oder aus Erz zusammen geschmolzen seyn; da war der Ackerbau erleichtert. Die Spinne lehrte sie vielleicht erst Netze, hernach dichteres Zeug weben. Zuweilen werden auch Menschen gebohren mit ausserordentlichen Fähigkeiten, die bisher unbekannten Kräfte der Dinge zu bemerken, und ihren Gebrauch zu lehren. Einige Wilde sehen dieses und jenes von ihren gesittetern Nachbarn, oder die letzten werden Lehrer der ersten, u. s. w.

b) Die natürliche Freyheit eines Volks. Tab. XXXIII.

Auf dem ersten Viertbel seht ihr einige Hausväter, die auf gewisse Art bekleidet sind, die schon Fischernetze stricken, und aus Laub, Zweigen, Flechtwerk und Stämmen der Bäume sich Hütten erbaut haben. Aber weit, sehr weit sind sie noch von unserm gesitteten Zustande entfernt.

Es fanden sich in ihrer Gegend noch viel wilde und reissende Thiere, die ihnen selbst gefährlich waren, ihr zahmes Vieh tödteten, und ihre schon angebauten Aecker und Wiesen verwüsteten. Wir müssen Jagd auf sie machen, sagte einer zum andern. Zuweilen vereinigten sich zwey, drey Familien zu diesem Zwecke; aber fast vergebens. Eine so kleine Anzahl konnte die Thiere nicht aufsuchen, nicht tödten, nicht die Ausgänge und Eingänge besetzen. Es müssen unsrer hundert zusammen treten! Es müssen unsrer hun-

dert zusammen treten! So lautete es an einem Tage und an dem zehnten. Aber es geschah nicht. Wer sollte die Hundert aussuchen? Wer den Ort ihrer Sammlung und die Art der Jagd bestimmen? Die See trat zuweilen aus, und überschwemmte ihre Saat, auch wohl ihre Hütten und Wohnstäte, daß Menschen und Vieh ertranken. Wir müssen Dämme machen, wir müssen Dämme machen, hieß es, aber es war keine Uebereinstimmung. Wir haben noch Zeit, sagte der Eine; die Ueberschwemmung kann morgen kommen, sagte der Andre. — So und so würde der Damm breit und hoch genug seyn. — Nein, das hilft uns nicht, wenn der Westwind stürmet. — O, du willst immer klüger seyn, als Andre, dämme du so hoch und so breit. — Das lasse ich wohl bleiben; denn was hilft mirs, wenn ihr es nicht auch thut. Kurz, es wurde kein Damm gemacht. Bey einer grossen Ueberschwemmung hatten Einige ihre Weiber und Kinder, Vieh und Hütten verlohren. Diese traten zusammen und wollten die Andern zwingen, zu einer gewissen Zeit und auf gewisse Art einen Damm zu machen. — Was wollt ihr drohen? hieß es. Seyd ihr unsre Väter? Habt ihr uns etwas zu befehlen? — O ihr Faulenzer, sollen wir denn um eurer Faulheit willen in Lebensgefahr bleiben? Wollt ihr dämmen helfen, oder nicht. — Nein! — Schlagt zu, Nachbarn — Wehrt euch, Nachbarn — Da trafen die

schwe-

schweren Prügel, da flogen die Steine, da lagen die Verwundeten und Todten. Das natürliche Mitleiden machte zwar eine Zeitlang Friede; aber es wurde nicht gedämmet. Solche zum Theil blutige Streitigkeiten entstanden oft. Sie lernten bey dieser Gelegenheit das Plündern, das Rauben, das Todtschlagen. — Nachbar, ich bin in der vergangnen Nacht bestohlen, von dem Schafhirten dort auf dem Berge. Komm, hilf mir, ihm wieder Etwas wegnehmen. Der Kläger hatte gelogen, er wollte selbst rauben. So verlor der unschuldige Schafhirt einen Theil seiner Schafe. Das soll euch übel bekommen, sagte derselbe, und vereinigte sich mit einigen andern Hirten, griff seine Feinde an und die Nachbarn derselben zugleich. Denn, sagte er, warum leidet ihr solche Bösewichter bey euch, wenn ihr nicht Antheil an ihrem Raube nehmt? Man kann sich vorstellen, wie elend diese nicht weit von einander wohnenden Familien durch einen solchen Zustand wurden.

c) Die Regierung der Hausväter.

Dies Land hieß **Universalia**, (*) und erstreckte sich anfangs nicht über zehn Meilen im Durchschnitte. Nachher aber breiteten sich seine Grän-

(*) Ich nenne dies erdichtete Land *Universalia*, weil die Erzählung von seinem, den wirklichen Begebenheiten der Völker ähnlichen, Schicksale, die in der Universalgeschichte vorgängig nöthigen Begriffe gründet.

Gränzen aus, nachdem die vermehrten Einwohner einige wüste Gegenden angebaut, einige angränzende Völker aber theils freywillig, theils, wie ihr bald hören werdet, gezwungner Weise sich mit den Universaliern vereinigt hatten. In dem eben beschriebnen Zustande derselben lebte unter ihnen ein Mann, Namens (*) **Demokratus**, derselbe stand in dem Ruhme einer grossen Weisheit, den er wirklich verdiente. Er hatte den Stand und lauf der Sonne, des Mondes und der Sterne, und die regelmässige Zeit der Springfluthen, die Kräfte verschiedner Kräuter und Mineralien, und die Natur vieler Thierarten beobachtet und erforscht. Daher war er fast der allgemeine Rathgeber aller Jäger, Fischer und Kranken seiner Zeit. Bey ungewöhnlichen Zufällen nahm man mehrentheils seine Zuflucht zu ihm, mit Erwartung, ob er Rath und Hülfe schaffen könnte. Bey diesen Eigenschaften war er dienstfertig und gefällig gegen Alle. Also hatte er den Namen eines Weisen mit Recht. Dieser Demokratus nun versammlete zu obgenannter Zeit, als die Universalier die Folgen ihrer Regellosigkeit und Zänkerey am meisten fühlten, an verschiednen Orten des Landes die ansehnlichsten Hausväter. Ihr werdet ihn auf dem ersten Vierthel von der übrigen Gesellschaft leicht unter-

(*) Man kann, wenn man es nöthig findet, alsobald sagen, dass die griechischen Wörter, *Democratie*, *Aristocratie* und *Monarchie*, auch nach ihrer Abstammung eine Regierung *des Volks*, *der Grossen* und *eines Einzigen* bedeuten.

terscheiden. „Ehrwürdige Väter, rechtschaffne „Brüder, sagte er zu ihnen, vernehmt und prüfet „einen wichtigen Anschlag, dessen Ausführung mir „möglich scheint, und unsrer Aller Wohlfahrt betrifft. „Viele von euch haben zahlreiche Familien. Ist „in demselben ein Bruder wider den andern? Hel„fen nicht vielmehr Alle die gemeine Glückseligkeit „des ganzen Hauses befördern? Warum könnten „nicht alle Universalier sich als eine einzige Brüder„schaft ansehn und unter sich eine Regierung anord„nen, entweder nach dem Muster der Väter, die „in und neben ihren Hütten Ordnung und Glück„seligkeit unter der grossen Zahl ihrer Kinder und „Enkel unterhalten; oder nach dem Muster der „zahlreichen Brüderschaften, in welchen bey wich„tigen Vorfällen der Wille der Meisten eben „so viel gilt, als dort der Wille des Vaters?„ Dieser Anschlag, den er hin und wieder im Lande bekannt machte, gefiel fast allen Hausvätern. Sie nahmen Abrede wegen eines allgemeinen Sammelplatzes und bestimmten Landtages, um über die allgemeine Wohlfahrt besondere Berathschlagungen anzustellen. Die Hausväter kamen fast allesamt, und welche vor Alter oder Krankheit nicht konnten, sendeten ihre ältesten Söhne oder gute Nachbaren, um in ihren Namen zu reden. Ich will nur das Vornehmste erzählen, was nach und nach unter ihnen ausgemacht wurde. Sie wählten fünf Universalräthe, deren ganzes Geschäft darinn bestehen sollte, sich nach den Umständen des Landes zu erkundigen, unter einander Berathschlagungen an-

zu-

zustellen, in nöthigen Fällen die Hausväter zum Landtage durch gewisse Bothen zusammen zu rufen, und ihnen die vorhin überlegten Fragen von der allgemeinen Wohlfahrt vorzutragen. Man wählte nebst dem Demokratus vier Andre zu Räthen; und einige hundert **Landesknechte**, junge und starke Männer. Sowohl die Räthe, als die Knechte, wurden, weil sie immer mit der allgemeinen Wohlfahrt beschäftigt waren, mit allem Nöthigen durch gemeinschaftlichen Beytrag versorgt. Man baute ihnen ihre Hütten, man brachte ihnen zu gewissen Zeiten so viel Früchte, Fleisch und Fische, als sie bedurften. In der ersten grossen Versammlung ward zugleich ausgemacht, daß auch ohne besondre Zusammenberufung alle Jahr zu einer gewissen Zeit ein allgemeiner Landtag seyn, und daß alles, was von zwey Drittheln der Stimmen beschlossen würde, allenthalben als ein Gesetz gelten sollte. Da verordneten sie gewisse Strafen für diejenigen, welche etwa den Gesetzen nicht gehorchen, oder an ihren **Mitbürgern**, denn so nannten sie sich nach dieser Vereinigung, Gewalt ausüben wollten. Ob aber die Gesetze von Jemanden übertreten wären, sollte in jedem Theile des Landes von gewissen dazu bestimmten **Richtern** beurtheilt werden, unter deren Befehl die Landesknechte, welche sie auch **Soldaten** nannten, stehn, und die Ungehorsamen nach Vorschrift der Gesetze zwingen und strafen sollten. Doch stünde es einem Jeden frey, von dem Urtheile der Richter an die Universalräthe, und von ihrem Urtheile an den Landtag sich zu wenden, (zu

appel-

apelliren), doch mit dieser Bedingung, 1) daß er Sicherheit stellen müßte, der wahrscheinlicherweise verdienten Strafe nicht zu entweichen, 2) daß er einige Strafe dafür leiden müßte, wenn das Obergericht der Räthe und des Landtages das Urtheil des Untergerichts bestätigen würde. Es waren gleich anfangs Einige, welche vielerley Einwendungen wider die Nothwendigkeit einer solchen bürgerlichen Einrichtung machten. Aber sie bekamen zur Antwort: die Meisten würden sich nicht nach ihnen, sondern sie müßten sich nach den Meisten richten; wer in dem Lande Universalia nicht bleiben wollte, dem stünde die übrige Welt offen.

Es ist nicht nöthig zu erzählen, wie dieser Staat, oder dieses unter einer gemeinschaftlichen Regierung stehende Volk, nach und nach angewachsen, und durch Ackerbau, Handwerke, Künste, Handlung und Wissenschaften gesitteter und ansehnlicher geworden sey. Die Zahl der Räthe wuchs mit den Staatsgeschäften. Die Anzahl der Soldaten wurde, wie das Land grösser und volkreicher ward, vermehrt; in Regimenter von Tausend, in Compagnien von Hundert, in Corporalschaften von Zehn getheilt, u. s. w. Ihre Befehlshaber wurden Officiere genannt, Unterofficiere, Oberofficiere, Stabsofficiere und Generale.

Als der Werth des Geldes bey ihnen eingeführt war, mußte eine jede Familie den auf dem Landtage beschloßnen Beytrag (die Contribution) in Geld bezahlen. Es ward Steuer, Accise

cise und Zoll verordnet, um die Kosten des Landtages, der Universalräthe, der Gerichte, des Soldatenwesens, aller Staatsbedienungen, und der zum gemeinen Besten nöthigen Gebäude, Brücken, Wege und Dämme zu bestreiten.

Damals hatten die Universalier schon Dorfschaften, wo viele Ackersleute zusammen wohnten; kleine und grosse Städte, wo Handwerker, Künstler, Kaufleute und Gelehrte ihre Geschäfte trieben; Häfen, wo bequeme Schiffahrten waren; und eine Hauptstadt, wo die Universalräthe wohnten, und der Landtag gehalten wurde.

Eine jede Person, die mit dem Dienste des Staats sich beschäftigte, bekam einen bestimmten Sold; einige einen grössern, einige einen kleinern, nachdem ihre Verrichtungen entweder gefährlich oder mühsam waren, oder viele vorgängige Uebung erfoderten. Man theilte das ganze Land in Provinzen, die Provinzen in grosse Aemter, welche einige Städte und Dörfer unter sich hatten. Jedes Dorf, jede Stadt, jedes Amt und jede Provinz hatte ihre besondre Unterobrigkeiten und Staatsbediente, welche auf die Beobachtung der Gesetze Acht geben mußten, aber auch selbst vor die höhere Obrigkeit, vor den Universalrath und vor den Landtag zur Rechenschaft gefodert werden konnten. Denn wider die Entschlüsse des Landtages galt Nichts. Zwischen der Zeit der Landtäge aber war der Universalrath die höchste Obrigkeit, welche zwar Nichts wider die Gesetze des Landtages, aber wohl auf eine Zeitlang einige andre Dinge

verordnen konnte; solche nämlich, welche noch nicht entschieden waren, bis sie auf dem Landtage entweder verworfen oder bestätigt wurden. Seitdem die Kunst zu schreiben unter ihnen erfunden war, wurden die Verordnungen der Landtage in ein Gesetzbuch getragen, nach der Erfindung der Buchdruckerkunst aber durch den Druck bekannt gemacht. Es entstanden aber nach und nach mancherley Arten von Staatsbedienungen, z. E. 1) Universalräthe für den ganzen Staat, Provinzialräthe für jede Provinz, Amtsräthe oder Amtmänner für jedes Amt, Bürgermeister und Rathsherren für jede Stadt, Schulzen für jedes Dorf. 2) Schatzmeister und Finanzbediente, welche über die Einnahme und Ausgabe des Staats Rechnung führen, abermals in jeder Stadt, in jedem Amte und im ganzen Staate. 3) Verschiedne Oberrichter, Unterrichter und Policeyaufseher. 4) Canzellisten oder Schreiber, und Aufwärter für die Obrigkeiten verschiedner Art. 5) Oeffentliche Bothen oder Posten. 6) Soldaten mit ihren Befehlshabern. 7) Bestellte Lehrer, welche die Unterthanen der Gesetze erinnerten, und ihnen durch nützliche Vorstellungen den Gehorsam erleichterten. 8) Endlich Aufseher der Gefängnisse, und Scharfrichter für die Verbrecher.

Viele Jahrhunderte nach dem Ursprunge dieses Staats war er so weitläuftig und volkreich geworden, daß die Versammlung aller Hausväter auf dem Reichstage zu beschwerlich und unnöthig

war. Da wurde beschlossen, die Hausväter jedes Districts sollten sich versammlen, um gewisse Personen zu wählen, welche in Vollmacht von Allen in der Landtagsversammlung sprechen sollten; diese wurden von dieser Zeit an ein **Parlement** genannt.

Man lernte bald einsehn, daß das **Vaterland** (so nennt ein Jeder das Land, unter dessen Gesetzen er lebt) von fähigen, ansehnlichen und reichen Unterthanen oft solcher Dienste bedürfe, welche unerzwingliche Pflichten sind, und daher nicht befohlen werden können. Es ward also beschlossen, daß solche Verdienste besonders belohnt werden sollten, durch die Freyheit, gewisse **Namen**, und in den Petschaften gewisse **Wappen** zu führen, die Niemand ohne Bewilligung des Staats führen dürfte; daß diese Belohnung ein vorzügliches Recht geben sollte, zu gewissen ansehnlichen Aemtern wählbar zu seyn; endlich, daß dieses **Adelrecht** auch auf die Nachkommen fortgeerbt würde, so lange sie sich desselben nicht offenbar unwürdig machten. Mit der Zeit machte man unter dem Adel auch verschiedne Grade, als **Edelleute**, **Freyherren** (Barons) und **Grafen**, u. s. w. Weil man nun glaubte, der vornehme Adel würde seine Söhne so erziehn, daß sie die Staatsgeschäfte besser, als andre Mitbürger, verstünden; so machten die Universalier mit der Zeit ein **Oberparlement** und **Unterparlement**. Dieses letzte bestand aus den Abgeordneten der Provinzen, jenes aber aus einer Anzahl Grafen, welche durch die Geburt ein Recht dazu hatten. Es wurde beschlossen, in jedem

dem dieser Parlemente sollten die meisten Stimmen als der allgemeine Schluß gelten, aber ohne Uebereinstimmung beyder in den vorigen Gesetzen keine Veränderung geschehen.

d) Regierung der Grossen.

Vor vielen hundert Jahren lebte daselbst ein Graf, Namens **Aristokratus**, ein weiser, reicher und angesehner Mann. Seine Zeiten waren so glückselig, daß die meisten Grafen von dem ganzen Volke, (welches doch nicht allemal eintrifft,) für die besten Männer gehalten wurden. Das Unterparlement war schlecht besetzt, weil die Provinzen mehrentheils schlecht gewählt hatten. Die besten Vorschläge des Oberparlements fanden keinen Eingang; und es konnte fast Nichts beschlossen werden, weil das Oberparlement die gemeinschädlichen Vorschläge des Unterparlements nicht bestätigen wollte. Dadurch gerieth das ganze Land in grosses Elend. Ein folgendes Unterparlement war vernünftiger, und klagte sehr über das Unglück, was die Widerspenstigkeit des vorigen angerichtet hätte. „Wozu die„nen (sagte ein Sprecher, den damaligen Umständen gemäß) „alle Unkosten und Bemühungen, die „das Volk von dem Unterparlement hat? Sind in „einem etwa die meisten Mitglieder wohlgesinnt, „so vernichtet doch das folgende, wenn es nicht „gleicher Art ist, alles Gute. Und wie viel wohl„gesinnte Parlementer haben wir seit zehn Jahren „gehabt? Ihr wißt, theuerste Mitbürger, unser

„Oberparlement besteht aus den besten Männern „des Landes, die alle mehr oder weniger dem ver„ehrungswürdigen Aristokratus gleichen. Könnte „dieses Parlement nicht zureichen, das Beste des „Landes zu besorgen? Wollen wir nicht anfragen, „ob diese erleuchtete Gesellschaft, wenn es das Volk „bewilligt, das Steuerruder des Staats allein „übernehmen wolle?„ Dies ward beschlossen, und das befragte Oberparlement sagte unter der Bedingung Ja, wenn es das Volk bewilligte. Dies schrieb das Unterparlement in die Provinzen, mit der Ermahnung, die Hausväter möchten sich versammlen, und was die meisten Stimmen in jeder Provinz beschlössen, für die Stimme der Provinz gelten lassen, alsdann könnte der Wille der meisten Provinzen die ganze Sache entscheiden. Die Absicht dieser Vorstellung gefiel, nach den damaligen Umständen, im ganzen Lande; das Oberparlement sollte künftig unter den Namen der **Patricier** allein regieren. So verloren die Hausväter das Recht, zu den Gesetzen ihre Stimmen zu geben. Sie hatten diese Regierung von dem Stifter Demokratus eine **Demokratie** genannt; die Patricier aber hiessen, dem Aristokratus zu Ehren, die neue Regierungsform, in welcher das Recht, in Staatssachen zu stimmen, einigen Familien erblich geworden war, eine **Aristokratie**. Die Zahl der Patricier war groß, und wurde gröſſer. Ihre Güter und Wohnsitze waren im ganzen Lande zerstreut. Ein beständiger Aufenthalt in der Hauptstadt wäre beschwerlich und schädlich gewesen. Sie

wähl-

wählten alſo durch die meiſten Stimmen einen groſſen Rath von hundert Perſonen, der ſich alle Monate verſammlen ſollte. Ihm gaben ſie das Recht, einen kleinen Rath von zehn Patriciern zu wählen. Derſelbe ſollte ſich wöchentlich dreymal verſammlen. Wenn ungewöhnlicherweiſe wichtige Geſchäfte vorfielen, ſo ſollte der kleine Rath einen auſſerordentlichen Patricientag ausſchreiben, an welchem ſie ſich Alle verſammlen wollten. Kurz, die Patricier wurden in der Ariſtokratie das, was die Hausväter in der Demokratie vor dieſer Veränderung geweſen waren. Die Stelle des Univerſalraths beſetzte der kleine und groſſe Rath, welcher aus lauter Patriciern beſtand. Nur an dem Patricientage konnten beſtändig geltende Geſetze gemacht werden; in den Zwiſchenzeiten war der groſſe Rath die höchſte Obrigkeit. Der kleine Rath aber wachte täglich für die Ausübung der Geſetze, und überlegte vorgängig die Fragen, die ſo wohl in der Verſammlung des groſſen Raths, als auch aller Patricier ausgemacht werden ſollten.

Es giebt noch heutiges Tages einige Demokratien und Ariſtokratien unter den Völkern. Eine jede dieſer beyden Arten der Regierung heißt eine **Republik**. In derſelben iſt allemal eine kleine Rathsverſammlung, welche über die Geſetze wacht, und welcher ein jeder einzelner Unterthan, eine jede Geſellſchaft von Unterthanen, und alle Unterobrigkeiten im Lande gehorchen müſſen; ob ſie gleich ſelbſt den Verordnungen der ſeltnern und zahlreichern

Versammlung unterworfen ist, welche in der Republik Gesetze giebt und verändert.

Seht auf dem zweyten Vierthel unsrer Tafel eine solche Versammlung eines hohen Raths in einer Republik, oder wenigstens einen Theil derselben gezeichnet! An diesen Rath, der gemeiniglich aus mehr Personen besteht, kann von dem Ausspruche einer jeden Unterobrigkeit im Lande appellirt werden. Das Gesetzbuch liegt auf dem Tische. Die Menge der umherstehenden Menschen, die ihr seht, sind theils Wache und geringere Staatsbediente, welche in jedem Augenblicke bereit sind, die Befehle des hohen Raths zu erfüllen, und an Andre zu überbringen; theils andre Staatsbediente, die wegen Verwaltung ihrer Aemter Befehle empfangen, oder Rechenschaft ablegen sollen; theils solche, die wegen eines vermeynten Unrechts über die Unterobrigkeit klagen, oder welche Aemter, Freyheiten und andre öffentliche Wohlthaten suchen.

c) Die Regierung eines Fürsten.

Aber nicht alle Staaten sind Republiken; sondern in einigen ist eine einzige Person, welche unter dem Namen Graf, Fürst, Herzog, Landgraf, Markgraf, Churfürst, König oder Kaiser, mehr als irgend eine andre Person im ganzen Lande, auch über die meisten Versammlungen der Unterobrigkeiten zu befehlen hat. Ein solcher Staat heißt eine **Monarchie**; eine solche regierende Person ist ein **Monarch**, obgleich nur Kaiser

und

und Könige den Titel eines Monarchen führen. Einen solchen Staat kann man ansehn als eine einzige zahlreiche Familie, die unter der Herrschaft ihres Stammvaters steht, und nach dessem Tode entweder dem ältesten seiner Söhne, oder demjenigen dieselbe Oberherrschaft überträgt, den der sterbende Vater vorgeschlagen, oder den die meisten Stimmen erwählt haben. Doch einige Staaten stehn auch unter **Monarchinnen**, welches Wort nicht die Gemahlinn eines Monarchen bedeutet, sondern eine selbstregierende Fürstinn, Königinn und Kaiserinn.

Die Völker haben verschiednen Anlaß gehabt, **Monarchien zu stiften.** 1) Das in Familien gewöhnliche Ansehn eines einzigen Vaters oder Großvaters hat einige Völker bewogen, ihren Staat gleich anfangs nicht republikanisch, sondern monarchisch einzurichten. 2) Da noch keine Regierungen waren, wählten doch diejenigen, die zuweilen auf eine Jagd gegen die wilden Thiere gehn, oder Räuberbande aufsuchen und verjagen, oder zum gemeinschaftlichen Besten gewisse Arbeiten unternehmen wollten, sich auf eine Zeitlang einen Anführer, oder **Dictator**, dem sie alle, während dieses Geschäftes, zu gehorchen versprachen. Traf es sich nun, daß eben derselbe Mann oft nach einander zum Anführer erwählet ward; so wurden die Uebrigen des Gehorchens, und er des Befehlens gewohnt. Er wünschte, beständig zu herrschen; und fand leicht eine Anzahl, die aus verschiednen Ursachen wollten, daß ihm eine mo-

narchische Regierung von Allen übertragen würde. Diese nahmen unter einander die erste Abrede, sich einander beyzustehen, wenn die Uebrigen nicht wollten. Sie riefen aus: Glück zu dem Könige! verbannt sey der, der ihm nicht gehorchen will. So konnten einige hundert oder tausend Menschen einen Fürsten im ganzen Lande machen; obgleich neun Zehntheile der Einwohner die Sache vorher nicht überlegt hatten; sondern halb mit gutem Willen, und halb aus Furcht vor den mit einander verbundnen Wenigen, dem Fürsten gleichfalls Gehorsam angelobten. So oft nun der Thron oder der Königsstuhl mit einem würdigen Menschenfreunde besetzt war, genoß das Land einer weit grössern Glückseligkeit, als in einer Republik möglich ist. Denn man weis aus der Erfahrung, daß die Fürsten oder Könige in den Regierungsgeschäften, so oft sie nicht etwa in irgend einem Affekte zum Besten oder Nachtheile einzelner Personen handeln, das Beste des Landes wünschen und befördern; so weit ihre eigne und die Einsicht derer reicht, die berufen werden, ihre Rathgeber zu seyn. 3) In Republiken können unter Partheyen oft Streitigkeiten vorfallen, und dem gemeinen Wesen sehr schaden. In solchen Umständen kann eine ansehnliche Parthey von der Glückseligkeit einer benachbarten ruhigen Monarchie eingenommen werden, gleichfalls einen Fürsten oder König wünschen, und eine grössre Anzahl Mitbürger zu gleichem Wunsche bereden, so daß die Meisten verabreden, die republikanische Regierung

rung in eine monarchische zu verwandeln. Wenn eine solche Parthey stark genug ist, und Anstalten machen kann, dem Widerwillen der Uebrigen zu widerstehn; so pflegt der Wunsch derer, die bey der alten Regierungsform bleiben wollen, entweder verändert, oder verborgen gehalten, oder durch Widerstand der Mächtigern vereitelt zu werden.

Man hat aber Monarchien von verschiedner Art. a) **In Wahlreichen** wird jedesmal nach des Fürsten Tode ein neuer durch diejenigen und aus denjenigen Personen erwählt, die nach den Staatsgesetzen ein Recht dazu haben. b) **In Erbreichen** aber ist die Erbfolge festgesetzt, zum Vortheile des ältesten Sohns oder des nächsten Blutsverwandten des verstorbnen Fürsten. Diese Erbfolge geht entweder nur auf das männliche, oder auch auf das weibliche Geschlecht. c) Man findet auch Reiche, in welchen der Fürst jedesmal seinen Nachfolger ernennt, und welche **Patrimonialreiche** heissen.

Ein andrer Unterschied der Reiche besteht in der Grösse des dem Monarchen gegebnen Rechts. a) **Ein eingeschränkter Monarch** darf nur gewisse Dinge nach seinem Gutbefinden im Staate befehlen; in andern aber gilt seine Meynung Nichts wider die einmal üblichen Gesetze, oder wider die meisten Stimmen gewisser verordneten Rathsversammlungen. Einige Monarchen sind auf solche Art eingeschränkt, daß zwar zu allen Veränderungen in Staatsangelegenheiten ihre Einwilligung als nothwendig erfodert wird; aber daß sie auch zu ge-

wissen Veränderungen, die sie wünschen, selbst die Einwilligung andrer Personen oder Gesellschaften haben müssen. b) Der uneingeschränkte oder souveraine Monarch aber hat, unter dem Versprechen, nach eigner Einsicht zum Besten des Landes zu regieren, in seinem Fürstenthume, Herzogthume, Königreiche oder Kaiserthume das ganze Recht, Gesetze zu geben und zu verändern, die Contributionen zu vermindern oder zu erhöhen, die Ausspräche der Gerichte zu bestätigen oder zu verwerfen, die Staatsämter zu besetzen, Adelsbriefe und andre Privilegien zu ertheilen, und mit den Regenten andrer Staaten Verträge zu schliessen, oder sie zu ändern.

Bey Einsetzung souverainer Monarchen hat man vorausgesetzt, daß, wenn die Erbschaft des Throns auf ein unmündiges Kind, oder auf eine sehr blödsinnige, oder gar wahnsinnige Person fallen sollte, der Monarch bis an die Zeit seiner Fähigkeit zu regieren, unter Vormündern stehn müsse, die er nachher zur Rechenschaft ziehen kann. Man hat ferner gemeiniglich vorausgesetzt, daß ein der Regierung fähiger Monarch keine seiner Unterthaninnen mit Gewalt zur Unkeuschheit zwingen; daß er Niemanden, ohne ihm einen Proceß zu machen, (worinnen angezeigt wird, warum es geschehe,) der Güter, der Freyheit, des ehrlichen Namens und des Lebens berauben werde. Wenn aber ein Volk so wenig gesittet, oder durch Furcht vor dem Monarchen so sehr erniedrigt ist, daß bey ihm geglaubt oder öffentlich gesagt wird,

ein

ein Monarch habe das Recht, nach Belieben gegen die Keuschheit der Unterthanen; und ohne Proceß mit den Gütern, der Freyheit, dem ehrlichen Namen und dem Leben der Unterthanen gewaltthätig zu verfahren; ohne daß es Jemand öffentlich misbilligen dürfe: so heißt der Monarch ein **Despot**, und die Regierung **Despoterey**.

In sehr gesitteten Ländern ist es nicht wahrscheinlich, daß eine Despoterey lange währe; aber von souverainen Monarchien, unter welchen gewisse Völker viele hundert Jahre nach einander glücklich sind, hat man allerdings Exempel.

Seht auf dem **dritten Viertheil** den Monarchen auf dem Throne in seinem Schlosse. Neben ihm stehn seine vornehmsten Räthe und Hofbediente; hinter diesen andre, die Etwas bey dem Könige suchen, oder das Vergnügen haben wollen, ihren Landesvater zu sehn, und sich ihm zu zeigen. Einige bewaffnete Männer von der **Leibwache** sind da, alle Unordnung zu verhüten.

Kaiser und Könige werden Majestäten genannt. Dieser Titel ist unterschieden von derjenigen Majestät, welche auch in jeder Monarchie und in jeder Republik ist, und in ihrer Unabhänglichkeit von andern Staaten, und höchsten Herrschaft über jeden Unterthanen bestehet. Man hat einzelne, man hat zusammengesetzte Staaten. Die letzten bestehn aus beständig verbundenen Monarchien oder Republiken, welche sich, der gemeinschaftlichen Wohlfahrt halber, von dem Entschlusse der meisten Stimmen in einigen Stücken abhängig gemacht haben.

Einige

Einige Hofleute beschäftigen sich nur mit der Person des Königs und seiner Familie, und sorgen für seine Tafel, Wohnung, Kleider, Pracht, Aufwartung und Ergötzlichkeit; als die Hofmarschälle, Küchenmeister, Kellermeister, Jägermeister, Stallmeister, Ceremonienmeister, Kammerherrn, Kammerjunker, Hofjunker, Pagen, u. a. m. nebst ihren Oberaufsehern. Andre aber werden als Räthe und Oberaufseher in Regierungsgeschäften gebraucht; als der Großkanzler, Schatzmeister, und eine grosse Anzahl andrer Räthe, wozu auch Moralitäts- und Educationsräthe gehören könnten, wenn man erst ihre Nothwendigkeit einsähe. (*) Die Familie des Fürsten, nebst diesen und andern solchen Staatsbedienten, heissen der Hof; die Stadt, worinn der Fürst mit seinem Hofe gemeiniglich wohnt, heißt die Residenzstadt. Ich sage, **wo er gemeiniglich wohnt**; denn es scheint nöthig, daß, wie ein Hausvater alle Theile des Hauses, also ein Landesvater alle Theile seines Landes oft besuche; und daß er in der Residenz sich nur am meisten aufhalte, wie ein Hausvater in seinem Wohnzimmer.

Durch die Regierung über vereinigte Mitbürger oder Staasglieder ist es möglich, daß in Ruhe und Sicherheit viele Menschen zusammen wohnen und ihre Geschäfte treiben. Seht auf dem **vierten Vierthel** eine Stadt mit einigen umlie-

gen-

(*) Man sehe *das Methodenbuch* in dem Hauptstücke von der Staatsaufsicht über Moralität und Erziehung u. s. w.

genden Dorfschaften vorgestellt. Ihr seht die Stadtmauren, das Thor, das Rathhaus, die Gassen und viele Häuser.

f) Von klagbaren und andern Beleidigungen. Tab. XXXII.

Da taumelt (auf dem ersten Vierthel) ein viehischer Trunkenbold. Muthwillige Knaben (denen kein Recht gegeben ist, sein Laster zu bestrafen) bewerfen ihn mit Sand und Koth. Der Trunkenbold aber (denn die Trunkenheit ist eine halbe Raserey) hat, bloß um den Klang zu hören, mit seinem Stocke die Fenster eines Hauses eingeschlagen. Diese Handlungen, sowohl des Trunkenboldes, als der Knaben, sind **klagbare Beleidigungen.** Das Wort, **klagbar**, will ich euch erklären.

Eine jede Pflicht eines Menschen gegen den andern, ist in gewissen Umständen gegründet: z. E. die Pflicht, daß Einer den Andern nicht schlagen dürfe, ist in dem Umstande gegründet, daß der Erste kein Vorgesetzter des Andern sey, daß der Andre Nichts gethan habe, worauf Schläge erfolgen dürfen, oder daß der Andre den Ersten nicht gewaltthätig angegriffen habe. Die Pflicht, herbey zu eilen, wenn ein Mensch ins Wasser fällt, ist keine Pflicht eines solchen Lahmen, der gar nicht gehn kann. Die Umstände nun, woraus eine Pflicht erhellt, können entweder ohne Weitläuftigkeit bekannt gemacht werden, oder nicht. Es kann

bekannt gemacht werden, daß ein Käufer Etwas gekauft und nicht gleich bezahlt habe, und daß er also verbunden sey, dem Verkäufer den Preis zu bezahlen. Aber es ist schwer, zu erforschen, ob Jemand verpflichtet gewesen sey, einem Bettler, dem er einen Allmosen abgeschlagen, oder einen kleinen gegeben hat, zu derselben Zeit Etwas oder mehr zu geben. Diejenigen Pflichten gegen Andre, welche sich nicht auf verborgne, sondern auf öffentlich bekannte Umstände gründen, kann die Obrigkeit erzwingen, daß ist, sie anbefehlen; und die Uebertretung derselben durch Strafen ahnden. Hingegen die andern Pflichten, deren entscheidende Ursachen nicht so leicht erforscht werden können, kann sie nicht mit Nachdruck befehlen, sondern ihre Ausübung muß sie der Tugend eines Jeden heimstellen.

Wenn ein Mensch dem andern eine **Pflicht** schuldig ist, so hat der andre ein **Recht**, die Vortheile der Ausübung derselben zu geniessen. Nun ist ein Unterschied zwischen **erzwinglichen** und **unerzwinglichen Pflichten** gegen einander, folglich auch zwischen einem **erzwinglichen** und **unerzwinglichen Rechte**, die Erfüllung einer Pflicht von einem Andern zu verlangen.

Eine jede Uebertretung einer Pflicht gegen einen Andern, ist eine **Beleidigung** desselben. Ist die übertretne Pflicht erzwinglich, so heißt die Beleidigung **klagbar**; ist aber jene unerzwinglich, so heißt diese **unklagbar**. Einige Menschen trinken, wenn man nach den Regeln der Gesundheit und

Spar-

Sparsamkeit urtheilet, zu viel hitziges Getränk, ohne doch betrunken zu werden. Sie beleidigen dadurch diejenigen, denen an der Erhaltung ihrer Gesundheit und ihres Vermögens gelegen ist. Aber eine solche Beleidigung ist vor der Obrigkeit nicht klagbar. Wenn sie aber, wie dieser Trunkenbold, entweder an Personen oder Sachen Gewalt ausüben, so ist die Beleidigung klagbar. Zu dieser Art gehört auch der Muthwillen dieser Knaben.

Raub, Diebstahl und viele Arten des Betrugs, gehören zu den klagbaren Beleidigungen. Wenn dem Diebe Etwas gestohlen wird, so wird er empfinden, wie ungerecht der Diebstahl sey. Seht, diese Frau will Eyer zu Markte tragen. Ein Dieb (denn die meisten fangen bey Kleinigkeiten zu stehlen an) nimmt ihr von hinten einige aus dem Korbe. Zu derselben Zeit stiehlt ihm ein andrer Dieb den Hut. Beyde sind schon auf dem geraden Wege zum Galgen oder zum Rade. Der Eyerdieb und der Hutdieb übten sich mehr und mehr, Hühner aus den Höfen, und einige Waaren auf den Jahrmärkten zu stehlen. Sie sannen nur auf Gelegenheit zu neuen Diebereyen, und verlohren die Lust, ihr Brod durch Arbeit zu gewinnen. Sie wurden untereinander, und auch andern Dieben zuletzt bekannt, und schlossen eine Diebesgesellschaft.

Auf dem zweyten Vierthel seht ihr sie, wie sie beschäftigt sind, durch Hülfe einer Leiter, in das zweyte Stockwerk eines Hauses bey Nacht einzubrechen. Und diese Bösewichter sind sogar bewaffnet, entweder diejenigen, durch welche sie in ihrem

Dieb-

Diebstahl gestöhrt werden könnten, schlafend oder wachend umzubringen, oder sich doch durch Mord derer zu wehren, welche sie etwa greifen, und der Obrigkeit überliefern wollten. Kinder, bedenkt, daß nicht gar selten unschuldige und fleissige Menschen durch Diebstahl ihr Vermögen verlieren; daß Einige von mörderischen Dieben umgebracht werden; daß die bloße Furcht vor ihnen schon ein Uebel sey, welches durch jedes Exempel vergrössert wird; daß die Gegenanstalt gegen Diebe die Menschen in Mühe und Kosten setze; vornehmlich bedenkt noch einmal die Unsicherheit des Lebens, welche ein Jeder an solchen Orten hat, wo Dieberey Ueberhand nimmt: so werdet ihr es nothwendig finden, daß (da die Lebensstrafen am meisten schrecken) die ergriffnen Diebe, besonders diejenigen, welche Gewalt ausgeübt haben, oder es zu thun Willens waren, durch den Strang am Galgen, oder durch das Rad ihr Leben verlieren. So wird es diesen gehen, wo sie nicht von den Bewohnern des Hauses, welche durch das Geräusch erweckt wurden, und Steine und Klötzer aus dem dritten Stockwerke auf sie herunter werfen, erschlagen werden. Seht! wie die bewaffneten Nachtwächter herbey eilen. Der eine ruft durch das Horn mehr Cameraden zusammen. Sollten die Diebe entkommen, so werden sie künftig noch verwegner. Kurz, der Galgen oder das Rad wird endlich ihr Lohn seyn.

Auf dem dritten Vierthel werden Reisende in der Kutsche auf der Landstrasse von Räubern angefallen. Diese nahten sich plötzlich der Kutsche,

hielten die Schießpistole vor, und riefen dem Kutscher: Halt! Halt! Zugleich hielt einer der Räuber die Pistole gegen den Wagen, mit den Worten: Heraus mit Silber, Gold und Geld, das ihr bey euch habt. Die Leute im Wagen hatten mehr Muth, und riefen: Bösewichter, bessert euch! Kutscher, fahrt zu! Er fuhr, und hieb nach den Räubern mit seiner langen Peitsche. Diese aber, um sich den künftigen Reisenden furchtbarer zu machen, erschossen zwey von denen, die in der Kutsche sassen, und eilten davon, weil sie befürchteten, daß nach dem Knalle rechtschaffne Leute herbey eilen und sie verfolgen möchten. Ist die Strafe des Rades nicht ein verdienter Lohn dieser Bösewichter?

An andern Orten, nicht bey uns, giebt es auch Menschenräuber, welche ihren Raub auf dem Markte als Vieh zu Sklaven verkaufen. Dort sind solche Menschenräuber. Sie trafen einen Mann, eine Frau und drey Kinder an. Die Gesellschaft der Räuber war stärker, (denn einige ihrer Cameraden sind auf diesem Vierthel nicht sichtbar.) Der brave Mann wollte sich und seine Familie vertheidigen, aber er ward jämmerlich erschlagen, und seine Leiche geplündert. Da liegt sie! Mit welchem Jammer schaut die Wittwe, die nunmehro Sklavinn ist, auf sie zurück? Wie schreien und winseln die mit Gewalt von Mördern weggeführten Kinder! Für solche Bösewichter sollte die Strafe des Rades zu strenge seyn? Soll der Mordbrenner nicht im Feuer sterben, welcher aus Rache, oder

um bey der Verwirrung zu stehlen, Wohnungen anzündet und eine Feuersbrunst erregt, wodurch zuweilen ganze Dörfer, und ganze Quartiere einer Stadt in Rauch und Flammen aufgehn, und nicht selten viele unschuldige Menschen umkommen? Ist nicht das Schwerdt der gerechte Lohn des Nothzüchtigers, der, allein oder mit Hülfe Andrer, um seinen unzüchtigen Trieb zu sättigen, sich des Leibes einer keuschen Jungfrau oder eines keuschen Weibes bemächtiget? Die Lebensstrafen Weniger, retten Vielen das Leben. Aber, wenn ein weiser Menschenfreund obrigkeitliche Gewalt hat; so sucht er mit allem Fleisse durch Anstalten, welche zur Polizey gehören, zu verursachen, daß Einsicht und Tugend ausgebreitet, und daß zur Unzucht, zum Raube und zum Morden, und andern solchen Lastern keine Unterthanen fähig werden, auch daß eine jede Hinrichtung eines Missethäters die größtmögliche gute Wirkung habe. (*)

Auf dem vierten Viertheil seht ihr eine Krämerinn, ein betrügerisches Weib. Ihre Waage, ihr Gewicht, ihre Elle, ihr Kannenmaaß sind nicht richtig, oder wenigstens braucht sie unrichtige, so oft sie glaubt, daß der Käufer es nicht merken werde. Diese vor der Bude stehende Frau aber hat es gemerkt, verweist es ihr mit derben Worten, und droht mit der Klage bey der Obrigkeit; denn eine solche Beleidigung ist klagbar.

Zu

(*) Das Methodenbuch in dem Hauptstück, von der Staatsaufsicht auf Moralität.

Zu den klagbaren Beleidigungen gehören 1) die meisten Arten des Betruges, 2) Diebstahl und Raub, 3) unrechtmäßig verübte Gewalt an dem Leibe eines Andern, Todtschlag, Mord und Nothzüchtigung, 4) alle unrechtmässige Gewalt an den Gütern des Andern, als Mordbrennerey, Verderbung der Saat, u. s. w. 5) alle unrechtmässige Abweichung von der gegebnen Zusage, 6) die Kränkung des ehrlichen Namens, 7) endlich wird die Obrigkeit auf eine klagbare Weise jedesmal beleidigt, wenn man ihre Gesetze übertritt, gesetzt auch, daß keine einzelne Person insbesondere dadurch beleidigt würde. Sie hält, solche Verbrechen zu erfahren, Fiscale und Polyzeybediente.

g) Von Gerichten und Strafen.

Tab. XXXIV.

Die höchste Obrigkeit (sie sey ein Monarch oder eine regierende Gesellschaft) setzt an verschiednen Orten **Richter**, welche urtheilen sollen, was, den Gesetzen gemäß, Einer von dem Andern zu fodern habe, ob Jemand, der angeklagt ist, ein Uebertreter der Gesetze sey, und welche Strafe der Schuldige leiden müsse. Auf dem ersten Viertheil wird eine Gerichtsstube vorgestellt. Dort in und auf jenem Schranken, oder in dem Gerichtsarchiv, liegen alte und neue Verordnungen der Obrigkeit, und andre Schriften von mancherley Art, vornehmlich Akten von vorigen Gerichtshandlungen. Am Tische sitzen drey **Richter**, wo-

von der eine zugleich als Schreiber (oder Secretair) das Protocoll führt, oder in einem Buche die Hauptsachen anschreibt, welche an jedem Gerichtstage vorfallen. An jedem Gerichtstage, sage ich, denn ein Gericht wird nicht täglich gehalten. Dort bezahlt ein Verurtheilter entweder Geldstrafe für ein verübtes Unrecht, oder Schuld, die er einem Andern schuldig war, oder die Kosten des Processes, das ist, des vor dem Gerichte, zwischen dem Kläger und Beklagten geführten, und vom Richter entschiednen Streites. Der Andre vor dem Gitter (oder Schranken) mit den Akten in der Tasche, scheint sein Sachwalter, Fürsprecher oder Advocat zu seyn, der, weil er die Gesetze versteht, und Uebung im schriftlichen und mündlichen Vortrage hat, von dem Beklagten bedungen war, den Richtern Alles kund zu machen, was zu seiner Rechtfertigung oder Entschuldigung dienen könnte. Einer von den drey übrigen Männern ist entweder der Kläger, oder der Sachwalter desselben, die beyden übrigen aber sind vermuthlich Zeugen, welche, weil sie Etwas, das zur Entscheidung der streitigen Sache gehört, wissen, oder zu wissen vorgeben, von den Richtern vorgefodert sind, ein Zeugniß abzulegen. Vielleicht aber ist der mit dem umgeworfnen Oberrocke ein Gerichtsdiener, oder Gerichtsbothe, welcher von den Richtern Befehle erwartet. Wenn eine Versicherung des Beklagten, des Klägers, oder der Zeugen, von grosser Wichtigkeit ist; so befehlen die Richter, daß sie diese Versicherung beschwören müssen. Ein

entdeckter falscher Eid, oder Meineid, wird hart, und zwar mehrentheils am Leibe gestraft.

In den Gesetzen sind vielerley Strafen bestimmt, z. E. Geldbusse, der Verlust gewisser Vorrechte, (als gewisser Aemter des Adels und des Ranges,) die Landesverweisung, die Gefangenschaft auf immer, oder auf einige Zeit, und andre Leibesstrafen.

Die Gefangenschaft ist von zweyerley Art, 1) zur blossen Verwahrung der Wahnsinnigen oder der Angeklagten, 2) zur Strafe, wenn die Gefangenschaft und die dabey vorfallenden Beschwerlichkeiten, entweder als die einzige Strafe für Verbrechen, oder als ein Theil derselben zuerkannt sind. Nur die letzte Art der Gefangenschaft ist ein Zeichen der verdienten Schande.

Es macht aber die Obrigkeit einen Unterschied unter solchen Leibesstrafen, und folglich auch unter solchen Gefangenschaften, die den Gestraften (nach ihrem Urtheile) nicht des ehrlichen Namens berauben, und unter solchen, wodurch derselbe, wenigstens auf eine Zeitlang, verlohren wird. Es hat und behält nämlich Jemand (nach dem Urtheile der Obrigkeit) seinen ehrlichen Namen, wenn es den Unterthanen nicht erlaubt wird, ihn und seine Thaten mit gewissen Namen zu belegen, welche eine im höchsten Grade verhaßte Gemüthsart anzeigen. Mancher, z. E. hat bey solchen Umständen gestohlen und betrogen, oder gehurt, oder die Ehe gebrochen, oder einem Menschen das Leben genommen, daß die Obrigkeit ihn

zwar straft, aber Andern nicht erlaubt, ihn Dieb, Betrüger, einen Hurer, Ehebrecher oder Mörder zu nennen. Alsdann hat er zwar durch Befehl der Obrigkeit eine gewisse Art des ehrlichen Namens behalten, aber dieser Befehl kann doch die Schande nicht auslöschen, die ihm von Allen zuerkannt wird, welche sein Verbrechen wissen. Bey diesen hat er doch den ehrlichen Namen auf eine fast unersetzliche Art verlohren.

Auf dem vierten Vierthel seht ihr einige sehr furchtbare Gefängnißstrafen; 1) in einem Kerker, wo zwey Menschen in einer höchst schmerzhaften Stellung sind, der eine mit verschiednen Ketten an die Wand geschlossen, der andre krummliegend, die Füsse im Stock. Bey ihnen steht eine Schildwache mit blossem Säbel, welche darauf Acht giebt, daß sie sich weder selbst, noch durch Jemandes Hülfe befreyen können. Eine furchtbare Strafe, wenn sie auch nur einige Tage daurt, und oft daurt sie viele Jahre oder lebenslang! Gewöhnt euch, Kinder, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind furchtbar.

Seht ihr einen Karrensklaven angefesselt an seine Karre? Bey Nacht liegt er in einem abscheulichen Kerker, mit einer Menge andrer Unglücklichen. Bey Tage muß er unter Aufsehern immer die schwersten oder die ekelhaftesten Arbeiten thun. Sein geringstes Versehn wird mit derben Schlägen oder Krummschliessen bestraft. Seine Fesseln drücken ihn beständig. Durch seine schlechten

Kleider

Kleider wird er vor Beschwerlichkeit und Unreinigkeit nicht so gut bewahrt, als andre Menschen. Seine Nahrung ist selten Etwas anders, als Brod und Wasser. Denkt nicht, daß ihm die Gewohnheit seinen Zustand sehr erleichtere. Denn er sieht täglich viele Menschen, welche der glückseligen Freyheit geniessen, und erinnert sich also täglich, daß er sein Elend durch sein Verbrechen sich zugezogen habe. Eben so elend sind jene Galeerensklaven, welche von der Schildwache zu ihren Galeeren geführt werden, wo sie angekettet Tag und Nacht sitzen und rudern müssen, ohne den geringsten Lohn für ihre Arbeit zu haben. Kinder, gewöhnt euch, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind furchtbar.

Dort, auf dem zweyten Vierthel, muß ein Soldat Gassenlaufen, und wird durch die Spießruthen einiger Hundert seiner Cameraden sechsmal oder zwölfmal gejagt; vielleicht drey Tage nach einander. Diese Strafe der Soldaten ist zwar mehrentheils nicht unehrlich, aber dennoch entsetzlich. Fast alle Adern seines entblößten Rückens werden entzwey gehauen. Und wenn er die traurige Gasse vielmal durchlaufen muß, so geht auch das Fleisch bis auf die Knochen herunter. Etwas minder schmerzhaft, aber auch allzeit unehrlich ist die Strafe der öffentlichen Stäupung am Prangger. Seht ihr den lasterhaften, den Elenden, wie er mit ausgedeyntem Leibe da hängt, damit die lange biegsame Ruthe desto mehr schmerze? Seht, wie der Scharfrichter ausholt. Er zählt

die Streiche zu, nach dem Urtheile der Obrigkeit, und nimmt oft frische Ruthen, die ihm der hinter ihm stehende Junge reicht. Welcher Schmerz! welche Schande vor einer so grossen Menge Zuschauern! Nach dieser Strafe wird er entweder des Landes verwiesen, oder auf einige Jahre, oder auf seine Lebenszeit in unehrliche Gefangenschaft gebracht. Denn in demselben Lande, wo man ihn kennt, und kurz nach seiner That und Strafe, kann er weder Gesellschaft noch Vertrauen finden, weil ihn ein Jeder verabscheuet. Kinder, gewöhnt euch, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind furchtbar.

Weil aber viele Menschen sich durch **Lebensstrafen** mehr, als durch andre, von grossen Verbrechen abschrecken lassen; so sind an den meisten Orten auch diese Arten der Strafen üblich. Jenem Verbrecher (**auf dem dritten Vierthel**), der vermuthlich Todtschlag begangen hat, jenem auf einem erhabnen Richtplatze knieenden Menschen mit verbundenen Augen, wird durch das Schwerdt des Scharfrichters der **Kopf abgeschlagen.** Nicht weit davon ist der **Galgen**, woran man Missethäter (mehrentheils Diebe) hängen läßt, nachdem sie durch den Strick und durch die Schwere ihres Körpers, oder durch Hülfe des Scharfrichters erwürgt sind. Da hängen ihre Leichen, eine Speise der Raben, ein Scheusal Aller, und ein Schrecken derer, welche sich zu Lastern schon so verwöhnt haben, daß diebische Gedanken, Wünsche und Vorsätze bey ihnen Statt finden. Andre Verbrecher,

Brecher, besonders Strassenräuber und Diebe, die zugleich gemordet haben, oder andre vorsetzliche Mörder, werden gerädert, das ist, sie verlieren ihr Leben durch Stösse mit einem Rade, womit der Scharfrichter erst die stärksten Knochen ihres Leibes zerbricht, ehe sie sterben können. Alsdann werden sie, zuweilen noch lebend, mit Ketten auf einem Rade befestigt, welches oben auf einen langen Pfahl gesteckt ist. Da sterben sie langsam in unsäglichen Schmerzen. Doch den meisten Gerderten werden vorher einige tödtende Stöße gegeben; dann erst werden ihre Leichen zum beständigen Schrecken derer, die Bösewichter werden könnten, aufs Rad geflochten. An andern Orten werden Missethäter von gewisser Art lebendig verbrannt, lebendig an ein Kreuz genagelt, lebendig an den Ribben aufgehängt, lebendig an gewissen Theilen des Leibes auf Spiesse oder spitzige Pfähle gesteckt, oder lebendig von Pferden gevierthelt. Kinder, gewöhnt euch, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind furchtbar.

Wenn ein Missethäter seine Mitverbrecher nicht verrathen, oder von der Art seiner Verbrechen dasjenige nicht anzeigen will, was er weis, und woran der Obrigkeit Viel gelegen ist, es zu wissen; so wird er an einigen Orten durch mancherley Marter, welche Tortur heissen, zum Bekenntnisse gezwungen. Einige werden vor ihrer Todesstrafe erst gepeitscht, zum Richtplatz hingeschleift, und mit glüenden Zangen gerissen. Andern

aber werden erst die Hände abgehauen. Noch Andre, die beym Leben bleiben sollen, werden mit einem glühenden Eisen gebrandtmarkt, oder an Nasen, Ohren und Zungen verstümmelt. Furchtbarer Lohn, abscheulicher Laster! Kinder, gewöhnt euch, der Obrigkeit zu gehorchen, denn ihre Strafen sind furchtbar.

Jemehr Aufsehn die Strafe der öffentlichen Verbrecher macht; je länger sie zur Schau gestellt werden; je abscheulicher ihr Aufzug ist; je besser alle Unterthanen durch obrigkeitliche Nachrichten belehrt werden, wie die Verbrecher von bösen Wünschen zu Vorsätzen, von Vorsätzen zu Thaten, von kleinen Verbrechen zu grössern fortgeschritten seyn, kurz, was sie dazu veranlaßt, gereizt und verführt, ferner, was sie in ihrem bösen Sinne bestärkt habe: desto beßre Wirkung hat die Strafe, welche die Missethäter vornehmlich deswegen leiden, damit ihre Missethaten von Andern nicht nachgeahmt werden.

Kinder, gewöhnt euch, euren Eltern und andern Obern zu gehorchen, und weicht mit eurem Wissen kein Haarbreit von der Tugend; bessert euch alsobald, wenn ihr gewahr werdet, daß es in Uebereilung oder Affekt geschehen sey. Dieses wird euch von der Gefahr, dem Scharfrichter in die Hände zu fallen, immer weiter entfernen. Künftig will ich euch noch kräftigere Mittel bekannt machen.

Man findet einige, den Eltern und Vorgesetzten so ungehorsame, Kinder oder Jünglinge, welche sich durch Lehre, Warnung und häusliche Zucht nicht bessern lassen, sondern einen faulenzrischen, betrügrischen, diebischen und gewaltthätigen Charakter behalten. Diese werden auf einige Zeit, oder auf immer in Zuchthäusern gefangen gesetzt, wo Alles, besonders durch scharfe Zucht, darnach eingerichtet ist, daß sie von bösen Thaten abgewöhnt, und zur Arbeit und Ordnung angewöhnt werden. Kinder, die ihr dieses Buch leset, entgeht der Gefahr dieser Beschwerlichkeit und Schande, durch Gehorsam, durch Liebe der Tugend und durch tägliche Besserung.

h) Etwas vom Kriegswesen.

Tab. LXVII bis LXXI.

§. 1. Unter Staaten, die mit einander benachbart sind, oder durch Schiffahrt, Commerz und auf andre Art mit einander Gemeinschaft haben, kann Mishelligkeit und Streit entstehn; z. E. über die Gränze; über die Freyheit, sich der Wege, der Flüsse und der Meere zur Reise zu bedienen; über Ersetzung eines Schadens, den die Unterthanen des einen Staates, weil man sie nicht in Ordnung hält, den Unterthanen des andern zugefügt haben; über die Ueberläufer, die, um ihrer Strafe zu entgehn, sich in einen andern Staat begeben; über das Erbrecht dessen, der in einem Staat schon Fürst ist, und es auch in dem andern werden will; über das Unrecht, das Gesandten widerfahren ist;

über

über Verträge, welche die Regenten zweyer Staaten in ihrem Namen mit einander gemacht haben, und so weiter. Die Regierung eines Staats aber ist mit den inländischen Sachen schon so beschäftigt, daß sie ohne besondre Ursache nicht geneigt ist, die Gerechtigkeit der Klage eines andern Staats über ihre Unterthanen mit Schwierigkeit zu erforschen, und den Schaden nach dem Maasse der Foderung zu ersetzen. Hingegen wird der Staat, der sich für beleidigt hält, öfter zu grosse, als solche Foderungen machen, die dem andern billig scheinen. Wollte nun ein Staat in solchen Streitigkeiten allzeit dem Widerspruche des andern nachgeben; so würde er in beständiger Gefahr bleiben, von fremden Staaten beleidigt zu werden, oder zu seinem grossen Schaden harte Foderungen erfüllen zu müssen. Es erfodert also zuweilen das gemeine Beste, daß ein Staat dem andern nicht nachgebe. Dieses können in gewissen Fällen zweene unter einander mishellige Staaten glauben; sie werden also ihre Unterthanen bewaffnen, oder durch die schon bewaffneten Soldaten Krieg mit einander führen, das ist, Gewalt und Widerstand gegen Personen und Güter an einander ausüben; die Gegner, welche man Feinde heißt, tödten oder gefangen nehmen; und entweder durch Verheerung, oder durch Eroberung der feindlichen Länder, den Feind zu schwächen, und sich selbst zu stärken suchen; bis es den Regenten beyder Staaten nützlich scheint, durch ihre Gesandten unter gewissen Bedingungen Frieden anzubieten und zu machen, wodurch oft einige

Pro-

Provinzen des einen Staats unter die Herrschaft des andern kommen. Und in dieser Hoffnung werden auch oft unnöthige Kriege beschlossen von Regenten, die ihre Herrschaft gern ausbreiten, oder durch Eroberungen eine vermeinte Ehre erwerben wollen; und auf Anrathen solcher Minister und Generale, die in und nach dem Kriege grössere Vortheile zu geniessen hoffen, als sie vor demselben hatten. Wegen solcher Angriffe werden mehr schwächere Staaten sich gegen einen stärkern durch Bündnisse oder Allianzen vereinigen; worüber zuweilen neue Kriege entstehen. Zum Kriegführen gehören 1) viel Geld, welches entweder in dem Schatze oder der Kriegeskasse des Staates seyn, oder durch solche Contribution und andre Mittel herbeygeschaft werden muß, wodurch die Wohlfahrt des Staats am wenigsten gemindert wird; 2) ein Kriegsconseil aus weisen und getreuen Räthen, welche das ganze Kriegswesen verstehn; 3) ein mit guten Generalen und Officieren versehnes, der Zucht gewohntes und wohlgeübtes Kriegsheer, und (wenn der Staat an der See liegt und von dieser Seite auch Etwas zu befürchten hat,) eine zureichende Flotte von Kriegsschiffen, die mit Volk und Kanonen bewaffnet werden, den Feind von den Ufern abzuhalten, die Schiffahrt der Unterthanen zu beschützen, die Häven und Ufer des Feindes anzugreifen und ihm die Zufuhr der Kriegsbedürfnisse abzuschneiden; 4) in den Zeughäusern muß zureichender Vorrath an Artillerie, Munition, Gewehr, Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürf-

nissen seyn, sowohl für den Theil der Armee, der schon angeworben ist, als für denjenigen, der zum Kriege noch angeworben werden soll; 5) es darf auch nicht fehlen an Magazinen von Futter für die Pferde und Lebensmitteln für die Menschen; an Montur für die Armee; an Pferde für die Reuterey, für die Artillerie und Bagage; und an Zelten, um ein Lager aufzuschlagen.

§. 2. Arten des Gewehrs sind (*) 1) die Artillerie, das ist, grosse und kleine Cartaunen, Haubitzen und kleine Feldstücke mit ihren Lavetten und der dazu gehörigen Ammunition an Pulver und Eisen; 2) Musketen, Carabiner und Pistolen; 3) Spiesse, Bajonette, Säbel und Degen. Schleuder, Bogen und Pfeile, (die letzten trägt man in Köchern) werden gebraucht, wo kein Feuergewehr üblich ist. Ehemals bestürmte man die nur mit Mauren umgebnen Städte durch Hülfe der Mauerbrecher, Sturmdächer und Schleudermaschinen. Damals konnte man das Haupt mit einem Helm, den Leib mit einem Panzer und die Brust mit einem Schilde bedecken, welche jetzt gegen Kanonen Nichts, gegen Musketen wenig helfen würden. Die Fahnen des Fußvolks, die Standarten der Reuterey, Trommeln, Pauken, nebst andern Instrumenten der Kriegsmusik, sind zwar keine Waffen, dienen aber sehr, die Unordnung des Kriegsheers zu verhüten, die

(*) Vieles aus diesem Hauptstücke wird für Kinder verständlicher durch die zuletzt angeführten Kupfertafeln.

die Haufen der Krieger zusammen zu halten, und ihnen sowohl Muth zu geben, als Befehle zu ertheilen. Die Armee besteht 1) aus dem Fußvolk, 2) aus der schwer bewaffneten Reuterey, 3) aus den Dragonern, die zu Fuß und zu Pferde dienen können, 4) aus den Artilleristen, die mit dem groben Geschütz umgehn, 5) aus Ingenieurs, welche Festungswerke anzulegen und anzugreifen verstehn, 6) aus den leicht bewaffneten Truppen, als Husaren und Jägern, 7) aus dem Troß bey der Bagage und den Proviantwagen, wozu auch die Marketenter gehören. Wir wollen einige Befehlshaber im Kriegsheer bey ihren Titeln nennen. Der Gefreyter, der Corporal, der Feldwebel, der Sergeant und der Fahnenjunker, gehören zu den Unterofficieren; ein Hauptmann (Capitain) oder bey der Reuterey ein Rittmeister, führt eine Compagnie von 60, 100 oder mehr; der Oberste führt ein Regiment von 600, 800, 1000 oder mehr; der Brigadier ein Corps, das ist, eine kleine Armee von 4000 oder 6000; der General oder Feldmarschall eine Armee; der General en Chef oder Generalfeldmarschall ist über alle Generale. Die Generale, die Obersten und die Hauptmänner haben ihre Lieutenants oder Vicarien, die unter ihnen commandiren oder ihre Stelle vertreten. Der Fähndrich trägt die Fahne, der Cornet die Standarte. Der Regimentsquartiermeister sorgt für die Quartiere und für die Regimentscasse; der Major übt ein Regiment in der Kriegskunst; der Generalmajor hat dieselbe Pflicht in Ansehung vieler Regimen-

gimenter. Der Generalgewaltiger, wie er an einigen Orten genennt wird, nimmt durch Hülfe seiner Untergebnen die Deserteurs und Marodeurs gefangen, um sie zu bestrafen. — Ein Regiment Fußvolk wird in Bataillons von 300 bis 500 Mann getheilt, ein Regiment Reuterey in Schwadrons von 100 bis 200 Mann. Eine Escadre aber ist ein Theil der Flotte, etwa 7, 12, 15 Kriegsschiffe. — Eine Armee marschirt mit ihrem Vortrabe und Nachzuge entweder ausgebreitet und fast in Schlachtordnung; oder Colonnenweise, daß sie an beyden Seiten Fronte machen können. Durch enge Pässe aber müssen sie defiliren. — Das Kriegsheer liegt zu Friedenszeiten, theils in Garnisonstädten und Festungen, entweder bey den Einwohnern, oder in Casernen, oder auf dem Lande bey den Bauren vertheilt. Zur Kriegszeit aber wird es zusammengezogen, ausser denen, die zurückbleiben zur Besatzung in den festen Plätzen und in den volkreichen Städten, wo Ruhe und Ordnung erhalten werden muß. Wenn es eine Zeitlang an einem Orte bleiben soll; so schlägt es ein Lager auf ausordentlich neben einander gesetzten Zelten. Im strengen Winter aber bezieht es Winterquartiere oder Cantonirungsquartiere, worinnen es mehr, als in jenem zusammengehalten wird. Es führt, um über Flüsse zu kommen, Pontons bey sich, oder das Geräthe von Kupfer, Eisenblech oder Leder zu einer Schiffbrücke.

§. 3. Man legt Festungen an, um die Städte und die Oerter, wo man Zeughäuser und Maga-

Magazine haben will, vor einem geschwinden Ueberfalle zu bewahren, oder an Päſſen und Einfuhrten dem Feinde den Eingang in das Land oder in die Häven zu verwehren. In Festungen, wenn sie an vortheilhaften Orten zweckmäßig angelegt sind, kann durch Hülfe der Gräben, Wälle und Mauren eine kleine Anzahl sich auf immer oder auf eine Zeitlang gegen eine größre vertheidigen. Denn mit der Artillerie kann man jeden Zugang beschiessen, und es ist nicht leicht, da die Besatzung auch aus dem kleinen Gewehr schießt, über den Graben und Wall zu kommen. — Wenn eine Festung geräumig genug ist, daß sich ein starkes Corps darinn aufhalten kann, so wagt es ein Feind nicht leicht, sie vorbeyzugehn und tief ins Land zu dringen. Denn die Besatzung würde ihn hindern, Proviant und Verstärkung sich nachführen zu lassen, und wenn er geschlagen würde, ihm den Rückzug streitig machen, so daß seine ganze Armee umkommen, oder das Gewehr strecken und sich zu Kriegsgefangnen ergeben müßte. — Die vollständigen Festungen bestehn aus Hauptwerken und Aussenwerken. Jene sind Graben und Wälle. Ein Wall besteht aus Bollwerken (Bastionen) und den Mittelwällen (Curtinen). Ein Bollwerk hat gemeiniglich zwey Facen (Gesichtslinien) an der Spitze, und zwey Flanken (Streichlinien) an den Seiten, in welchen Schießscharten sind. Ein jedes Bollwerk kann von den beyden nächsten vertheidigt werden; der Mittelwall aber von den beyden Bollwerken, zwischen denen er ist. Die Festungs-

werke sind mit Kanonen besetzt, deren Mündung etwas erhaben und erniedrigt werden kann, um in die Weite und Nähe zu treffen. — Aus grossen Kanonen kann man die Kugeln über eine halbe Meile fortschiessen, besonders in einem Bogenschuß; denn der gerade Kernschuß reicht so weit nicht. Wenn man Gebäude zerschmettern oder in Brand schiessen will: so werden Mörser gebraucht zu Bomben, Granaten, Kartetschen und Feuerkugeln; oder die Stückkugeln vorher glüend gemacht. Die Mörser dienen auch, Leuchtkugeln (um eine Gegend zu erhellen) Dampfkugeln (sie zu verdunkeln) und Stinkkugeln (die einen Gestank verursachen) abzuschiessen oder zu werfen. — Doch weiter von Festungen! Der Wall ist mit Brustwehren versehn, hinter welchen die Vertheidiger einigermassen sicher sind. Die Böschung aber giebt ihm Festigkeit. Das Aussenwerk ist über dem Graben, nämlich der bedeckte Weg mit dem Glacis. Aber man hat auch besondre Aussenwerke, Ravelinen, Scheeren, halbe Monde, Schanzen, Redouten, besonders vor den Curtinen. In diesen Schanzen und auf dem Walle sind Wachhäuser oder Corps de Garde für diejenigen, welche auf der Wache sind, und Schilderhäuser für die Schildwachen. Eine Citadelle aber ist eine kleine Festung in einem grössern Orte, von welcher man sich wehren kann, wenn der Ort schon in feindlichen Händen ist.

§. 4. Auch

§. 4. Auch für das Lager wird Sicherheit wider den feindlichen Ueberfall verschafft durch Vorposten (Piquets) und Schildwachen; zuweilen durch aufgeworfne Schanzen, oder durch eine Circumvallationslinie nach dem Felde zu, und durch eine Contrevallationslinie wider die belagerte Stadt. Ferner durch Palisaden, spanische Reuter, Verhacke und auf andre Art. Wenn Verschanzungen dazu dienen, sich im Nothfalle dahinter zurück zu ziehn; so heissen sie Retranchementer. Eine Gegend blockiren oder berennen, heißt, mit einem vertheilten Kriegsheer, entweder durch oder ohne Hülfe einiger Verschanzung, alle Zugänge dahin besetzen. Wenn eine Festung blockirt ist; so kann sie keine Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen erhalten, oder die Bedeckung des Transports muß sich durchschlagen.

§. 5. Das Gefecht unter zwey kleinen Partheyen heißt ein Scharmützel. Es fällt oft vor bey den Vorposten, bey dem Recognosciren, bey den Märschen, bey dem Angriffe und der Vertheidigung der Bagage, u. s. w. Aber Schlachten (Bataillen) liefern sich Corps und Armeen, wenn die eine sich ausgebreitet in Ordnung hinstellt, daß die andre, ohne jene anzugreifen, ihren bestimmten Weg nicht fortsetzen, kann, und um den Angriff thun zu können, sich gleichfalls in Schlachtordnung ausbreiten muß. In der Schlachtordnung hat die Armee einen rechten und linken Flügel, ein Mittelcorps (Corps de

Bataille) und gemeiniglich auch ein Hintercorps (Corps de Reserve.) Der Generalfeldmarschall ist gemeiniglich in der Gegend des letzten. Die Generale empfangen von ihm und geben an Andre die Befehle, entweder vermittelst verabredeter Zeichen, oder durch die zwischenreitenden Adjutanten. Den gemeinen Truppen wird Befehl ertheilt, entweder durch die Stimmen der Officiere oder durch Kanonenschüsse, Trompeten, Pauken, Trommeln, Fahnen und Standarten. Der Angriff auf die Flanken einer Armee ist für die Angegriffnen am gefährlichsten, weil sie keine Fronte daselbst haben. Daher hüten sie sich, überflügelt zu werden. Ein sehr schwaches Corps aber, das sich durchschlagen oder gegen einen Angriff von allen Seiten her eine Zeitlang halten will, stellt sich in ein Viereck, mit Fronten nach allen Seiten, (Bataillon quarree.) Zuweilen treibt Ermüdung, die Nacht oder schlechtes Wetter die streitenden Armeen aus einander. Zuweilen aber muß die schwächere weichen, und den Siegern das Schlachtfeld überlassen. Dieses geschicht entweder in einem ordentlichen Rückmarsch, auf welchem sie sich immer vertheidigen, oder durch eine mehr und weniger unordentliche Flucht, auf welcher die Sieger nachsetzen und entweder niederhauen oder gefangen nehmen, was sie können.

§. 6. Festungen werden zur Uebergabe gezwungen entweder durch Blockaden, Hunger und Durst, oder durch eine förmliche Belagerung.

Die

Die Belagerer können Nichts ausrichten, ehe sie Batterien haben, von denen sie mit grobem Geschütz die Festungswerke beschiessen. Batterien anzulegen, und nach und nach zu dem Graben zu kommen, nähern sie sich durch Laufgräben, die in einem Zikzak fortgehn, damit sie von den Schüssen aus der Festung nicht können bestrichen werden. Hingegen zielen die Belagerten mit ihren Kanonen vornehmlich auf die feindlichen Batterien und diejenigen Oerter, wo an den Laufgräben gearbeitet wird. Darum suchen die Artilleristen (als die Constabel, u. s. w.) sich hinter Schanzkörben zu verbergen, welche mit Sand gefüllt sind. Sind nun einige Aussenwerke von den Belagerern erobert, oder wehrlos gemacht; so nahen sie sich dem bedeckten Wege, werden aber zuweilen durch Minen oder Höhlen, in welchen ein Vorrath von Pulver durch die Belagerten angezündet wird, in die Luft gesprengt. Auch wehren sich die Belagerten in dem bedeckten Wege. Um aber ihre Bollwerke untüchtig zu machen, schicken die Belagerer auch einige Minirer unter oder über dem Graben, welche einen Keller machen und mit Pulver füllen, und eine glimmende Lunte (oder Zündwurst) so anlegen, daß die Mine springe, wenn sie sich entfernet haben. Auf solche Weise und durch das Kanoniren wird Bresche (eine Oeffnung) in dem Walle gemacht. Alsdann denken die Belagerer darauf, Sturm zu laufen, füllen den durch die niedergeschoßne Erde zum Theil gefüllten

Graben noch mehr mit Faschinen, gehn hinüber und suchen den Wall zu ersteigen. Die Belagerten wehren sich durch Sturmpfähle, durch klein Geschütz und Säbel. Wird die Festung mit Sturm erobert, so muß die Besatzung gemeiniglich, weil sie sich so hartnäckig gewehrt hat, über die Klinge springen, und so wird die Stadt geplündert, oder gar durch Pechkränze in Brand gesteckt. Daher die Belagerten gemeiniglich vor dem Sturme schon die Chamade schlagen, oder die weisse Fahne ausstecken, und die Festung mit gewissen Bedingungen oder Capitulation übergeben, entweder daß die Besatzung mit klingendem Spiel einen freyen Abzug haben, oder nach der Streckung des Gewehrs sich zu Kriegsgefangnen ergeben soll.

§. 7. **Durch Siege werden zuweilen ganze Provinzen erobert.** Diese müssen den Siegern Gehorsam und Treue versprechen, ihnen Contribution, zuweilen Brandschatzung geben, und alles liefern, was sie verlangen, und was aufgebracht werden kann. Zuweilen aber wird der Feind aus seinen Eroberungen vertrieben, macht aber vor seinem Abzuge noch Foderungen, die nicht alsobald erfüllt werden können. Alsdann nimmt er angesehne Personen als Geissel aus dem Lande mit, deren Wohlfahrt und Leben in Gefahr wäre, wenn das Gefoderte nicht geleistet würde. Er sucht auch vorher alles zu vernichten und zu verderben, wodurch die Macht seines Feindes gestärkt werden könnte, und was

er

er selbst nicht mitnehmen kann, als Festungswerke, Magazine, Geschütz, (das er vernagelt) Munition, Erzgruben, einige Fabriken, u. s. w. Doch der Feind thut nicht allezeit, was er kann. Denn das Kriegsglück ist veränderlich. Auch seine Festungen und Provinzen können auf eine Zeitlang in Andrer Hände fallen. Alsdann muß er Repressalien, oder ein eben so hartes Verfahren erwarten.

§. 8. Der Seekrieg wird mit Flotten geführt. Die größten Kriegsschiffe heissen Schiffe von der Linie, die andern aber Fregatten, Transportschiffe, Proviantschiffe, Galeeren, u. s. w. Man hat auch Brander, oder alte untaugliche Schiffe, die man mit allerley entzündbaren Materien angefüllt hat, und in eine starke Fahrt gegen die feindliche Flotte setzt. Alsdann wird eine Lunte angelegt, die den Brander nicht eher anzündet, bis das Volk durch Schaluppen oder Schwimmen sich entfernt hat. Alsdann segelt er ohne Führer unter die feindliche Flotte, kömmt in Brand, und wirft die Feuermaterien in grosser Menge um sich auf die feindliche Flotte, welche dadurch angezündet werden soll. Die ganze Flotte wird von einem Admiral commandirt, ein Theil derselben durch einen Viceadmiral, Contreadmiral, Schoutbynacht, oder Commandeur; ein einzelnes Schiff von einem Commandeurcapitain, welcher seinen Lieutenant, andre Officiere, die Matrosen und die Seesoldaten unter sich hat. Auf einem und demselben

Schiffe werden die Befehle, wie auf dem Lande, gegeben. Die Admirale aber commandiren die andern Schiffe zuweilen mit Kanonenschüssen, zuweilen durch abgesendete Schaluppen, aber mehrentheils bey Tage durch Flaggen, und bey Nacht durch Laternen und andre Feuerzeichen. Denn der Befehlshaber jedes Schiffes versteht diese Sprache der Admirale, und weis, was ihn oder Andre angeht.

§. 9. Die Kriegskunst ist nach und nach sehr verändert und erweitert worden. Sie besteht in der besten Art, sich zum Kriege bereit zu halten und zu rüsten; eine Armee anzuwerben, und in Zucht und Uebung zu erhalten; die angeworbnen Regimenter durch Landmiliz zu verstärken, welche in Friedenszeiten nur zuweilen geübt wird, und sich durch eigne Arbeit nährt; Kriegsschulen anzulegen; für die Kriegscasse, die Zeughäuser, die besten Waffen und Magazine zu sorgen; Festungen anzulegen und Flotten zu unterhalten; zur Vertheidigung und zum nöthigen Angriffe auf Märschen, bey Schlachten und in Belagerungen allezeit das Beste zu thun; und für die Gesundheit und den Unterhalt des Kriegsheers, nach Beschaffenheit der Zeiten und Oerter, die leichtesten und tauglichsten Mittel zu wählen, u. s. w.

Tab. LXVII. Erstes Vierthel zu §. 2. Ein Schleuderer, der aus einem Haufen, nach alter Art (nicht mit Feuergewehr) bewaffneter, Soldaten hervorgetreten ist, schleudert nach

einem

einem Anführer der Feinde, der gleichfalls etwas vorwärts steht, und welcher behelmt, bepanzert, mit Spieß und Schwerdt bewaffnet, und mit einem Schilde versehen ist. — Zweytes Viertheil zu §. 2. Zwey Haufen von Mohren, versehen mit Köchern, Pfeilen und Bogen, schiessen gegen einander. — Man sieht Einige todt, Einige fallend und verwundet. In ihren Wunden stecken Pfeile. — Drittes Viertheil zu §. 2. Zwey Partheyen morgenländischer Völker, (wie etwa Ulanen) rennen mit sehr langen Spiessen zu Pferde gegeneinander. Man sieht allerley Vorfälle eines solchen Scharmützels. — Viertes Viertheil zu §. 2. Ein kleiner Haufe heutiger Infanterie, mit Flinten und Bajonetten, (in ein Viereck gestellt,) ist zum Schusse bereit, um einen Haufen Husaren, die mit hängenden Zügeln und gezogenen Säbeln einbrechen wollen, zu empfangen.

Tab. LXVIII. Zu §. 3. und 6. Von einer gewissen Höhe herab sieht man einen Theil von einer befestigten und belagerten Stadt, in den gehörigen Umständen. Z. E. den Mittelwall (1); die Brustwehr darauf (2); Bollwerke (3); mit Facen (4); und mit den Flanken (5), besetzt mit Kanonen durch die Schießscharten; ferner die Böschung (6); den Graben (7); den bedeckten Weg (8); das Glacis (9); ein Aussenwerk (10); wobey auch Schilderhäuser (11), und Pallisaden (12) sind; ferner feindliche Laufgräben (13); Batterien (14); eine mit Schanzkörben besetzte

Batterie (15); die belagernden Feinde; etwas von der Contravallationslinie (16); ein Paar fliegende Bomben; Häuser, die in der Stadt brennen; einige der Bastionen übel zugerichtet, u. s. w.

Tab. LXIX. Zu §. 4. Ein Theil eines hin und wieder mit Retranchementern versehenen Lagers, wie derselbe von einer in der Mitte stehenden Anhöhe übersehen werden kann. Vorposten in der Ferne, und der Anfang eines feindlichen Lagers, u. s. w.

Tab. LXX. Zu §. 5. Ein kleines Heer nach heutiger Art in Schlachtordnung, und den Feind erwartend. Cavallerie auf den Flügeln. Infanterie in der Mitte. Feldstücke hin und wieder. Batterien auf Anhöhen. In der Nähe und Ferne mancherley hieher gehörige Umstände.

Tab. LXXI. Zu §. 5. Ein von den Armeen entledigtes Schlachtfeld, besäet hin und wieder mit Pferden und Menschen, die zum Theil noch leben. Viele liegen ganz nackt geplündert auf dem Gesichte. Der durch einen Stern auf der Brust kenntliche Sieger, mit einem kleinen Gefolge, entdeckt einen seiner verstümmelten Officiere, der noch lebt, und die Hand ehrerbietig gegen den Sieger in die Höhe hebt.

i) Noch Etwas vom Vaterland, Frieden, Krieg und Völkerrecht.

Die Obern im Staate sind sowohl Menschen als andre, dem Irrthume unterworfen, und von einem

einem aus guten und bösen Angewöhnungen gemischten Charakter. Wundert euch also nicht, Kinder, wenn ihr hört, daß die Obrigkeit aus Irrthum, Affekt und Verwöhnung Unrecht thue und Laster ausübe. Dies berechtigt weder euch noch Andre zur Nachfolge. Selten aber ist eine Obrigkeit so schlimm, daß sie nicht in den meisten Fällen das Beste der Unterthanen nach Recht beobachten sollte. Denn sie hat aus der allgemeinen Wohlfahrt selbst Vortheil und Ehre; und befürchtet Schande, ja zuweilen Widerstand, und von der höhern Obrigkeit Strafe, wenn sie nicht für Recht und Ordnung wachen wollte. Daher ist es für die gemeinschaftliche Wohlfahrt der Menschen und der Mitbürger besser, unter einer sehr unvollkommnen, als unter gar keiner Obrigkeit zu stehn.

Gedenkt, wie viel Gutes ihr von dem Vaterlande habt, worinnen ihr gebohren und erzogen seyd. Es hat das Leben eurer Selbst und eurer Eltern beschützt; seinen Gesetzen haben eure Eltern die Sicherheit des Vermögens zu danken, welches ihr einmal erben werdet; es hat manche Verordnungen und Stiftungen gemacht, euch zur Weisheit und Glückseligkeit zu leiten. Wie viele Menschen wohnen in demselben, welche mit eurer Familie durch Verwandtschaft und Freundschaft verbunden sind, und denen ihr Vieles zu danken habt? Wollt ihr Nichts dafür erwiedern, wenn ihr auch könnet? Wollt ihr nicht wünschen, gemeinnützige Bürger dieses Staats

zu werden? Das Vaterland hofft es, und ertheilt deswegen den Landeskindern ein Vorrecht. Kann es euch denn gleichgültig seyn, in welchem Staate ihr einmal leben werdet? Macht euch also zu guten Geschäften geschickt; sucht und erhaltet ein gutes Gerücht von eurer Tugend und Geschicklichkeit; so wird es euch viel leichter werden, in dem Vaterlande eure Wohlfahrt zu gründen, als anderswo, wo man euch nicht kennt, wo euch Verwandte und Freunde fehlen, und wo man das vorzügliche Glück eines Fremden zu verhindern sucht.

Ihr werdet oft hören, daß der Eine diese, der Andre eine andre monarchische oder republikanische Regierungsform vorziehe. Aber die Weisesten behaupten, daß (die Despoterey ausgenommen) die eine Regierungsform sich besser für diese, die andre aber besser für andre Zeiten und Länder schicke; daß weit mehr auf gute Verwaltung des eingeführten Regiments, als auf den Vorzug der Form desselben beruhe; daß die gute Verwaltung von der Einsicht und Tugend der regierenden Personen abhange; und daß diese wahrscheinlicherweise diesen Charakter haben werden, wenn Einsicht und Tugend unter den gesitteten Ständen der Unterthanen ausgebreitet ist. Denn aus ihnen werden diejenigen gewählt, welche entweder selbst regieren, oder Regenten erziehn, belehren und ihnen Rath geben sollen. Befördert also Einsicht und Tugend zuerst bey euch selbst, und alsdann auch bey

An-

Andern. Ein Jeder, der dieses thut, befördert mit Gewißheit den Werth der Regierung in seinem Vaterlande.

Weise Regenten suchen nicht nur ihrem eignen Staate zu nützen, sondern ohne Schaden desselben auch den fremden. Denn die Glückseligkeit eines Menschen, wer es auch sey, ist einem Weisen nicht gleichgültig. Wegen dieser Verbindung eines Staats mit dem andern, werden Gesandte geschickt, welche im Namen ihrer Regenten Vorschläge thun und Verträge schliessen. Sie heissen Ambassadeurs, Envoyes, Minister oder Residenten. Ein solcher bleibt ein Unterthan des Herrn, der ihn sendet, ob er gleich, wenn er Gewalt ausüben wollte, würde gefangen genommen, und seinem Herrn zur Bestrafung ausgeliefert werden.

Wenn ein Staat sich von dem andern für beleidigt hält, besonders durch Beschädigung, Zurückhaltung oder Wegnehmung der Güter; und wenn dem beleidigten der Schade nicht ersetzt wird: so muß er zuweilen, um den andern zur Aufmerksamkeit und Vorsichtigkeit zu bewegen (denn kein Mensch ist ihr Schiedsrichter) Repressalien gebrauchen, woraus, wenn der Beleidiger sein Unrecht nicht einsieht, oder die Repressalien für zu strenge hält, eine Erwiedrung derselben, ein Streit, und, wo kein Vertrag die Sache bald endigt, ein Krieg entsteht. Es geht also vorher die Klage über Unrecht, und die abschlägige Antwort dessen, der die Genug-

thuung nicht leisten will; alsdann folgt die Kriegserklärung und das Manifest, oder die Verordnung an die Unterthanen, wie sie sich gegen Unterthanen des feindlichen Staats verhalten sollen, und welche Gemeinschaft ihnen erlaubt oder unerlaubt sey. Gemeiniglich wird nur den Soldaten erlaubt und befohlen, durch wirkliche Gewalt an dem Leben der bewaffneten Feinde, und an den Gütern der feindlichen Unterthanen Schaden zu thun, oder sich der Personen, der Güter und Provinzen zu bemächtigen. Denn ihr müßt wissen, daß der Krieg keinen gegenseitigen Haß derer anzeige, die mit einander Krieg führen, sondern nur eine Folge des Streits sey, in welchem ein Jeder glaubt (wo nicht Herrschsucht oder Ehrgeiz der Grund ist) Recht zu haben. Der angreifende Theil aber hält es der Folgen halber für rathsamer, den andern durch Angriff zu zwingen, als seine vermeintliche gerechte Foderung fahren zu lassen.

Daher thut ein Staat dem andern (in gesitteten Weltgegenden) auch zur Kriegszeit keinen andern Schaden, als der den Zweck des Kriegs zu befördern scheint. Man tödtet und quält nicht wehrlose Menschen; man verderbt keine Aecker, Wiesen und Wälder, Gebäude und Dämme, Fabriken und Bergwerke, bloß um feindlichen Unterthanen zu schaden; man vergiftet nicht ihre Brunnen und Nahrungsmittel, u. s. w.

Aber da ein Verräther und Spion der Parthey, für welche jener eine abscheuliche, und dieser eine bedenkliche Handlung ausübt, den Krieg wirklich erleichtert; so pflegen auch gesittete Völker sich dieser niederträchtigen Bösewichter und Waghälse im Kriege zu bedienen.

Selbst im Kriege aber werden Trompeter und andre ordentliche Gesandte von Feinden zu Feinden geschickt, entweder von einander solche Dienste zu verlangen, die den Krieg Nichts angehn, oder wegen der Bedingung eines Waffenstillstandes oder Friedens mündliche und schriftliche Abrede zu nehmen. Wird nun von den Gesandten der Friede bewilligt, und von den Regenten der Staaten bestätigt oder ratificirt; so hören die Feindseligkeiten auf. Aber zuweilen bleibt man in den Waffen, bis die Bedingungen erfüllt sind. Alsdann ist vollkommen Friede.

Die Regeln, welche Staaten oder Regenten im Frieden und im Kriege aus Menschenliebe, aus Gewohnheit oder aus Furcht der Wiedervergeltung gegen einander zu beobachten pflegen, nennt man das Völkerrecht. Es ist unterschieden von dem Staatsrechte, worinnen die Einrichtung eines und desselben Staats festgesetzt ist; von dem bürgerlichen Rechte, welches die Obrigkeit den Unterthanen giebt; und von dem allgemeinen Rechte, welches alle wahre Regeln der Tugend enthält, deren Beobach-

obachtung sowohl den Staaten als einer jeden einzelnen Person zum wahren Vortheile gereichet.

Schlusanmerkung.

Wenn man aus dem dritten Buche das Hauptstück *von dem Kirchenwesen* vorausetzt, und das hinzudenkt, was von den *Ständen der Gelehrten* folgen wird: so ist bisher von den merkwürdigsten Ständen und Beschäftigungen der Menschen, und von ihren Werken auf eine so vollständige Art gehandelt, als es nach dem Wesen eines guten Elementarbuchs erfodert wird und möglich ist. Doch in dem Folgenden kommen noch vor, diejenigen, die sich mit künstlichen Maschinen (z. E. *Mühlen*, *Uhren*, u. s. w.) beschäftigen.

2) Die erste Geographie.(*)

a) Von dem Gebrauche der Landcharten.

Tab. XXXV. . . . . XXXIX; auch XLV und LXXII.

Durch eine Zeichnung kann eine grosse Fläche so ins Kleine gebracht werden, daß die gezeichnete Figur der wirklichen Figur ähnlich ist; daß jeder Theil in der Zeichnung mit einem wirklichen Theile Aehnlichkeit hat; daß die dortigen Theile, wie die hiesigen Theile, auf einander folgen, und daß die Figur eines jeden gezeichneten Theiles als ähnlich mit der Figur desjenigen

(*) Es wird hier als bekannt vorausgesetzt, was von der Oberfläche der Erde und von den Weltgegenden im sechsten Buche (1) steht.

jenigen wirklichen Theiles übereinstimmt, welchen der gezeichnete Theil vorstellen soll.

Tab. XXXV. So ähnlich ist auch die Vorstellung der Vördermauer in dem Aufrisse des Hauses; denn der ist nicht perspectivisch gezeichnet. Denn einem unten stehenden Menschen scheinen die obern Theile und Oeffnungen der Mauer zu den untern Theilen ein kleiner Verhältniß zu haben, als es wirklich ist. Aber hier ist das Verhältniß nicht nach dem Scheine, sondern nach der Wahrheit vorgestellt.

Ihr seht unter dem Aufrisse einen Grundriß von den Zimmern des zweyten Stockwerks. Hier aber ist das Verhältniß der gezeichneten Theile gleich dem Verhältnisse der wirklichen Theile.

Tab. XXXVI seht ihr einen Durchschnitt desselben Hauses. Denn die Vördermauer ist weggelassen, damit man die Abtheilung der Zimmer in den Stockwerken sehen könne. Unter dem Durchschnitte findet man einen Grundriß des untersten Stockwerks. Ihr thut wohl, wenn ihr euch von einem Bauverständigen, welcher Risse zu machen, oder zu sehen gewohnt ist, umständlich zeigen lasset, was die abgetheilten Figuren vorstellen sollen.

Tab. XXXVII (*) wird vorgestellt ein perspectivisch gezeichneter Platz in einer grossen Stadt,

(*) Hier werden als bekannt vorausgesetzt, die beyden ersten Hauptstücke des sechsten Buchs *von der Erdfläche und der Zeitabtheilung*.

Stadt, welche Copenhagen heißt. Er ist mit 4 Palläſten, davon man hier nur 2 sieht, umgeben. In der Mitte des Platzes steht auf einem Postement ein ehernes Bild eines, auf einem Pferde sitzenden, Königes oder Landesvaters in dem Reiche Dännemark, dessen Hauptstadt Copenhagen ist; eines Königes, genannt Friederich V, welcher vor einigen Jahren starb, und einen ungewöhnlich grossen Nachruhm seiner Liebe zu den Menschen, und vorzüglich zu seinen Unterthanen, als einen Reiz zur Nachahmung seinem Sohne, Christian VII, hinterlassen hat, welcher jetzund regieret. Auf diese Art kann man also grosse Plätze durch Zeichnung vorstellen.

Tab. XXXVIII. Hier seht ihr im Grundrisse vorgestellt, die königliche Residenz, die ganze befestigte Seestadt Copenhagen. Rund umher findet ihr die Wälle und Bastionen. Oben (57) ist das Amackerthor. Unten zur Rechten (34) das Westerthor. Ganz unten in der Mitte (39) das Norderthor. Endlich unten zur Linken (6) das Osterthor. Der obere kleinere Theil der Stadt heißt Christianshaven. Er ist auf der kleinen Insel Amack, und von der Altstadt Copenhagen durch eine Meerenge abgesondert. Der Wall an beyden Seiten der Meerenge zur Rechten hängt durch eine Brücke (49) zusammen; Christianshaven aber mit der Altstadt durch die Hauptbrücke (47). Denn zur Linken bey (3) ist nur eine schwimmende

Brücke,

Brücke, der Baum genannt. Dieser kann, als eine Pforte des innern Hafens, geöffnet und geschlossen werden. In dem abgesonderten Theile dieses Hafens (63) liegt die Kriegesflotte. — Nun wollen wir den Weg gehen von dem Westerthore (34) bis an die Zollbude (3) beym Baume. Geht gerade aus, so habt ihr (32) das Waisenhaus, (33) das Rathhaus, (45) den Amackermarkt, (16) den neuen Königsmarkt. In der Mitte desselben (17) ist eine Bildsäule eines ehemaligen Königs, Christian V. An diesem Markt ist (15) Scharlottenburg, ein Schloß, und (18) das Comödienhaus. Nun kömmt man (13) an die Garnisonkirche; alsdann zwischen (10) der neuerbauten Friedrichskirche, und zwischen der Queergasse, die nach (11), oder dem Friedrichsplatze führt, auf dessen Mitte die Bildsäule Königs Friedrich V. ist. Seyd ihr da, und wollt nach der Zollbude (3); so könnt ihr entweder an dem Hafen (12), oder an dem Friedrichshospital (4) vorbey gehen. Nun wollen wir wieder zurück nach dem Westerthore, aber am Walle vorbey. Ihr laßt die Citadelle (1, 2) rechter Hand liegen, kehrt rechts an derselben um, durch die Gasse zwischen ihr, und zwischen (5), wo die neuen Buden, oder die Wohnungen der königlichen Matrosen sind. Nun geht unten am Walle vom Osterthore an weg, so kommt ihr nach dem Stockhause (7), einem Gefängnisse für die Missethäter; alsdann nach (9), dem Ro-

senburger Schlosse und Garten. Dabey, nicht weit vom Walle (40), ist eine reformirte Kirche, mit einem Thurme (*). Doch wir wollen wieder am Walle bleiben. Laßt das Norderthor (39) rechts liegen; geht etwas weiter; seht in die Stadt hinein durch die Gasse zwischen (37), der Universität; und zwischen (38) der Teutschen Petrikirche, (woran die berühmten Männer, **Münter** und **Resewitz**, als Prediger stehen), nicht weit von der Frauenkirche (35), wobey die lateinische Schule (36) ist. Doch wir sehen nur hinein, bleiben aber am Walle. Dieser Gang führt uns bald wieder nach dem Westerthore (34). Von dort wollen wir wieder in die Stadt, aber etwas rechts, das Armenhaus Wartow (30) vorbey, die Wasserkunst (29) vorbey; an dem Canal weg, bis wir an die erste Brücke kommen. Diese führt uns auf den Schloßplatz (26), denn (27) sind die Gebäude der königlichen Residenz, Christiansburg.

Aber

(*) Die reformirte Kirche in dem lutherischen Copenhagen hat zwar einen Thurm; aber geläutet darf nicht darauf werden. Denn man ist bekannter Maassen in allen Kirchen der Meynung, dass an jedem Orte *eine* Kirche herrschend, die *anderen* aber entweder verbannt, oder wenigstens gedrückt (pressæ), das ist, tolerirt seyn dürfen und müssen. Von dieser Drückung, oder Tolerirung, muss doch irgend ein äusserliches Zeichen seyn. Hier wählt man dieses, dort jenes Zeichen.

Aber an dem Canale wollen wir nach Christianshafen zugehn und zu unsrer Rechten die Canzeley (25), und die länglichte Börse (23) liegen lassen, alsdann über die Brücke (47) eilen, um erst die Docke (52), wo die Kriegesschiffe ausgebessert werden, zu besehen; hernach gerade aus zu der Hauptkirche (58). Nicht weit davon ist (59) ein Erziehungshaus für arme und arbeitsame Kinder. Aber das Gebäude (56) (an dem Markte (55)) ist ein Zuchthaus für lasterhafte Kinder und erwachsene Taugenichte. Zurück, über die Brücke nach (51), der neuen Teutschen Kirche in Christianshafen. Ihr Prediger ist Herr Lorch, ein Mann, der vortreffliche Anstalten für Erziehung und Unterweisung armer Kinder bewirkt hat. Nun zurück über die Brücke nach der Altstadt, bis zum Schlosse Christiansburg. Da bleibe ich mit den herzlichsten Wünschen stehen, daß Gott meinen allergnädigsten Erbkönig und Herrn, Christian VII. mit beständigem Vergnügen über die Glückseligkeit seines Volks segne, und diesem Monarchen die Beförderung des Elementarwerks und die Versorgung des Verfassers vergelten wolle, vornehmlich durch Wirkungen des öffentlichen Gebrauchs von diesem Werke in seinen Dänischen und Teutschen Staaten.

Copenhagen ist fast rund. Der Durchmesser, welcher von einem Ende durch die Mitte nach dem andern geht, beträgt beynahe das

Vierthel einer Teutschen Meile. Den Grundriß derselben Stadt könnte man auch viel grösser machen; aber, wenn er undeutlich seyn darf, auch viel kleiner. Sollte uns aber der Grundriß dennoch von der wahren Grösse der Stadt und von der Länge ihres Umfanges und ihrer Gassen benachrichtigen; so müßte ein Maaßstab dabey stehen, welcher anzeigt, welche Linie auf dem Papier für die Länge einer Ruthe, oder einer gewissen Anzahl von Ellen gerechnet werden soll. Wenn ein Jeder unter euch sich den Grundriß der Stadt, worinnen er wohnt, vorzeigen läßt; so lernt er am leichtesten Grundrisse von andern Städten verstehen.

Tab. LXXII. Aber eine grosse Stadt, welche viele grosse Gebäude und hohe Thürmer hat, zeigt sich auch in einem kenntlichen Prospecte, wenn man zu Wasser oder zu Lande sich ihr nähert. Ihr seht hier einen Prospect der besonders grossen Stadt St. Petersburg, der Hauptstadt eines grossen Landes, genannt Rußland, wo als Kaiserinn landesmütterlich und menschenfreundlich jetzund regiert, Catharina II. die Mächtigste unter allen Sterblichen.

Tab. XXXIX. Doch man denke wieder zurück an Grundrisse von einem Theile der Fläche des Erdbodens. Wenn der Grundriß ein groß Stück Landes vorstellet, auf welchem viele Städte, Flecken, adeliche Güter und Dörfer sind oder seyn können; so heißt er eine **Landkarte.** Eine Seekarte aber ist der Grundriß

eines

eines Theils vom Meere, um die Lage der Sandbänke, Strudeln, Inseln und Ufer daraus zu lernen.

Die meisten Landkarten sind so gestochen, daß dem, der sie vor sich legt, vorne Norden, hinten Süden, rechts Osten und links Westen ist. Unten zur Rechten auf unserer Karte ist das Zeichen des Compasses, dessen Spitze allemal nach Norden zeigt, und den Leser, wenn die Karte nicht nach jener Regel gestochen ist, zurecht weisen kann. Unsre Karte stellt theils Meer, und theils Land vor. Der Raum innerhalb der schattirten Linie ist Land; der übrige aber Meer. Weiter unten nach Süden hängt das Land mit einem andern zusammen. Aber der Fluß an dem punktirten Striche ist die Gränzlinie. Das südlichere Land nämlich gehört nicht zu dem Dännemark, welches auf dieser Karte vorgestellet werden soll. Wäre die Karte östlich etwas breiter; so würde ein Theil von einem andern Lande, Schweden, erscheinen, welches der Sund (eine Meerenge) von Dännemark absondert.

Es besteht aber Dännemark 1) aus einer Halbinsel, dessen Südertheil das Land Schleswig, das Nordertheil Jütland heißt; 2) aus zwey grossen Inseln, Fühnen, östlich von Schleswig, und Seeland, östlich von Fühnen; 3) aus vielen mittelmässigen und kleinen Inseln, theils nördlich theils südlich von Fühnen und Seeland, theils westlich von Schleswig.

Viele Meerengen kommen auf dieser Karte vor. Die merkwürdigsten sind: der Sund, zwischen Schweden und Seeland; der grosse Belt, zwischen Seeland und Fühnen; und der kleine Belt, zwischen Fühnen und Schleswig. An Jütland westlich oben besteht ein Theil des Meers aus Untiefen mit Sandbänken vermischt; dieses zeigt die punktirte Fläche.

Wie groß ist nun jedes abgetheilte Stück von Dännemark, und von der See, worinnen es liegt? Dieses zeigt euch der beygesetzte Maaßstab, welcher 10 (vermuthlich Teutsche) Meilen enthält. Z. E. der grosse Belt gerade von Westen nach Osten, wo er am weitsten ist, ist etwa 4 Meilen. Fühnen von Westen nach Osten hat etwa 9 Meilen, u. s. w. Es wird aber eine Meile auf 24000 Fuß, oder halb so viel Schritte, oder auf 3 Stunden Weges gerechnet.

Nun wollen wir an die Insel Seeland besonders denken. Sie enthält so viele Städte, Güter und Dörfer, daß die Namen nicht Raum auf der Fläche hätten. Aber es sind hier nicht mehr Oerter genannt, als Copenhagen, und Röskild nördlich, und Corsör südwestlich von dem Mittelpunkte der Insel. Kleine Ströme, die das Land durchwässern, sind hier auch nicht gezeichnet. Copenhagen liegt zwar auf Seeland, aber der kleine Theil davon, Christianshaven, liegt auf der kleinen Insel Amack. Man vergleiche die Gegend mit dem Grundrisse von Copenhagen.

Tab. XLV. Man pflegt aber gemeiniglich die Theile des Landes, die man unterscheiden will, verschieden zu illuminiren, und die Theile der angränzenden Länder, welche man nicht deutlich vorstellen will, unilluminirt zu lassen. Diese Karte stellt Teutschland vor. Es gränzt also nördlich an Schleswig und an zwey Meere; südlich an Helvetien, Italien und zwey Meerbusen; östlich an Preussen, Polen, und südöstlich an Ungarn; westlich an die Niederlande und an Frankreich. Die Illumination zeigt euch 10 Theile, oder Provinzen Teutschlands. Sollt ihr nun die Lage eines Orts suchen, und wißt ihr den Namen seiner Provinz, deren Lage euch entweder bekannt ist, oder in die Augen fällt; so könnt ihr den Ort leicht finden, z. E. Frankfurth im Oberrheinischen Kraise. Die meisten berühmten Oerter liegen an Ufern und Flüssen, oder nicht weit davon. Also könnt ihr solche Oerter leicht finden, wenn ihr die Ufer und Flüsse eines Landes auf der Landkarte kennt. Z. E. die Elbe fließt nördlich in die Nordsee; entspringt in (dem roth illuminirten) Böhmen, fällt durch den Obersächsischen und Niedersächsischen Krais. Nun werdet ihr in dem Obersächsischen Kraise die Stadt Meissen, und in dem Niedersächsischen die Stadt Hamburg leicht finden, wenn ihr wißt, daß sie beyde an der Elbe liegen. So auch die Stadt Stralsund an der Ostsee nördlich, und die Stadt Triest am Meerbusen südlich. Auch die Grän-

zen des Landes, woran ein Ort liegt, helfen ihn finden: z. E. Freyburg, südlich an Frankreich. Sind die Theile eines Landes nicht illuminirt; so sind ihre Gränzen gemeiniglich durch punktirte Striche abgesondert, wie auf der Karte von Dännemark, zwischen Jütland und Schleswig. (*)

b) Etwas von der Erdkugel.

Tab. XLIV.

§. 1. Die Oberfläche des Erdbodens hat, so viel man weis, mehr Wasser als Land, und ist fast kugelförmig. Dennoch kann man auf der ganzen Oberfläche entweder zu Lande oder zu Wasser herum reisen. Damit euch dieses nicht befremde, muß ich euch von einigen Dingen benachrichtigen.

Wenn man reiset; so kann man durch den Anblick der Sonne, des Mondes und des Gestirns, oder auch durch den Compaß wissen, ob man sich östlich oder westlich, südlich oder nördlich von dem Orte, wovon man weggereiset ist, entferne. Nun sind in neuern Zeiten Viele zu Schiffe immer westlich oder östlich gereiset, und im ersten Falle von Osten her, im zweyten von Westen her, wieder zu dem Orte ihrer Abreise gekommen. Also ist die Erde westlich und östlich ge-

(*) Man gehe in der Geographie nicht eher weiter, bis durch diese von mir gebrauchten Mittel die Begriffe, die ich dadurch habe gründen wollen, recht gegründet sind.

gewiß gerundet. Auch werdet ihr bald einsehen, daß der Mond nur helle ist, weil ihn die Sonne bescheinet, und daß er von dem Schatten der Erde verfinstert wird, wenn die Erde zwischen ihm und der Sonne steht. Dieser Schatten (wenn man mehr Fälle vergleicht) ist so, wie er nur von einer Kugel seyn kann. Also ist der Erdboden fast kugelförmig. Daher kömmt es auch, daß wir bey Entfernung von einem Berge oder Thurme die Spitze später als den Grund aus dem Gesichte verlieren, und daß nicht nur die Wolken, sondern auch Sonne, Mond und Sterne beym Aufgange und Untergange, wo sich unsre Gesichtslinie endigt, oder am Horizonte, auf dem Erdboden zu liegen scheinen.

§. 2. Da nun die Erde eine Kugel ist; so hat ein jeder Punkt auf ihrer Oberfläche einen Gegenpunkt. (*) Es sind aber zwey Gegenpunkte diejenigen, zwischen welchen, durch den Mittelpunkt der Erde hindurch, eine gerade Linie gedacht werden kann. Wenn zwey Menschen auf zwey Gegenpunkten stehen; so ist einer des andern Gegenfüßler oder Antipode, weil ein jeder die Füsse gegen die Füsse des andern setzet, so daß eine gerade Linie von der Scheitel des einen,

(*) Dies ganze zweyte Hauptstück von der *Erdkugel* ist etwas mathematisch, und gehört nicht sowohl zur Geschichte, als zur Naturkunde; ist aber für die erwachsenere Jugend als Vorerkenntniss zur Geschichte nützlich; gleichwie die Erdbeschreibung.

nen, durch seine Füsse, durch die Erde, durch die Füsse des andern, bis zu der Scheitel desselben, gedacht werden kann. Dieses muß euch nicht befremden. Denn der Ort der Wolken, über welchem weit entfernt der Ort der Sonne, des Mondes und der Sternen, oder kurz, der Sternen-Himmel ist, umgiebt die ganze Erdkugel. Die Linie, welche sich von dem Mittelpunkte der Erde entfernt, und sich dem Himmel nähert, geht aufwärts; niederwärts aber die Linie, welche sich von dem Himmel entfernt und sich dem Mittelpunkte der Erde nähert. Ein jeder Mensch nun, der auf den Erdboden die Füsse setzt, steht so, daß seine Scheitel weiter, als seine Füsse, von dem Mittelpunkte der Erde entfernt ist. Er trägt folglich den Kopf aufwärts, eben sowohl, wie sein Gegenfüßler. (*) Denn daß er stehen könne und nicht falle, macht (III 2. b.) seine Schweere, die ihn nach dem Erdboden hindrängt. Die Richtung dieser Schweere aber ist allenthalben auf dem Erdboden aus dem Himmel her, nach dem Mittelpunkte der Erde hin.

§. 3. Es giebt einen Stern, der unbeweglich allezeit nördlich von uns absteht. Er heißt der Polarstern. Der Nordpol auf der Erde ist derjenige Punkt, durch welchen aus dem Mit-

(*) Man bestecke einen Apfel rund umher mit Stecknadeln, deren Spitzen nach der Mitte gehen. Dies ist ein Bild des Menschen auf dem Erdboden.

Mittelpunkte des Erdbodens, nach dem Polarsterne eine gerade Linie geht. Sein Gegenpunkt (§. 2.) aber heißt der Südpol, und die Linie zwischen beyden Erdpolen, die Erdaxe.

§. 4. Tab. XLIV. Ihr könnt euch die Erdkugel auf mancherley Art in zwey Hälften getheilt denken. Seht ein solches Paar Hälften der Erdfläche vorgestellt. Sie liegen hier neben einander, und zwar so, daß auf beyden oben Norden, folglich der Nordpol, und unten Süden, folglich der Südpol ist. Es können aber auf der Fläche einer Kugel um ihren Mittelpunkt verschiedene Kraise gedacht werden, diese nennt man ihre grösten Kraise. Parallelkraise aber auf der Kugelfläche sind solche, deren Mittelpunkt näher bey der Oberfläche ist, als der Mittelpunkt der Kugel. Merket ferner, ein Cirkelkrais werde in 360 Theile oder Grade getheilt. Ein jeder Grad auf einem der grösten Cirkelkraise des Erdbodens enthält 15 Meilen. Also sind in einem solchen Umkraise der Erde 360 mal 15, oder 5400 Meilen. Und weil der Durchmesser eines Cirkelkraises etwas weniger als das Dritthel seines Umkraises beträgt; so ist die Erdkugel etwa 1720 Meilen dick, und so ist jeder Punkt auf der Erdfläche von dem Mittelpunkte um die Hälfte dieser Dicke, das ist, um 860 Meilen entfernt.

§. 5. Der grösste Krais, dessen jeder Punkt sowohl vom Nordpole als vom Südpole 90 Grad entfernt ist (§. 4.) heißt der Erdäquator

tor. Derselbe, welcher bey den Schiffern bloß die Linie heißt, ist auf unsrer Karte durch Schwarz und Weiß in Linien von 5 Graden getheilt. Er ist also 90 mal 15, das ist, 1350 Meilen von jedem Erdpole entfernt.

§. 6. Nun merkt, welchen Punkt der Erdfläche ich den Sonnenort (eines bestimmten Augenblicks) nenne; nämlich denjenigen, durch welchen (in demselben Augenblicke) aus dem Mittelpunkte der Erde nach dem Mittelpunkte der Sonne hin, eine gerade Linie geht. Es wird aber der Sonnenort innerhalb 24 Stunden allezeit von Osten nach Westen in einem Cirkelkrais herum verändert. Dieser Krais, wenn er der Aequator nicht selbst ist, läuft ihm parallel. Ein solcher **Parallelkrais** auf der Erdfläche, in welchen allezeit der Sonnenort eines gewissen Tages fällt, heißt der **Tageskrais** dieses Tages.

§. 7. Stellet euch auf der Erdfläche zwey solche Parallelkraise vor. Jeder Punkt eines jeden sey von dem Aequator nördlich oder südlich $23\frac{1}{2}$ Grad entfernt. Diese beyden Parallelkraise, die auch auf der Karte gezeichnet sind, heissen Wendecirkel; der eine der **nördliche**, der andre der **südliche**. Der Tageskrais (§. 6.) jedes Tages im ganzen Jahre ist allemal zwischen diesen Wendecirkeln: nämlich am 22sten März im Aequator; am 22sten Junius im nördlichen Wendecirkel; am 22sten September wieder im Aequator, und am 22sten December im südlichen Wendecirkel. Von dem nördlichen Wendecirkel ist

ein

ein anderer Parallelcirkel, nämlich der nördliche Polarcirkel, und von dem südlichen Wendecirkel der südliche Polarcirkel 43 Grad entfernt. Von dem nördlichen Polarcirkel hat der Nordpol, und von dem südlichen Polarcirkel der Südpol $23\frac{1}{2}$ Grad Entfernung.

§. 8. Bis an die Pole der Erdfläche wird man zwar vom Eise verhindert hinzuschiffen. Aber stellt euch mit euren Gedanken in den Südpol, reiset nördlich $23\frac{1}{2}$ Grad; so seyd ihr in dem südlichen Polarcirkel: weiter 43 Grad; so seyd ihr in dem südlichen Wendecirkel: weiter $23\frac{1}{2}$ Grad; so seyd ihr in dem Aequator: weiter $23\frac{1}{2}$ Grad; so seyd ihr in dem nördlichen Wendecirkel: weiter 43 Grad; so seyd ihr in dem nördlichen Polarcirkel: weiter $23\frac{1}{2}$ Grad; so seyd ihr in dem Nordpole, und habt 180 Grad, oder 2700 Meilen, oder den halben Erdkrais zurückgelegt. Nun könnt ihr in demselben Cirkel nur südlich weiter reisen, und alsdann kommt ihr auf der andern Halbkugel durch Nordens Polarcirkel und Wendecirkel, durch den Aequator, und durch Südens Wendecirkel und Polarcirkel, wieder zum Südpole, woher ihr ausginget; und seyd alsdann erst nördlich, hernach südlich um die Erde durch einen Mittagscirkel herumgereiset, welcher durch beyde Pole geht.

§. 9. Es ist aber der Aequator der Erde etwas länger, als ein ganzer Mittagscirkel, und folglich ist die Erdkugel bey den Polen etwas eingedrückt und fast pommeranzenförmig, als

welches die Mathematiker oder Meßkünstler zu beweisen verstehen. In allen diesen Betrachtungen wird die Erdkugel als eine Ebene angesehn, welches geschehn kann, weil die Spitze der höchsten Berge nicht über eine Meile von der Oberfläche des nächsten Meeres erhaben ist.

§. 10. Von der Sonne wird jedesmal der Sonnenort (§. 6.) auf der Erde stärker erwärmt, als jeder andre Ort, weil auf den ersteren dichtere Strahlen fallen. Aus gleichem Grunde kann ein Ort desto weniger von der Sonne erwärmt werden, je weiter er zu derselben Zeit von dem Sonnenorte entfernt ist. Daher ist es gemeiniglich Morgens und Abends kühler, als Mittags, und zwar Morgens noch mehr, weil die Nacht den Erdboden abgekühlt hat.

§. 11. Mehr als der halbe Erdboden (weil er eine Kugel ist) wird zu gleicher Zeit von der Sonne nicht beschienen. Also hat die eine Hälfte allezeit Tag, wenn die andre Nacht hat. Und weil der Sonnenort innerhalb 24 Stunden in einem Tageskraise (§. 6.) von Osten nach Westen herum kömmt; so hat in jedem Augenblicke eine anders abgetheilte Hälfte des Erdbodens Tag oder Nacht.

Der Horizont eines Punkts a auf der Erdfläche ist ein allenthalben 90 Grad von a entfernter Krais; nämlich einer von den größten Kraisen, die man auf der Erdfläche erdenken kann, und davon ein jeder die Endlinie zweyer Hälften der Erdfläche ist.

Also

Also ist die Hälfte der Erde, welche Tag hat, eingeschlossen in dem Horizonte des Sonnenorts.

§. 12. Weil nun der Sonnenort und der Tageskrais (§. 6.) im ganzen Jahre zwischen den Wendecirkeln (§. 7.) bleibt; so ist der Streifen der Erdfläche, welcher zwischen ihnen an beyden Seiten des Aequators liegt, oder kurz, der heisse Erdstrich, von der Sonne wärmer, als die beyden gemässigten Erdstriche nach Norden und Süden zwischen den Wendecirkeln und Polarcirkeln, und als die beyden kalten Erdstriche nach Norden und Süden zwischen den Polarcirkeln und den Polpunkten.

§. 13. Kein Ort auf der Erde kann Tag haben, wenn ihn die Sonne nicht bescheinen kann, oder wenn er mehr, als 90 Grad, von dem Sonnenorte desselben Augenblickes entfernt ist. Hieraus folgt (§. 7.), daß, wenn der Tageskrais (§. 6.) in dem südlichen Theile des heissen Erdstriches ist, gar kein Tag bey demjenigen wird, der dem Nordpole näher wohnt, als die Entfernung des Tagekraises von dem Aequator beträgt. Also geht vom 22sten September bis am 22sten März die Sonne auf dem Nordpole des Erdbodens nicht auf oder unter, sondern es bleibt daselbst beständig Nacht; hingegen vom 22sten März bis den 22sten September beständig Tag. Auf gleiche Weise kann erkläret werden, warum wir, die wir in dem nördlichen gemässigten Erdstriche wohnen, in der ersten Zeit kürzere Tage, als

Nächte, und in der zweyten Zeit kürzere Nächte, als Tage haben.

§. 14. Durch den Aequator wird die Oberfläche der Erdkugel in die nördliche und südliche Hälfte getheilet. Der Winter des kalten und gemässigten Erdstriches auf der nördlichen ist Sommer der gleichbenamten Erdstriche auf der südlichen Hälfte, und der Sommer der nördlichen kalten und gemässigten Erdstriche ist Winter der südlichen. So ist es auch mit dem Frühlinge und Herbste. Und wenn von der nördlichen und südlichen die eine Hälfte lange Tage hat, so hat die andre lange Nächte. Nach dieser Einrichtung ist die Erde durch Vertheilung des Lichts und der Sonnenwärme am bewohnbarsten.

§. 15. Die nördliche oder südliche Entfernung eines Orts von dem Aequator, heißt die Polhöhe oder Breite desselben Ortes. Zwey Oerter, welche einerley (beyde entweder nördliche, oder beyde südliche) Breite haben, sind in einerley Clima. Bloß ähnlich an Clima sind sie, wenn eines Ortes nördliche Breite so groß ist, als des andern südliche. — Man setze nach Belieben den Anfangspunkt, oder einen Punkt a, auf dem Aequator. Man denke ferner den Punkt des Aequators, der einem Orte o am nächsten ist, oder den Punkt b. Man zähle von a ostwärts bis b die Zahl der Grade. Diese Zahl heißt die Länge desselben Orts. Durch Breite

und

und Länge zugleich wird die Lage eines jeden Orts, sowohl gegen die Pole, als gegen a, und folglich gänzlich bestimmt. So oft ich meinen Stand verändere, verändere ich die Breite meines Orts, wenn ich gerade nördlich oder gerade südlich gehe; die Länge meines Orts aber durch einen gerade östlichen oder westlichen Gang; endlich sowohl die Breite als Länge, wenn mein Gang zwischen zwey Hauptgegenden (z. E Nordostwärts) fortschreitet. An denjenigen Oertern, welche einerley Länge haben, ist Jahr aus Jahr ein in demselben Augenblicke Mittag. Die Oerter, welche jenen beyden östlich sind, haben früher Mittag; folglich haben später Mittag diejenigen Oerter, die ihnen westlich sind. Denn der Sonnenort schreitet von Osten nach Westen fort. Daher, wenn man eine sehr richtige Uhr hat, die auf 12 weiset, wenn es an dem Orte, woher man kömmt, Mittag ist, und wenn man den mittäglichen Augenblick an dem Orte seines jetzigen Aufenthaltes weis; so ist dieser letzte Ort mehr östlich, wenn am Mittage dieselbe Uhr noch nicht 12, mehr westlich aber, wenn sie über 12 zeiget. Wer in dem mittäglichen Augenblicke auf dem Aequator steht, und stündlich nach Westen 225 Meilen laufen könnte, der würde während seines ganzen Laufes (wenn er immerfort währte) immer Mittag behalten. Liefe er aber in unsrer Sommerzeit durch den nördlichen Polarcirkel westlich; so dürfte er lange so weit nicht laufen, um immer Mittag zu be-

halten. Denn dieser Cirkel ist viel kleiner. Noch kleiner sind die dem Pole nähern Cirkel, folglich auch die Grade derselben. Daher differiren zwey Oerter nahe am Pole um ein Grosses an Länge, wenn sie gleich nicht weit von einander entfernt sind. Von allem diesen wird euch die Vorstellung erleichtert, durch den Anblick der gezeichneten Halbkugeln, noch besser aber durch ein Modell der Erdkugel mit dem Zubehöre.

c) Nachricht von den Ländern und Meeren der vier Welttheile.

Tab. XL — XLV.

Tab. XLIV. Wenn nun die Erdkugel durch die Pole auf gewisse Art durchschnitten wird; so erscheinen die Oberflächen der beyden Hälften so, wie unsre Tafel zeiget. Alsdann hat die eine Hälfte 3 grosse Länder, **Europa** nördlich, und von dort **Asia** östlich und südöstlich, **Afrika** aber südlich. Die andre Hälfte hat ein nördlich und südlich eingetheiltes grosses Land, welches **Amerika**, oder die neue Welt heißt, weil es in unsern Gegenden erst vor 300 Jahre bekannt geworden ist. **Europa**, worinnen wir selbst wohnen, ist durchgängig bekannt. **Asia** größtentheils, ausser gegen Norden und Nordosten an einigen Orten. **Afrika** kennt man ganz an den Küsten, aber nicht allenthalben mitten im Lande. **Amerika** hat gegen Norden viel unbekanntes Land, dessen Küsten man nur entdeckt hat. So kennt man auch nur die Küsten

vieler

vieler unbekannten Länder auf der südlichen Hälfte des Erdbodens. Es hat also die Erde vielleicht noch einmal so viel Land, als dasjenige, was die Europäer erforscht haben.

Europa, Asia, Afrika und Amerika heissen die vier Welttheile. Das Meer über dem nördlichen Polarcirkel nennen wir das Eismeer. Das Atlantische Meer sondert Europa und Afrika von Amerika. Zwischen Europa und Asia ist das stille Meer. Das Meer zwischen Europa und Afrika heisset die mittelländische See. Das südliche Afrika gränzet an das Aethiopische, das südliche Asien aber an das orientalische Meer.

Europa ist nach der Grösse weit volkreicher, und im Ganzen weit gesitteter, (II. 6. d.) als die übrigen Theile der Welt. In Asien sind wilde und gesittete Nationen. In Afrika meistens nur wilde, oder halbgesittete; so auch in Amerika, ausser wo Europäische Colonisten und ihre Nachkommen wohnen. In dem heissen Erdstriche sind die Menschen entweder schwarze Mohren, oder doch nicht von weisser Farbe.

Tab. XL. In Europa ist unten das westlichste Land Portugall. Es folgt östlich Spanien; — nordöstlich Frankreich; — fast östlich Teutschland; — ostnordöstlich Polen und Litthauen; — nordöstlich und östlich Rußland. Ausser diesen sind über den genannten Ländern nördlich übergangen worden, England, Schottland und Irland, davon die beyden ersten zusammen Großbrittannien heissen; — ferner die Nie-

derlande, nördlich zwischen Frankreich und Teutschland, wo die Städte Brüssel und Amsterdam stehen; — ferner Dännemark, und Norwegen (nördlich über Dännemark an der Küste); — ferner Schweden an beyden Seiten des Meerbusens, östlich von Norwegen, westlich von Rußland; — endlich Preussen, die nördliche Küste über Polen. Ferner sind, den zuerst genannten Ländern südlich, übergangen Helvetien oder die Schweiz, südlich zwischen Teutschland und Frankreich; — ferner Italien, eine grosse Halbinsel, südlich unter Teutschland; — ferner die Ungarischen Länder, südlich unter Polen; — auch die Europäische Türkey, oder das Ottomanische Reich in Europa, südlich und östlich den Ungarischen Ländern; — endlich die Europäische Tatarey, oder die nördliche Küste und Halbinsel am schwarzen Meere. Die Gewässer um Europa sind, das Atlantische Meer, oder der Ocean gegen Westen. Dieses macht zwischen Großbrittannien, den Niederlanden und Frankreich den Canal, eine Meerenge. Zwischen Großbrittannien, Teutschland und Dännemark ist die Nordsee, welche durch die beyden Belte und den Sund zusammen fließt mit der Ostsee, welche ist zwischen Schweden, Polen und Teutschland. — Südlich fließt das Atlantische Meer zusammen, durch die Strasse, oder durch die Meerenge zwischen Spanien und Afrika, mit dem mittelländischen Meere, welches in seinen Theilen verschiedene Namen bekömmt, z. E. das Adriatische Meer,

östlich

östlich an Italien; das Aegäische Meer oder der Archipelagus, östlich an der Europäischen Türkey. — Hieraus kömmt man nördlich durch eine Meerenge (vor Zeiten der Hellespont genannt) in ein kleines Meer, welches selten das weisse Meer, gemeiniglich das Marmorische heißt; von dort wieder durch eine nördliche Meerenge (vor Zeiten der Thracische Bosporus genannt) in das schwarze Meer, oder in den Pontus Euxinus, dessen Küsten zur Europäischen Türkey und Tatarey, zu Rußland, und zu Asien gehöret. Nördlich ist Europa durch das Eismeer begränzt, dessen Meerbusen bey Archangel die weisse See genannt wird.

Tab. XLI. In Asien sind, die Asiatische Türkey zwischen dem schwarzen und mittelländischen Meere, und weiter östlich; — ferner südlich darunter Arabien, welches zum Theil zur Türkey gehöret; — ferner Persien, von der Türkey und Arabien östlich; — ferner Indien, mehr östlich und auch südlich; — ferner China, von Indien nordnordöstlich; — endlich die Asiatische Tatarey, deren nördliche Gränze am Eismeer ist, und welche über den andern Asiatischen Ländern nördlich sich ausbreitet. Sie ist theils frey, das ist, unter Tatarischen Regierungen; theils (z. E. Siberien) Rußland unterworfen; theils aber dem Reiche China. Nordöstlich von China ist eine grosse und volkreiche Insel, Japan, und nördlich davon das Land Jedzo. Kamschatka ist eine östliche Halbinsel, zu Siberien gehörig. Ei-

nige behaupten, aus dem Eismeere könne man durch Meerengen, welche Asien und Amerika trennen, zu Schiffe Kamschatka und Japan vorbey, in das Indische Meer kommen, welches Asien südlich umgränzt. Zu **Indien** rechnet man auch alle südlichen Halbinseln und Inseln, die man auf der Karte von Asien sieht. **Die Gewässer Asiens sind:** nördlich das **Eismeer**; ferner das **orientalische Meer**, welches weiter hin nach Amerika das **stille Meer** heisset; das **Indische Meer**, worinn so viele Inseln und Halbinseln zu sehen sind: der **Persische Meerbusen** zwischen Persien und Arabien; das **rothe Meer** zwischen Arabien und Afrika; das **mittelländische Meer**, welches durch eine Landenge von dem rothen abgesondert ist, und wovon man den Archipelagus und das schwarze Meer als Theile ansehen kann; endlich das **Caspische Meer**, ein inländisches über Persien nördlich. — Man pflegt auch folgende **Flüsse in Asien** vorzüglich zu merken: 1) den **Oby**, der nördlich Europa von Asien sondert; 2) den **Tigris** und den **Euphrat**, welche vereiniget in den Persischen Meerbusen fliessen; 3) den **Indus**, welcher südlich Persien und Indien trennt; und 4) den **Ganges** östlicher in Indien, wovon zwey grosse Indianische Halbinseln diesseit und jenseit des Ganges den Namen haben.

Tab. XLII. **In Afrika** erstrecken sich folgende Länder, von den nördlichsten angerechnet, am weitesten nach Westen. Die **Barbarey**, deren südlicher und wüsterer Theil **Biledulgerid** heißt; —

das

das ziemlich wüste Land Sara; — ein eben solches Land Nigritia, durch welches der grosse Fluß Niger ins Atlantische Meer fleußt, — und die Küste Guinea. Oestlich findet man Egypten, durch welches der merkwürdige Nilfluß in verschiedenen Armen, deren Zwischenraum das Delta heißt, ins mittelländische Meeer fällt; — ferner südlicher Nubien, — noch südlicher Abessinien. Dieses ist ein Theil des Mohrenlandes, oder Aethiopien, unter welchem Namen man zuweilen auch den ganzen übrigen südlichen Theil von Afrika versteht. Dieses Uebrige soll in der Mitte Länder haben, die man Monoemugi und Monomotapa nennt. Diese Länder haben westlich die Küste Congo, wovon Loango und Angola Theile seyn sollen; östlich aber die Küste Aber am rothen Meere, und südlicher die Küsten Ajan und Zanghebar. Die südlichste Spitze von Afrika aber nennt man die Küste der Caffern und Hottentotten. Es wird also Afrika umflossen von dem Mittelländischen und Atlantischen; unten an beyden Seiten von dem Aethiopischen, und oben östlich von dem rothen Meere.

Tab. XLIII. Amerika, welches, weil es den Europäern später bekannt worden ist, die neue Welt, und wegen der Lage Westindien heißt, zerfällt durch die Landenge bey Panama in Nord-Amerika und Süd-Amerika. Nord-Amerika enthält am nördlichsten Canada, mit vielen theils bekannten, theils nur halbbekannten Ländern, z. E. westlich die Halbinsel Californien. Etwas südlicher

licher liegen neben einander, Neu-Mexico, Luisiana und Florida; und noch südlicher Mexico bis an die Landenge. Bey derselben fängt sich das südliche Amerika an in Terra-Firma und Guiana. Südlicher sind von Westen angerechnet Peru, das Amazonenland und Brasilien. Noch südlicher Chili, Tukumannia und Parraguay. Die südlichste Spitze heißt das Magellanische Land, auf welches südlicher noch Inseln und vielleicht auch grosse Länder folgen. Der östliche Ocean heißt das Atlantische, der westliche das stille Meer, und dessen südlicher Theil die Südsee. In Nord-Amerika sind die Flüsse St. Laurenziue, der nach Nordost, und Missisippi, der nach Süden ausfließt. In Süd-Amerika findet man den Amazonenfluß und den Paraguayfluß, der auch Laplata heißt, in den gleichbenannten Ländern.

d) Fortsetzung, besonders von Inseln und halbbekannten Ufern. (*)

Tab. XL — XLIV.

Nördlich auf dem Eismeere sind uns noch merkwürdig zwischen Europa und Amerika Grönland, an dessen Küste die Strasse Davids ist. Südlicher über

(*) Dieses Hauptstück hilft, den gegebnen Begriff von dem ganzen Erdboden festzusetzen, und zu wiederhohlen. Sonst kann sein Inhalt bis zuletzt verspart werden.

über einige Inseln weg, findet man Hudsons Strasse und Meerbusen; an welchen das Land Labrador und der Esquimaux liegt; östlich von Grönland. Island, zu Norwegen gehörig, liegt auf dem Polarcirkel; und östlicher Spitzbergen; östlicher und etwas südlicher Novazembla. Diese Länder und Küsten, worauf zum Theil wilde Völker wohnen, werden von den Unsrigen, wegen der Wallfische, der Seehunde und des Pelzwerkes besucht. An dem Eismeere, wo Europa und Asia sich trennen, wohnen die Samojeden, ein halbwildes Volk unter Russischer Herrschaft. Europens äusserste Gegenden gegen Norden heissen Finnmarken und Lappland, und sind Norwegisch, Schwedisch oder Russisch. Die äusserste nördliche Spitze heisset das Nordcap. Zwischen Island und Schottland findet man die zu Norwegen gehörigen Ferröischen Inseln, und südlicher die Orcadischen, welche man zu Schottland rechnet.

Die Insel Wight liegt südlich an England, welches mit Schottland zusammen (gleichwie Irland) auch zu den Inseln gehört. Möhn, Falster, Laland, Langeland, Arröe, Alsen, Fesmern und, weit östlicher unter Schweden, Bornholm sind bisher noch ungenannte Dänische Inseln auf der Ostsee, und weit kleiner, als die Insel Seeland und Fühnen. An der westlichen Küste von Schleswig liegen gleichfalls einige Inseln, z. E. Nordstrand nahe am Lande, und Helgeland weiter in der See. Nun wieder in die Ostsee hin-

hinein. Die zu Teutschland gehörige Insel Rügen liegt südlich unter Bornholm; die Insel Oeland und Gothland, zu Schweden gehörig, liegen nördlicher, gleichwie Aland im Eingange des Bothnischen Meerbusens, welcher ein Theil der Ostsee ist. Oestlich von Gothland sind die Inseln Oesel und Dagho, jetzund zu Rußland gehörig. Auf dem mittelländischen Meere aber stehen die Balearischen Inseln, Majorca und Ivica unter Spanischer, Minorca aber unter Engländischer Herrschaft. Oestlicher findet man unter Italien die Insel Corsica, unter Französischer Herrschaft, auch Sardinien und Sicilien, welche zweyen Königen gehören, die auch andre Länder haben. Malta unter Sicilien gehört einer Gesellschaft von Rittern.

Nördlich im Adriatischen Meere auf Inseln liegt Venedig, eine Republik, der nebst grossen Ländern auch kleine Inseln, z. E. Corfu an der westlichen Küste der Europäischen Türkey gehören. Die grosse Menge von Inseln auf dem Archipelagus, worunter die südlichste Creta oder Candia, und nördlicher Negroponte oder Euboea die größten sind, stehen unter Türkischer Herrschaft, gleichwie die Inseln Rhodus und Cypern östlich von Creta, welche schon zu Asien gehören. Geht man an Afrika das Atlantische Meer südlich herunter; so findet man die Azorischen Inseln weit im Meere nach Amerika hin, die Canarischen und die Inseln des grünen Vorgebirges näher an Afrika, (diese Inseln gehören zum Theil

nach

nach Portugall,) und die kleine merkwürdige Insel Sanct Helenen, welche unter Engländischer Herrschaft steht, mitten im Ocean. Oestlich bey Afrika auf dem südlichen Wendecirkel ist die grosse Insel Madagascar, und östlich davon die kleine Insel Bourbon, welche dem Könige von Frankreich gehört.

Asien, in der Gegend des Aequators, hat erstaunlich viele Inseln, z. E. westlich anzufangen, die Maldivischen, Ceylon, worauf die Holländer, (das ist, die Republik in den Niederlanden,) Besitzthümer haben. Nun weiter Sumatra, wohin Engländer und andre Europäer handeln, südlich davon Java, wo die Holländer Batavia besitzen; nördlich davon Borneo; östlich davon Celibes; noch östlicher die Moluckischen Inseln; nördlich über denselben die Philippinischen, z. E. Mannillia, die dem Spanischen Könige gehören. Von allen diesen Inseln bringt man uns Gewürze, Edelsteine, Goldsand und andre morgenländische Producte. Von eben diesen Inseln südlich und westlich sind viele nur von ferne oder an den Ufern bekannte Inseln und Länder, z. E. Neu-Holland, Neu-Guinea, Neu-Brittannien, Carpentaria, u. s. w.

Weiter östlich auf dem stillen Meere nach Amerika hin, sind auch die Marianischen, Salomonischen und andre Inseln. Auf der östlichen Seite von Amerika sind nördlich die Canadischen Inseln mit dem Capbreton, welches den Franzosen, und Terreneuve, welches den Engländern

gehö-

gehöret; südlicher die Bermudischen Inseln unter Engländischer Herrschaft. Die südlichern Inseln unter dem nördlichen Wendecirkel heissen allesammt die Antillischen, davon die grössern sind, Hispaniola, oder St. Domingo, Cuba und Portoriko, nach Spanien; und Jamaika, nach Brittannien gehörig. Die kleinern heissen theils die Caribischen (z. E. die Holländische Curazoa, und die drey Dänischen St. Thomas, St. Crux und St. Jean; auch die Französische Martinique,) oder die Lukäischen, z. E. Salvator und Bahama, welche von den Spaniern zuerst entdeckt sind.

3) Die andre Geographie.

a) Europens Abtheilung in Staaten,

Tab. XL.

In Europa sind drey Kaiserthümer, 1) das so genannte heilige Römische Teutsche. Darunter steht Teutschland und etwas Weniges von Italien. Aber genau zu reden besteht Teutschland aus vielen kleinen theils fürstlichen, theils republikanischen Staaten, welche nach gewissen alten Gesetzen in einem Bunde mit einander stehen, dessen Oberhaupt der Römisch Teutsche Kaiser (einer der Fürsten) ist. Er wird jedesmal gewählet von 9 Wahlfürsten oder Churfürsten. Wird sein Nachfolger vorher gewählet, so heißt derselbe, der Römische König. Die Republiken in Teutschland heissen Reichsstädte oder Ritter-

schaf-

schaften. Teutschlands Fürsten aber haben verschiedene Ehrentitel, z. E. Churfürsten (deren 3 zugleich Erzbischöfe oder geistlich sind, und 6 weltlich), Erzherzöge, Herzöge, Landgrafen, Markgrafen, Burggrafen und Grafen. Wenn irgend eins von Teutschlands Fürstenthümern keinen gesetzmässigen Erben hat; so belehnt der Kaiser eine andre fürstliche Familie mit demselben. Mancher Fürst Teutschlandes aber hat viele und zuweilen von einander entlegene Fürstenthümer, auch wohl auswärtige Reiche und Länder. Ueber Teutschland ist also der Kaiser nicht souverain. Aber souverain sind, 2) das Russische und 3) das Türkische Kaiserthum.

Souveraine Könige haben, 1) Portugall, 2) Spanien, 3) Frankreich, 4) Dännemark und Norwegen zusammen, 5) Ungarn (doch daselbst sind Stände), 6) die beyden Sicilien, (das ist die Insel dieses Namens und der unterste Theil Italiens, oder das Königreich Neapolis), 7) Sardinien, 8) Preussen.

Nicht souveraine Könige sind, 1) in Großbrittannien nebst Irrland, 2) in Schweden, 3) in Polen, 4) in Böhmen (aber Böhmen wird zu Teutschlands Churfürstenthümern gerechnet).

Es heissen auch Königreiche von Alters her, manche Länder, welche jetzund als Provinzen zu andern benamten Reichen gehören.

Auser Teutschland sind unter verschiedenen Namen noch Fürsten: 1) der Chan in der kleinen Tatarey, welcher aber dem Türkischen

Kaiser

Kaiser als Vasall (oder Lehnsträger, oder ungleicher Bundesgenosse) zinsbar ist, 2) so auch der Fürst in der **Wallachey**, und 3) der Fürst in der **Moldau**, welche daher zur Europäischen Türkey gerechnet werden, 4) und 5) der Großherzog von **Florenz** oder **Toscana**, und der römische **Pabst**, in dem mittlern Italien, dessen Gebiet der **Kirchenstaat** heisset, und dessen Residenz die uralte Stadt Rom ist. Auch in Ober-Italien, 6) in **Savoyen, Piemont und Montferat**, welche dem Sardinischen Könige gehören; ferner 7) in **Mayland und Mantua**, gehörig an das Haus Oestreich, (welches ein Land dieses Namens), ferner Böhmen und andre Länder in Teutschland besitzt, und ausserdem noch die Ungarischen Länder und ein Theil der Niederlande); ferner noch in Ober-Italien, 8) in **Parma, Piacenza** und **Guastalla** zusammen; ferner noch daselbst 9) in **Modena, Mirandula, Novellara** und **Massa** zusammen. Noch daselbst 10) in besondern kleinen Fürstenthümern, z. E. **Monaco, Masserano**, u. a. m. Endlich 11) nördlich an Polen ist ein Fürst in dem **Herzogthume Curland**, welches ein Polnisches Lehn ist. In vielen Ländern heissen aber auch Herzöge, Fürsten, Markgrafen und Prinzen, einige betitelte Unterthanen, die grosse Landgüter besitzen, oder aus solchen Familien stammen. **Merkwürdige Republiken** sind: 1) die sieben vereinigten Niederlande; (die von dem vornehmsten den Namen **Holland** führen,) 2) **Helvetien** oder die **Schweiz**, welche aus vie-

len

len verbündeten Republiken, besonders 13 Cantons besteht. 3) In Italien Venedig, welches Länder an beyden Seiten des Adriatischen Meeres besitzet. Noch daselbst 4) Genua, deren Gebiet ein Theil des westlichen Ufers des obern Italiens ist. In dem mittlern Italien sind: 5) und 6) die kleinen Republiken Lucca und St. Marino.

Die Thronerben einiger Monarchen haben besondre Namen, z. E. 1) in Portugall, Prinz von Brasilien, weil Brasilien nach Portugall gehört; 2) In Spanien, Prinz von Asturien; 3) In Frankreich der Dauphin. 4) In Großbrittannien, der Prinz von Wallis; 5) In Sardinien, der Prinz von Savoyen; 6) In beyden Sicilien, der Prinz von Calabrien; 7) In Rußland, der Großfürst und kaiserliche Thronfolger. Appanagirte Prinzen, Fürsten und Familien haben gleichfalls besondre Titel, die entweder ihre Abstammung oder die Länder anzeigen, deren Einkünfte ihnen von dem Oberhaupte ihres Hauses zum anständigen Unterhalte angewiesen sind. Sie heissen auch zuweilen Prinzen vom Geblüte, (z. E. in Dännemark heissen sie Herzöge zu Schleswig = Holstein und Erben zu Norwegen).

Den catholischen Monarchen pflegt der Pabst Titel auszutheilen, welche dieselben gern annehmen, z. E. die allergetreueste Majestät in Portugall, die catholische Majestät in Spanien, die allerchristlichste Majestät in Frankreich, die apostolische Majestät in Ungarn, die ortho-

dore Majestät in Polen. In England wird der Titel, Beschützer des Glaubens, beybehalten, welchen ehemals ein König erhielt, der wider Luther ein Buch geschrieben hat.

Die Titel mancher Monarchen und Fürsten sind sehr weitläuftig, weil sie zuweilen Provinzen und Länder enthalten, die klein und kaum recht bekannt sind, oder die nur ihre Vorfahren besessen haben, z. E. König in **Portugall** und **Algarbien.** Das letzte Land ist ein schmales südliches Ufer. Der König in Frankreich nennt sich von **Frankreich** und **Navarra,** obgleich das letzte Land nur eine kleine Provinz ist. Der König von Großbrittannien schreibt sich von **Großbrittannien, Frankreich** und **Irland,** und besitzt oder verlangt doch Nichts von Frankreich, worauf seine Vorfahren Anspruch machten. Die Könige von Dännemark und Schweden, nennen sich auch Könige der **Wenden** und **Gothen,** weil ihre Vorfahren einen Theil der alten Völker dieses Namens beherrscht haben.

b) Vergleichung einiger Europäischen Staaten und Völker.

Nordische Mächte heissen vornehmlich Rußland, Polen, Preussen, Dännemark, Schweden, und zuweilen auch Großbrittannien. Alsdann heissen die andern Staaten die südlichen Mächte.

Seemächte sind vornehmlich Großbrittannien und Holland. Doch Portugall, Spanien, Frankreich, Dännemark, Schweden, Rußland, der Türkische Kaiser und Venedig halten auch Flotten.

An-

Andre Italiänische Staaten haben nur einige Kriegesschiffe. Großbrittannien kann deren wohl 200 halten. Dännemark, über 30 u. s. w. Ein mittelmäßig Kriegesschiff von 60 Kanonen, welches an 500 Mann führet, (ohne Zubehör) kostet 100000 Reichsthaler zu bauen; und jährlich in See zu halten, mehr als 1000 Mann Fußvolk. Aber diese und ähnliche Rechnungen sind sehr fehlbar.

An Landmacht hält in Friedenszeiten der Türkische Kaiser 300000 Mann; Rußland 250000; das Oestereichische Haus 200000; Frankreich 160000; der König in Preussen an 200000; Spanien 70000; Dännemark 59000; Schweden 50000; Großbrittannien 30000; Holland 40000; der König beyder Sicilien 30000; Venedig 28000; Polen vor Zeiten 24000; Sardinien 15000; Portugall 14000. Ich weis nicht, ob diese von Andern abgeschriebene Rechnung richtig sey. Vielleicht ist bey einigen Landmiliz mitgerechnet. Im Frieden kosten 1000 Mann zu Fuß (ausser der Generalität) etwa 40000 Reichsthaler, und zu Pferde die doppelte Summe. Ist dieses wahr; so wenden einige, und zwar unter den schwächern Staaten, an $\frac{2}{3}$ ihrer Einkünfte auf den Kriegesstaat. Aber sowohl die Einkünfte, als die Armeen können verschiedentlich (entweder ausser oder mit diesem und jenem Abzuge) berechnet werden. Nur die verschwiegenen Finanzkammern können glaubwürdige Rechnungen dieser Art machen.

Die Landesgrösse der Staaten wird nach Quadratmeilen gerechnet. Z. E. Frankreich

hat deren 10000; Portugall 1800. Aber aus solchen Zahlen folgt nicht die Macht eines Landes. Z. E. eine Quadratmeile in dem bevölkerten Holland giebt mehr Macht, als 100 Quadratmeilen in dem fast wüsten Lapplande.

Die Anzahl der Einwohner ist an Millionen in Teutschland 24; sowohl in Rußland als Polen 20; in Frankreich 17; etwa halb so viel in Großbrittannien nebst Irland; so auch in Spanien; so auch in Italien; in Dännemark und Norwegen zusammen aber 2; in Schweden 2, u. s. w. Man fragt auch nach den Staatseinkünften. Frankreich soll an Thalern in Millionen haben 50; die Dänischen Staaten 6, u. s. w.

Was die Sprachen in Europa betrifft: so sind die Spanische (nebst der Portugiesischen), die Französische, Italiänische und Wallachische sich sehr ähnlich, weil ihre Stammsprache, die hernach durch Mischung verändert wurde, die Lateinische war. Eine andre Stammsprache ist die Altteutsche oder Gothische, aus welcher die Sprachen in Teutschland, der Schweiz, und den Niederlanden; ferner in Dännemark, Norwegen und Schweden abstammen. Teutsch wird auch in einem Theile Dännemarks, in Preussen und einem Theile Polens und Rußlandes geredet. Wegen Sclavonischen Ursprunges sind verwandt die Sprachen der Russen, einiger Ungarischen Länder, der Böhmen und Mähren, derer, die sich Wenden nennen, u. s. w. ferner der Polen, die aber von jenen sehr abweichen. Die Engländer haben eine besondre Sprache,

deren

deren Stammsprachen die Altbrittische, die lateinische, die Teutsche oder Nordische sind. Die Türken und Tatarn in Europa reden einerley Sprache. Viele Unterthanen in der Türkey reden Neugriechisch, weil in dortigen Gegenden vormals Altgriechisch geredet wurde. Die Lingua franca ist ein Mischmasch vieler Sprachen, üblich bey Seefahrern und Küstenbewohnern des mittelländischen Meeres. Es sind noch mehr, nicht so merkwürdige, Sprachen in Europa und besondern Provinzen oder Ländern.

c) Von der Religion Europäischer Staaten. Tab. LXXIII.

Nach der Religion sind Portugall; Spanien; Frankreich; Italien; ein Theil Teutschlandes, der Schweiz und der Niederlande; Ungarn und Polen catholische Länder; doch in verschiedener Bedeutung. In allen ist zwar die Regierung catholisch, aber in Portugall, Spanien und an einigen andern Orten, ist man nach den Gesetzen in Leibes- und Lebensgefahr, wenn man wider Lehrsätze der catholischen Religion redet. In Frankreich sind einige Millionen Reformirte oder Hugenotten. Aber wer diesen Glaubensverwandten predigt, oder einer Versammlung von ihnen vorbetet, wird als ein Missethäter nach den Landesgesetzen behandelt. In Ungarn und Polen sind Protestanten und Griechen, aber sie haben nicht alle bürgerliche Vorrechte der Catholischen. An manchen catholischen und protestantischen Orten dürfen Juden wohnhaft werden,

aber keine dissidentische Christen. Teutschland ist halb catholisch, halb protestantisch, und es ist durch die Gesetze (die man aber nicht allenthalben und nicht immer genau beobachtet), eine gewisse Freyheit andrer Meynungen verboten, die weder catholisch noch protestantisch sind. Doch an vielen protestantischen Orten darf, nach den besondern Statuten derselben, ein Catholik entweder nicht wohnen, oder nicht alle bürgerliche Vorrechte erwarten. Eben so eifersüchtig sind an manchen Orten Lutheraner und Reformirte gegen einander. Wer in einigen lutherischen Staaten bürgerliche Aemter haben will, muß schwören: daß er alle Glaubensartikel glauben, befördern, oder nicht bestreiten wolle, welche in bogenreichen und gelehrten Büchern stehen, die er, wie die Obrigkeit doch weis, nicht kennt, und niemals lesen wird. Sonst wird er nicht für fähig gehalten, auch nicht die niedrigsten Staatsämter zu bekleiden, z. E. ein Zöllner, ein Rechnungsführer, ein Feldmesser oder in irgend einer Wissenschaft ein Lehrer im Staate, u. s. w. zu werden; ja nicht einmal zu schneidern und zu schustern. Protestantische Länder, wo auf solche oder ähnliche Eide der bürgerlichen Beamten gedrungen wird, sind theils in Teutschland, theils in der Schweiz; auch in Holland, Großbrittannien, Dännemark, Norwegen, Schweden und Preussen. Doch die Regenten binden sich nicht allemal an die Landesgesetze, die sie, besonders wo keine Stände sind, abschaffen könnten, wenn sie wollten. In Republiken sind die Ausnahmen seltner. Rußland ist Griechischer Kirche, doch hat es auch Städte und Provinzen,

wo

wo andre Christen, auch wohl (in dem Asiatischen Gebiete) Mahomedaner und Heiden grosse Freyheit geniessen. In der Europäischen Türkey ist der Hof und die Regierung, und von den Einwohnern ein Dritthel **mahomedanisch**. Aber die Christen haben daselbst zum ganz öffentlichen und zahlreichen Gottesdienste mehr Freyheit, als die Reformirten in der lutherischen Stadt **Hamburg** oder **Leipzig**. Kurz, es ist sehr nothwendig, wenn man nach einem Orte hin will, sich vorher zu erkundigen, welchen Glauben man haben, oder bekennen, oder verschweigen müsse, um an Gütern, Ehre, Leib und Leben sicher zu seyn, oder sein Brod auf diese oder jene ehrliche Art verdienen zu dürfen.

Tab. LXXIII. Auf dem **ersten Vierthel** wird Jemand bey andächtigen Wünschen vieler Zuschauer lebendig verbrannt, der in Spanien Etwas wider einen Ausspruch von vielen alten Kirchenvätern, die das Nicäische Concilium ausmachten, bey Gelegenheit geredet hatte. (Es ist auch wohl bey Protestanten etwas Aehnlichs geschehen). Der, welcher auf dem **zweyten Vierthel** mit einem Spitzbuben auf Lebenslang als Galeerensklave zusammen gekettet, vor dem mit der Peitsche bewaffneten Profos gehet, und die Augen gen Himmel hebt, hat in Frankreich im Walde einigen 100 Reformirten Etwas vorgebetet (welches er nach den Landesgesetzen nicht thun soll), und sie zur Tugend durch die Hoffnung zur Seligkeit aufgemuntert. Seht ihr auf dem **dritten Vierthel** den angeschlossenen Menschen auf dem Wagen, begleitet von zwey Reutern mit gezognem

Pallasche? So ward vor noch nicht vielen Jahren in einem lutherischen Lande in ein langwieriges Gefängniß geführt, ein endlich begnadigter und noch lebendiger Missethäter, der sich unterstand, zu behaupten, es sey nicht wahr, daß die Taufe durch die Hand eines unbekehrten Predigers Vergebung der Sünden wirke, vom Tode und Teufel erlöse, und die ewige Seligkeit gebe, als welches eine lutherische Lehre ist. Auf dem vierten Vierthel sitzt eine Versammlung von protestantischen Geistlichen, welche eine theologische Facultät, ein Ministerium, oder ein geistlich Consistorium heißt, und berathschlagt, wie sie, als Zions oder der Kirche Wächter, die bewaffnete Säugamme der Kirche, oder die Obrigkeit, anrufen wolle, nach alten Landesgesetzen die Verfasser, Drucker und Verkäufer gewisser Bücher zu strafen, die zwar Nichts wider die Tugend und ihre künftige Vergeltung enthalten; aber doch in diesem oder jenem Punkte der protestantischen Religion widersprechen, auf deren sämmtliche Lehrsätze sie allesammt, gleichwie auch die Obrigkeit, die theuresten Eide gethan haben. Kurz, die Verfertigung solcher Schriften ist der Hierarchie (*) des Staates

(*) Wenn durch ein unwiederrufliches Gesetz in Abyssinien das Recht zur Crone die Bedingung hätte, dass der Kaiser alle Einwohner des Landes anhalten sollte, Gott nach der in diesem oder jenem Concil vorgeschriebnen Form zu verehren, und wenn man doch fände, dass (ohne das Recht zur Crone dem regierenden Kaiser streitig zu machen) viele Tausend Einwohner im Lande wären, welche

Staates zuwider. Es ist aber Hierarchie allenthalben, wo nach den Landesgesetzen eine Rechtgläubigkeit bestimmt ist, die ein Jeder bekennen muß, der Antheil an jedem der folgenden Dinge

 haben

welche Gott offenbar nach einer andern Form verehrten, und zu jener Form nicht angehalten würden: so müsste man zugeben, dass sowohl der Kaiser als die andern Thronerben und das Volk, mit der durch Handlungen geschehnen Wiederrufung oder Erklärung dieses Artikels zufrieden wären. — Ein Staat kann ohne Christenthum bestehen, wie ehemals der Römische; und das Christenthum ohne hierarchische Gesetze, wie in den drey ersten Jahrhunderten, und jetzund bey den Missionsgemeinen in Indien. Es entsteht also eine wichtige Frage über die Vollkommenheit und Unvollkommenheit eines solchen Staats, in welchem nur das Bekenntniss der Verbindlichkeit zur Tugend und zum Gehorsame gegen die Majestät, (und zwar um der künftigen Vergeltung willen) zur einzigen Bedingung der vollkommnen bürgerlichen Gleichheit gemacht würde; und wo die Gesetzgebung sich blos mit der Sicherheit und der Policey, nicht aber mit denen (der Tugend nicht widersprechenden) Religionslehren und gottesdienstlichen Formen der Einwohner beschäftigte; folglich auch keine Kirchenlehrer beriefe, noch aus dem Staatsschatze die Unkosten des Kirchenwesens bestritte; wobey es sich aber von selbst verstünde, dass den Unterthanen zur Privatbestreitung ihres Kirchenwesens, nach einer gewissen Berechnung, so viele Contribution müsste erlassen werden, als dem Staate das Kirchenwesen bisher jährliche Kosten verursacht hätte. Vielleicht wird diese Frage einmal für wichtig gehalten.

haben will: 1) an der Luft des Landes, 2) an der Luft gewisser Oerter und Gassen, 3) an der Freyheit zu gewissen Handwerken und Künsten, 4) an der Hoffnung zu Staatsämtern, in deren Geschäften er geübt ist, 5) an der Freyheit laut zu singen und zu beten, 6) und zwar in Gebäuden von gewisser Höhe und Form, (z. E. mit einem Thurm, mit einer Glocke, ohne Schorstein) 7) an gewissen Namen, z. E. sein Bethaus eine Kirche, und die Versammlung darinnen eine Gemeine zu nennen. Wo also, wie an den meisten Orten, Hierarchie ist, da sind alle solche Dinge durch Gesetze entschieden, und dem Uebertreter entweder schärfere oder gelindere Strafen bestimmt, z. E. das Verbrennen oder Köpfen; das Gefängniß oder die Landesverweisung, mit oder ohne Verlust der Güter; die Absetzung von bürgerlichen Aemtern, und die Confiscation der Bücher, u. s. w.

Es war aber Europa von Alters her heidnisch. Vom 1sten bis ins 12te Jahrhundert haben Christen von verschiedenen Kirchen, durch Beweis oder Ueberredung, durch geglaubte Wunderwerke, und zuletzt auch durch Drohung und Waffen, verursacht, daß Europens Völker sich Christen nennen, sich taufen lassen, und (dem Unterschiede der Kirchen gemäß) christlichen Gottesdienst halten. Doch ganz nördlich sind noch einige Heiden; und in der Türkey, welche viele Jahrhunderte schon christlich gewesen war, ist seit 300 Jahren das herrschende und bewaffnete Dritthel mahomedanisch. (Die christlichen Völker benennen (seit einiger Zeit) die Jahrhun-

Hunderte nach Christi Geburt das 1ste, das 2te . . . das 18te. Denn jetzt sind 1773 Jahr nach Christi Geburt verflossen.)

d) Besondre Nachrichten von Teutschland. Tab. XLV. (*)

Die merkwürdigsten Flüsse Teutschlands sind folgende: Aus der Schweiz, nördlich, fällt der obere **Rhein** und der niedere in die Niederlande. Nicht weit von der Schweiz und dem Rheine entspringt und fällt nach Osten die **Donau** in Ungarn hinein. Auf seinem halben Wege durch Teutschland empfängt der Rhein den **Mayn**, der aus Osten kömmt. Nach Nordwesten fällt die **Weser** in die Nordsee, gleichwie weiter nach Norden die **Elbe**, deren Ursprung aus zwey kleinern Flüssen in Böhmen ist. Endlich nach Norden in die Ostsee fließt die **Oder**, deren Ursprung in Schlesien ist.

In zehn **Kraise** werden Teutschlands Länder getheilt. Sie sind 1) der **Oberrheinische**, 2) der **Niederrheinische**, 3) der **Schwäbische**, wo die Donau entspringt, 4) der **Bayerische**, und 5) der **Oesterreichische**, wodurch die Donau weiter fließt, 6) der **Fränkische**, welchen der Mayn theilet, 7) und 8) der **Westphälische** und der **Niedersächsische**, an der westlichen und östlichen Seite der Weser, 9) der **Obersächsische**, in wel-

(*) Man muss eine grössere Karte Teutschlandes zur Hand nehmen.

welchen die Elbe aus Böhmen kömmt, und welcher sich von diesem Strome nordwärts bis an die Ostsee erstreckt. 10) Den letzten will ich den Böhmischen Krais nennen; denn der Burgundische Krais, der ehemals so hieß, besteht aus den Niederlanden, und gehört nicht zum Teutschen Kaiserthum.

Die beyden Rheinischen Kraise laufen sehr in einander. Daher will ich sie zusammen nehmen. Die Länder, Elsaß und Lothringen, gehören größtentheils jetzund zu Frankreich. Man merke darinnen die Oerter: Straßburg, Nancy, Metz, Toul und Verdün. — Maynz, Trier und Cölln sind Städte; und die Länder dieses Namens, sind drey geistliche Churfürstenthümer. — Die Pfalz aber ist ein weltliches; darinnen sind Heidelberg, Mannheim und Zweybrück. — Hieher gehöret auch das Land Hessen, mit den Städten Cassel, Marburg, Darmstadt und Giessen; ferner die kleinen Länder, Nassau, Hanau und Waldeck; endlich die Städte, Worms, Speyer und Wetzlar. Dies alles muß man nicht weit vom Rheine suchen.

Der Schwäbische Krais hat die Länder Würtemberg, (worinnen Stuttgard und Tübingen), das Land Baden, worinnen auch Durlach; noch andre Ländchen, und die Städte Costnitz, Augspurg und Ulm, u. s. w.

Der Bayerische Krais hat ein Churfürstenthum dieses Namens, worinnen München

und

und Ingolstadt; ferner die Länder Oberpfalz, Neuburg, Sulzbach, Salzburg, Passau, Freysingen, Leuchtenberg, u. s. w. auch die höchstmerkwürdige Stadt Regenspurg.

Der Oesterreichische Krais hat die Länder, Oesterreich (worinnen Wien die Residenz des Kaisers), Steyermark, Cärnthen, Crain, Tyrol. In dem letzten merke man Inspruck, Trident, Brixen.

Der Fränkische Krais hat die Länder und Städte, Bamberg, Würzburg, Eichstädt, Meinungen, Bayreuth, Anspach, und die wichtigen Städte Nürnberg und Frankfurt am Mayn. Auch Erlangen und die kleine Stadt Schmalkalden ist merkwürdig.

Der Böhmische Krais enthält das Königreich und Churfürstenthum Böhmen (worinnen Prag, Eger und Carlsbad); ferner das Land Mähren; endlich das Land Schlesien (wo Breslau, Schweidnitz, Lignitz, Oels, Sagan, auch Teschen, u. s. w).

Der Obersächsische Krais enthält das eigentliche Obersachsen, worinnen sind 1) der Churkrais, mit der Stadt Wittenberg; 2) Das Land Meissen (mit den Städten Dresden, Leipzig, Chemnitz, Annaberg, Merseburg, Zeiz Naumburg, Gera, Altenburg); 3) Thüringen (mit den Städten Gotha, Weimar, Eisenach, Jena, Erfurt); 4) Das Mansfeldische und Schwarzburgische; 5) Die Oberlausitz und Niederlausitz; 6) Das Land Anhalt, (mit

Dessau,

Dessau, Zerbst, Bernburg und Cöthen); 7) Die Ländchen Querfurt, Coburg, Hilpershausen, Röhmhild und Quedlinburg.

Der Obersächsische Krais enthält ferner 1) das Land Brandenburg, ein Churfürstenthum (worinnen Berlin, Potzdam, Spandau, Frankfurt an der Oder, Küstrin, u. s. w); 2) Das Land Vorpommern (worinnen Stralsund und Stettin) und das Land Hinterpommern (worinnen Stargard und Colberg).

Der Westphälische Krais enthält 1) die Länder unter Brandenburgischer Herrschaft: Cleve (wo Duisburg), Ostfriesland (mit Emden), Minden und Ravensberg, und andere mehr; 2) Die nach Pfalz gehörigen Länder, Jülich (wobey das freye Achen) und Bergen (mit Düsseldorf); 3) Bischofthümer, Lüttich, Münster, Paderborn, Osnabrück und Corvey; 4) Andre Länder: Verden (nach Hannover gehörig), Schauenburg (mit Rinteln nach Hessen), Oldenburg und Delmenhorst (nach Dännemark); Jever (nach Anhalt-Zerbst), Lippe (an Grafen von Detmold und Bückeburg).

Der Niedersächsische Krais enthält 1) das Land Holstein (mit Glückstadt, Kiel, Altona, Plön, Eutin); 2) das Land Mecklenburg (mit Schwerin, Rostock, Bützow, Streliz); 3) zwischen beyden Lauenburg (nach Hannover gehörig); 4) Das Churfürstenthum Hannover, bestehend aus Lüneburg, Grubenhas-

benhagen und Calenberg (mit Zelle, Göttingen und Hameln); 5) Das Land Braunschweig, (mit Wolfenbüttel, Bevern und Helmstädt); 6) Hildesheim, ein Bisthum; 7) Das Land Bremen (mit Stade, nach Hannover gehörig); 8) und 9) Magdeburg und Halberstadt (nebst Halle im Sächsischen, nach Brandenburg gehörig); 10) Hansee-Städte, Hamburg, Lübeck und Bremen. Das Riesengebirg in Schlesien, das Erzgebirg in Sachsen, und der Harz in Niedersachsen, sind merkwürdige Gebirge.

Die mächtigsten Häuser in Teutschland sind, das kaiserliche Oesterreichische Haus, (catholisch). Dessen Länder sind Ungarn mit dem Zubehöre; Böhmen, Mähren, und Etwas von Schlesien; der Oesterreichische Krais und Etwas in Schwaben; das Dritthel der Niederlande; das Meiste von Mayland; das Land Mantua, und Etwas von Polen. Ueber alles dieses regieret eine Kaiserinn Wittwe mit dem Mitregenten, ihrem Sohne und Erben, dem Kaiser der Teutschen: dessen Bruder Großherzog von Florenz ist. Ferner das königliche Preussische oder Brandenburgische Haus (protestantisch). Dieses Königes Länder sind: Preussen; Etwas von Polen, Schlesien (mit souverainer Regierung); ferner (mit churfürstlicher und fürstlicher Regierung,) Brandenburg, das Meiste von Pommern, (denn bey Stralsund ist Etwas Schwedisch), Etwas von der Lausitz; Magdeburg und Halberstadt, und viele Westphälische Länder. Ferner das Großbritan-

tannisch-Hannövrische Haus. Denn der Churfürst besitzt ausser dem Churfürstenthume die Länder Lauenburg, Bremen, Verden, und andre in Westphalen; und ist zugleich König von Großbrittannien. Verwandt mit diesem Hause ist das Herzoglich-Braunschweigische. Einer der Herzöge von Holstein ist zugleich König in Dännemark und Norwegen; der andre kayserlicher Thronerbe oder Großfürst von Rußland. Sachsen ist unter einige Linien vertheilet. Das Meiste besitzt der Churfürst. Nach Sachsen folgen an Macht die Churfürsten, vornehmlich Bayern und Pfalz (Die Pfalz ist unter Linien vertheilet); Maynz, Trier und Cölln; und die Reichsfürsten in Hessen (welches auch vertheilet ist), Würtemberg, Braunschweig, Sachsen-Gotha und Mecklenburg. Die andern einzelnen Reichsfürsten haben kleinere Länder.

Die Churfürsten wurden vor Zeiten als die vornehmsten Beamten des Teutschen Reichs und des Kaisers angesehn. Davon kommen die Titel: des heiligen Römischen Reichs Erzmarschall, Erzkämmerer, u. s. w.

Wenn ein Kaiser oder Reichsfürst zur Regierung kömmt; so wird mit gewisser Feyerlichkeit das lehnsherrschaftliche Recht des Kaisers über die Teutschen Länder bestätigt.

In gewissen Streitsachen entscheidet über die Aussprüche der Reichsstände entweder das kaiserliche Reichshofgericht, oder das Reichskammerge-

mergericht zu Wezlar, im Namen des Kaisers und des Reiches.

Auf einem beständigen Reichstage zu Regenspurg werden durch Gesandte der Reichsstände, die Angelegenheiten des ganzen Teutschen Reiches abgehandelt, und Reichsgesetze gegeben und verändert. Aber diesen Gesetzen gehorchen die mächtigsten Churfürsten nur alsdann, wenn sie ihnen rechtsförmig genug scheinen. Entstehen Unruhen in einem Kraise Teutschlandes; so ist in dem Kraise selbst eine Art von Regierung, welche mit Hülfe von Kraistruppen die Sache beylegt.

Wenn ein Reichsstand sich als ein Feind des Reichs verhält; so wird er für einen solchen, das ist, in die Acht erkläret, und, wenn das Reich ihn zwingen kann, bestraft. Eine gewisse Contribution zur Bestreitung der Reichskosten muß in sogenannten Römermonaten ein jeder Reichsfürst geben; und nach dem allgemeinen Anschlage auch sein Contingent an Kriegesvölkern zum Reichskriege, der auf dem Reichstage gegen auswärtige oder einheimische Feinde des Reichs bewilligt ist.

Vor Alters waren nur sieben Churfürsten. Bayern und Hannover sind hinzugekommen. Das Recht des Kaisers über die Reichsstände ist oft erweitert oft geschmälert. In neuern Zeiten wird es bestimmter durch die Wahlcapitulation.

Vor mehr als 100 Jahren war in Teutschland ein 30jähriger äusserlicher und innerlicher Krieg. Diesen endigte der **Westphälische Friede**; dessen Inhalt für ein Gesetz der Verfassung Teutschlandes gehalten, und worinnen das äusserliche Verhältniß der catholischen und beyden protestantischen Kirchen festgesetzt ist. In demselben ward vieles wiederholt, was etwa 80 Jahr früher nach ähnlicher Streitigkeit in dem **Religionsfrieden** festgesetzt war. Das vormalige **Faustrecht**, welches ein jeder kleine Stand, ja mancher Edelmann, der Raubschlösser hielt, gegen seine Nachbaren ausübte, ist noch früher durch den **Landfrieden** abgeschafft. Noch früher aber ward durch ein Gesetz, die **güldne Bulle** genannt, vieles, unter andern auch dieses, bestimmt, daß nur 7 Churfürsten (und zwar in bestimmten Ländern) seyn sollten; da vormals bald dieser bald jener Reichsstand dieses Recht verlangte, wodurch oft **Gegenkaiser** entstanden, und im 14ten Jahrhunderte ein langwieriges **Interregnum** oder eine **Anarchie**, da man nicht wußte, wer Kaiser wäre.

Bis jetzund und über $9\frac{1}{2}$ Jahrhunderte, hat Teutschland Kaiser. In den vorhergehenden Jahrhunderten ward es von vielen Völkern bewohnt, die ihre abgesonderte Regierungen hatten, und zum Theile (besonders gegen Südwesten) eine Zeitlang (nämlich) theils vor theils nach Christi Geburt) dem alten Römischen Staate auf gewisse Art gehorchten, welcher zu derselben Zeit über

sehr

sehr viele Länder in Europa, Asien und Afrika regierte (*).

c) Von Portugall, Spanien und Frankreich.

Diese Länder sind, gleichwie der südliche Theil Teutschlandes, in alten Zeiten wenigstens zum Theil unter Römischer Herrschaft gewesen, welche daselbst nicht lange vor, oder nicht lange nach Christi Geburt anfing, und sich ohngefähr im 5ten Jahrhunderte daselbst endigte. Ihre frühern Schicksale sind wenig bekannt. Die von Zeit zu Zeit umher wandernden Völker, welche diese Länder der Römischen Herrschaft entrissen, sollen mehrentheils Teutsches Ursprunges gewesen seyn, nämlich die **Sueven** und die **Westgothen**, welche gegen Westen des pyrenäischen Gebirges, also in Spanien und Portugall, ein Reich aufrichteten; die **Franken**, welche Frankreich, das vorhin Gallien hieß, eroberten und benannten; und die **Burgunder**, welche sich schon vorher in Frankreich, besonders an Teutschlandes Gränzen festgesetzet hatten. Die **Westgothischen anfangs arianisch-christlichen Könige** regierten über

(*) Hier kann als eingeschaltet angesehen werden, dasjenige, was zur Geschichte des Teutschen Kaiserthums gehört, und welches ich aus dem folgenden vierten Hauptstücke, wo die Elemente der Universalhistorie sind, nicht herausnehmen konnte.

Spanien und Portugall bis 100 Jahr vor Stiftung des Teutschen Kaiserthums. Da ward das Land von mahomedanischen **Mauren** aus Afrika überschwemmt, welche verschiedene Reiche darinn aufrichteten. Doch blieben unabhängige Christen in den nördlichen und gebirgichten Gegenden. Die Oberhäupter derselben wurden nach und nach mächtiger gegen die Mauren, eroberten Provinzen, und wurden erst Fürsten, dann Könige, z. E., in **Portugall, Leon, Castilien, Arragonien, Navarra**, u. s. w. (welches Spanische Länder sind). Diese christlichen Reiche wurden nach und nach durch Kriege und Erbschaft vereinigt, besonders vor ohngefähr 300 Jahren, da nur ein besondrer König in Portugall, und **Ferdinandus Catholicus** über das ganze Spanien blieb, der den Rest der Mauren und viele Juden ausjagte, und, weil viele zurückgebliebene heuchelten, die **Glaubensinquisition** errichtete, welche einen jeden Ketzer (das ist, uncatholischen Menschen) zum Feuer verdammet. Zu derselben Zeit ward von Spaniern **Amerika** entdeckt, nach und nach zum Theil erobert, und durch Schwerdt, Feuer und Wasser, wodurch man die alten heidnischen Einwohner umbrachte, entvölkert. Denn der Pabst, als geglaubter Statthalter Gottes, hatte diesen Welttheil den Spaniern geschenkt, und allen Einwohnern, weil sie nicht catholisch waren, Güter und Leben abgesprochen. **Columbus** hieß der, welcher Amerikanische Inseln entdeckte: aber ein andrer Mann, **Amerikus**, kam erst ans feste Land. Nach diesem **Ferdinand** regierte in Spanien

nien seine Tochter mit Philipp I, ihrem Gemahle, einem Oesterreichischen Prinzen. Hernach ihr Sohn, Carl, welcher auch Oberhaupt des Oesterreichischen Hauses und Kaiser war. Hierauf Philipp II, III, IV. und Carl II. (Sohn nach Vater). Philipp II. gewann Portugall, und verlor einen Theil der Niederlande, die seine Familie seit Kurzem geerbt hatte. Der Anlaß war die Glaubensinquisition, gegen welche 7 Provinzen sich auflehnten, und die Republik Holland stifteten. Philipp IV. verlor Portugall wieder. Nach Carl des II. Tode erbte Spanien und dessen Amerikanisches Land (nach einem Successionskriege im Anfange dieses Jahrhunderts) ein Vaterbruder des jetzigen Königs in Frankreich. Er hieß Philipp V, der die Krone eine Zeitlang seinem bald darauf sterbenden Sohne, Ludwig, abgetreten hat. Von ihm erbte sein Sohn Ferdinand VI. Von demselben sein Bruder, der jetzige König Carl III.

Portugall war durch Handel und Eroberung in Ostindien, wohin, kurz vor Entdeckung der neuen Welt, die Seefahrt um Afrika herum in den Gang gekommen war, mächtig und reich. Aber bald hernach (vor etwas mehr, als 200 Jahren nach seines Königs Sebastians Tode) ward es, wie gesagt, von 3 Spanischen Königen beherrscht. Es revoltirte vor 130 Jahren, und wählte einen König aus dem Hause Braganza, welches von alten Königen abstammte. Er hieß Johann IV. Ihm folgte Alphonsius VI, sein Sohn; hernach Petrus, der Bruder desselben;

dann Johannes V, dessen Sohn, und endlich Josephus I, dessen Sohn, der jetzige König.

Das Königreich Frankreich ist im Anfange des fünften Jahrhunderts, doch nach und nach, gestiftet. Einige 100 Jahr ward es von Merovingischen Königen (ein Familienname) beherrscht, und zuweilen an verschiedene Linien dieses Stammes vertheilt. Pipinus und sein Sohn, Carl der Grosse, welcher ohngefähr im Jahre 800 erster Teutscher Kaiser ward, waren Anfänger des Carolingischen Stammes, der über 2 Jahrhunderte regierte. Dem folgte in Hugo-Caperus der Capetingische Stamm, der 2½ Jahrhunderte daurte. Philippus VI. stiftete den Valesischen König-Stamm, der vor ohngefähr 2 Jahrhunderten erlosch. Da folgte das Haus Bourbon, welches Navarra besaß, und dessen Nachkommen bis jetzund regieren. Aber in dieser langen Zeit sind Frankreichs Gränzen oft erweitert, oft verengert. Es waren ehemals mächtige Vasallen in Frankreich, Fürsten von verschiedenen Titeln und Provinzen, z. E. von Bretagne, von der Normandie, von Anjou, von der Dauphinee, von Provence. Eine Zeitlang haben auch die Könige von England ein groß Stück von Frankreich besessen, und über Prätensionen langwierige Kriege geführet. Damals ward ein Mägdchen von Orleans, die sich für begeistert ausgab, eine Heldinn. Nun gehört ganz Frankreich nebst einigen angränzenden kleinen Ländern unmittelbar der souverainen Krone. Denn

das

das Parlament ist nur ein höchstes Gericht und ein Registratoramt der Gesetze. Die letzten Valesischen Könige seit dem Jahre 1500, waren, Ludewig XII, Franz I, Heinrich II, Franz II, Carl IX, Heinrich III. Nach Franz I waren Viele in Frankreich reformirter Kirche, oder Hugenotten. Die Verfolgung und das Mistrauen erweckte bürgerliche Kriege. Im Jahr 1572. am 24sten August (ein erschrecklicher Tag!) ließ der König in Paris und ganz Frankreich, zur Zeit des Friedens (bey Gelegenheit einer Hochzeit seiner Schwester), viele 1000 Hugenotten unversehens umbringen. Dieser Blurhochzeitmacher war Carl IX. Sein Bruder, Heinrich III, weil er den Reformirten zu günstig zu seyn schien, ward von einem Catholiken, Clemens, ermordet. Nach ihm folgten die Bourbonischen Könige, Heinrich IV, Ludewig XIII, Ludewig XIV und sein Urenkel, der jetzige König, Ludewig XV. Aber Heinrich IV, der reformirt war, mußte für die Krone streiten, bis er sich zur catholischen Religion bekannte. Hernach gab er ein Edict zu Nantes für die Freyheit und Sicherheit der Reformirten. Er war ein sehr grosser oder ruhmwürdiger Monarch. Ihn ermordete Ravaillac, wegen eines Verdachtes, daß er heimlich reformirt wäre. Am mächtigsten und ruhmvollsten ist Frankreich unter Ludewig XIV, nicht so sehr durch Kriege, als durch Handlung, Wissenschaften und Künste geworden. Es sank etwas in seinem Alter, da er durch Wie-

derruf des Edicts von Nantes die Hugenotten verfolgte und größtentheils verjagte. Sein Enkel war Stifter des jetzigen Bourbonisch-Spanischen Hauses. Ein Sohn des Königs von Spanien besitzt beyde Sicilien; ein Vaterbrudersohn aber, ist Herzog von Parma, u. s. w. Diese alle gehören zum Hause Bourbon.

Doch noch Etwas von den Provinzen und Oertern in Portugall, Spanien und Frankreich. Aus Spanien durch Portugall fliessen ins Atlantische Meer, der Durius, der Minho und der Tagus; aus Spanien südlich an Portugalls Gränzen, der Guadalquivir, und weiter östlich in die mittelländische See, der Ebro. Portugalls Hauptstadt ist Lissabon. Häven sind, Port a Port nördlicher, und St. Hübes südlicher. Um Vinzenzens Vorgebirge, schifft man in die Strasse, die von Gibraltar (einer Engländischen Festung) den Namen hat.

In Spanien sind nur 6 Provinzen, landwärts ohne Ufer, nämlich: Neucastilien (mit Madrid und Toledo), Altcastilien, Navarra, Arragonien, Extremadura und Leon. Oben an dem Ufer ist, Gallicien (mit Compostel, Bajonna, Corunna und dem Cap Finisterra); Asturien und Biscaja (mit Bilbao). Unten an dem Ufer ist Andalusien (mit Sevilla und Cadix); Granada (mit Malaga); Murcia (mit Carthagena); Valencia (mit Alicante); Catalonien (mit Barcelona).

Nun

Nun wollen wir über die Pyrenäen ziehen. In Frankreich fliessen ins obere Meer, die Seine, Loire und die Garonne; in die mittelländische See aber die Rhone. Die Provinzen, die keine Ufer haben, sind Isle de France (mit Paris und Versailles); Lion; Champagne (mit Rheims); Bourgogne (mit Dijon); Die Franche Comtee (mit Besancon) und die Dauphinee. Am westlichen und nördlichen Meere sind Guienne, davon Gascogne ein Theil ist (mit Bourdeaux und Bayonne); Orleans (mit Rochelle); Bretagne (mit Nantes, St. Malo, L'Orient und Brest); die Normandie (mit Rouen und Havre de Grace); und die Piccardie (mit Calais und Bologne). Die Provinzen an der mittelländischen See sind Languedoc (mit Toulouse, Narbonne, Nimes und Monpelier); und Provence (mit Marseille und Toulon, ferner mit Avignon, das dem Pabste gehört, und mit Orange, einem vormals bekannten Fürstenthume). Frankreich hat auch noch Lothringen und Etwas vom Elsaß in Teutschland und fast ein Dritthel in den Niederlanden.

Die Herrschaft der Spanier, Portugiesen und Franzosen in den 3 übrigen Welttheilen ist beträchtlich, z. E. in Amerika sind Spanisch, die beyden Mexico (mit Campeche und Acapulco); Etwas von Florida; ferner im Südertheile Terra-Firma (mit Panama, Portobelo und Carthagena); auch Peru und Chili (mit Quito und Lima, wovon nicht weit das höchste Ge-

birg Andes ist); Etwas in Tucumannia und Paraguay (mit Buenos-Ayres) und viele beträchtliche Inseln. Die Portugiesen herrschen an Brasiliens Küsten. Die Franzosen hatten nebst Inseln, Etwas in Louisiane und Cap Breton, haben Vieles aber im letzten Kriege an die Engländer verlohren. Die Spanier haben auch noch Festungen in der Barbarey; die Franzosen und Portugiesen Plätze, Länder und Inseln, die zu dem südlichen Afrika gehören. In Asien sind Portugiesisch Goa und Diu disseits, und Macao jenseit des Ganges. Die Insel Bourbon bey Madagascar ist Französisch, auch einige Gegenden disseits des Ganges in Indien, z. E. Pondichery. Spanisch aber sind die Philippinischen Inseln, u. a. m.

f) Von Großbrittannien und Irland.

England war eine Zeitlang unter den Römern. Im 5ten Jahrhunderte stifteten Angelsachsen, unter zweyen Anführern, Hengst und Horst, sieben Königreiche, die nach und nach in eins zusammen kamen. Mit dem Ende des 10ten Jahrhunderts, und im Anfange des eilften, herrschten vier Könige aus Dänischem Stamme, unter welchen Canut der Grosse war. Denen folgten Könige aus dem herzoglich Normandischen Stamme, nämlich Wilhelm der Eroberer mit seinen Nachfolgern. Durch Erbfolge der Prinzessinnen kamen hernach Herzoge von Anjou, und weit später von Lancaster zur Krone. Denen folgte das Haus Tudor, kurz vor Anfang

des

des 16ten Jahrhunderts. Vor dieser Zeit war Irland von England zur Provinz gemacht. Schottland aber hatte noch von Alters her besondre Könige. Heinrich VIII. (der zweyte Tudor) erhielt zwar durch ein Buch wider Luther den Titel: Beschützer des Glaubens, fiel aber doch hernach vom Pabste ab, und beförderte protestantische Grundsätze. Sein Sohn, Eduard VI, starb ohne Erben nach 6 jähriger Regierung. Dessen Schwester, Maria, Gemahlinn des Spanischen Königs Philipp II. verfolgte, wie ihr Gemahl, die Protestanten nach Möglichkeit. Nach derselben regierte ihre Schwester Elisabeth, eine Protestantinn und sehr mächtige Königinn, welcher Großbrittannien den Anfang seiner jetzigen Macht verdankt. Ihr folgte, wegen Verwandtschaft, der König von Schottland, aus dem Hause Stuart, nämlich Jacob I, dessen Mutter Maria (eine verwittwete Königinn von Frankreich, eine regierende Königinn von Schottland) weil sie auf England wider die Elisabeth prätendirte, und derselben in die Hände fiel, auf deren Befehl war enthauptet worden. Nach dieses gelehrten Jacobs Zeit ist England mit Schottland vereinigt. Sein Sohn, Carl I, trachtete nach der Souverainität, und wurde auf Befehl des Parlaments enthauptet. Nach ihm regierte Cromwell, der an des Königs Tode Schuld war, unter dem Namen eines Protectors fast eigenmächtig. Aber Cromwells Sohn legte das Protectorat freywillig nieder, und Carl II, der Sohn des Enthaupteten, ward König.

Er

Er war ein Freund der Wissenschaften, der Wollüste und der Irreligion. Ihm folgte sein Bruder, Jacob II. Gegen diesen, weil er eigenmächtig regieren, und die catholische Religion einführen wollte, bewaffnete sich der größte Theil der Nation. Er aber, aus Furcht vor seines Vaters Schicksal, verließ das Land mit einem Prinzen, den die Engländer für unterschoben erklärten, welcher aber in Rom nach des Vaters Tode König von England, von Andern aber der Prätendent, genannt wurde. Von diesem Prätendenten leben noch zwey Söhne, die gleichfalls Anspruch auf England machen, unter päbstlichem Schutze.

Nach Jacobs II. Flucht regierte seine Tochter, **Maria**, mit ihrem Gemahl (als Mitregenten) **Wilhelm III.** (einem Statthalter der vereinigten Niederlande, aus dem Hause Nassau-Oranien). Nach beyder Tode ward Königinn **Anna**, die jüngere Tochter Jacobs II. Sie starb ohne Erben im Anfang dieses Jahrhunderts. Man sagt, sie hätte dem Prätendenten die Krone zuwenden wollen. Sie war aber bestimmt dem **Hannövrischen Churhause**, welches von der Schwester Carls I. herstammte, und woraus bisher drey **George** (Sohn nach Vater) aufeinander gefolgt sind. Ein König von Großbrittannien ist eingeschränkt durch das **Oberparlement** der Lords, und durch das **Unterparlement** der Deputirten aus Provinzen und Städten.

England hat folgende Provinzen: unten südlich liegt Sussex und Kent (mit Kanterbury

terbury und Dower); nördlicher Esser (mit London, der Hauptstadt an der Themse); und Ostangeln (mit Cambridge); daneben Mercia (mit Oxford); ganz nördlich Northumberland (mit York); südwestlich davon Wallis; von daher südlich Westsex, worinnen Cornwallien (mit Bristol, Pleymouth, Falmouth und Portsmouth). — Schottland hat Edinbourg und Glasgow. — In Irland ist Dublin, Waterford und Corke. —

In Ostindien haben die Brittannier wichtige Länder (z. E. Madras); sie besitzen auch Etwas in Guinea; sehr Vieles aber an der gegen Nordost liegenden Küste von Amerika. Z. E. Vieles, was im letzten Kriege den Spaniern und Franzosen abgenommen ist; auch Carolina und Georgien; Virginien, Maryland und Pensylvanien; Neu-Jersey, Neu-York, Neu-England und Neu-Schottland; ferner die Insel Foundland nördlich; ferner südlicher die Bermudischen Inseln, und die wichtigern südlicher, Jamaica, Barbados, St. Christopher, u. s. w.

g) Von den Niederlanden und der Schweiz.

Auch die Niederlande sind unter Römischer Herrschaft gewesen. Sie kamen nach und nach bald unter Burgundische bald unter Französische Könige, und unter verschiedene kleinere Herren, die Vasallen der grössern waren. Im Anfange des 16ten Jahrhunderts erbte sie von sei-

ner Mutter Carl aus Oesterreich, der zugleich Teutscher Kaiser und König in Spanien war. So blieb ein Theil davon unter Spaniens Herrschaft, bis an den Tod Carls II, im Anfange dieses Jahrhunderts. Nach dem Successionskriege fiel dieser Theil dem Hause Oesterreich zu, welches ihn noch besitzet, diejenigen Stücke ausgenommen, die Frankreich in verschiedenen Kriegen erbeutet hat. Der übrige Theil besteht aus den sieben vereinigten Ländern, oder kurz, aus der Republik Holland, die seit 200 Jahren nach und nach sich von Spanischer Herrschaft befreyet hat.

Nach ähnlichen Schicksalen war die Schweiz unter das Teutsche Reich und das Haus Oesterreich gekommen. Aber wegen harter Begegnung fing sie ohngefähr vor $4\frac{1}{2}$ Jahrhundert an, sich dieser Herrschaft zu entziehen, und ist seit dieser Zeit ein verbündeter Zusammenhang vieler Republiken und kleiner Fürsten.

In der Schweiz ist das hohe Alpengebirge. Die Hauptrepublik besteht aus 13 Cantons: 1) Bern (mit Païs de Vaud und Lausanne) und 2) Zürch sind die mächtigsten; und nebst 3) Basel und 4) Schaffhausen reformirt. Catholisch sind 5) .. 11) Lucern, Solothurn, Freyburg, Zug, Schweiz, Uri und Unterwalden. 12) und 13) Glarus und Appenzell aber sind vermischt. Mit allen diesen im spätern Bunde sind das Land der Graubündner und der Walliser; das Fürstenthum Neuburg (welches dem

Könige

Könige von Preussen gehört) und die Stadt Genf. Die Cantons und ihre Bundesgenossen haben auch noch unterworfene Städte und Länder, welche aber noch vieler Freyheit geniessen.

Die **vereinigten Niederlande** (reformirter Religion) sind den übrigen nördlich. 1) **Geldern** und **Zütpfen** (mit Nimwegen.) 2) **Holland** (mit Amsterdam, Rotterdam, Harlem, Delft, Leiden, dem merkwürdigen Haag, und Enkhuisen, nebst der Insel Texel an der Südersee). 3) **Seeland** (mit Middelburg und Vliessingen). 4) **Uetrecht.** 5) **Westfriesland** (mit Harlingen und Franecker). 6) **Oberyssel** (mit Deventer). 7) **Gröningen** (mit der Landschaft Drenth). Dieser Republik sind unterworfen: 1) Die **Generalitätslande**, die nach der Lage zu den Oesterreichischen Niederlanden gehören, z. E. Herzogenbusch, Breda, Bergopzoom, Maastricht in Braband; so auch Houlst und Sas van Gent in Flandern. — Ferner haben die **Holländer viel Land und Macht in den 3 übrigen Welttheilen**, z. E. in Asien, auf Ceylon, auf Java (worinnen Batavia) und auf den Moluckischen Inseln; in Afrika, das Vorgebirge guter Hoffnung auf der südlichen Spitze, und Etwas auf Guinea; in Amerika Surinam auf Guiana, und Inseln, als Curazzoa. Die Deputirten der Provinzen heissen die **Generalstaaten**, und bestimmen die Angelegenheiten Aller. Grosse Rechte hat auch der **Erbstatthalter aus dem Hause Nassau-Oranien.**

Das

Das Haus Oesterreich aber hat noch in den Niederlanden: 1) einen Theil von Brabant (mit Brüssel, Antwerpen und Löwen); 2) einen Theil von Limburg; 3) einen Theil von Luxenburg; 4) einen Theil von Geldern; 5) einen Theil von Flandern (mit Gent, Oudenaarde, Dendermonde, Brügge, Ostende, Nieuwpoort); 6) einen Theil von Hennegau (worinnen Mons und die Dörfer Malplaquet und Fontenoi); 7) Die Grafschaft Namur. Diese Oesterreichischen Lande werden durch einen Generalgouverneur zu Brüssel regiert, und sind catholisch.

Frankreich hat in den Niederlanden, 1) Artois (worinnen Arras, Cambray und St. Omer); 2) einen Theil von Flandern (mit Ryssel und Dynkerken); 3) einen Theil von Hennegau (mit Valenciennes); 4) einen Theil von Namur (mit Charlemont); 5) Etwas von Luxenburg (mit Bouillon). Nach der ersten Theilung des Rheins in den Niederlanden, heißt der abgehende Arm die Waal, welche sich hernach mit der Maaß vereinigt. Der andre Arm behält den Namen des Rheins; theilt sich aber bald rechts in die Yssel und links in den Rhein. Dieser theilt sich rechts in den Rhein der nach Leiden geht, und links in den Leck, der in einen Arm der Maaß fließt, welcher die Merve heißt.

h) Von Dännemark, Norwegen und Schweden.

Ein jedes dieser Länder (die ehmals zusammen Scandinavien hiessen) hat von Alters her Könige gehabt, und oftmals mehr als einen in verschiedenen Provinzen. Im Anfange des 11ten Jahrhunderts ward in diesen Gegenden mit Beständigkeit (denn eine Mischung von Heidenthum und Christenthum war schon vorher) durch Mönche und Waffen eine Art des Christenthums eingeführet, nämlich zu Canut des Grossen Zeit, welcher nebst Dännemark und Norwegen auch England besaß. Einige der nachfolgenden Könige in Dännemark hiessen Waldemar, welche nach glücklichen Kriegen fast alle Küsten der Ostsee (ausser den Schwedischen); Liefland mit eingeschlossen, eroberten und bald hernach wieder verloren. Am Ende des 14ten Jahrhunderts wurde unter der Königinn Margaretha, durch Erbschaft und Waffen, Dännemark, Norwegen und Schweden nach dem Inhalte einer Union zu Kalmar vereinigt. Damals war ein Bund vieler Handelsstädte oder der Hanseatische Bund auf der Ostsee sehr mächtig, und blieb es fast noch 150 Jahr. Auf Margaretha folgten Erich aus

Pommern, und Christopher aus Bayern. Nach ihm Christian I, Stifter des Oldenburgischen Stammes, in der Mitte des 15ten Jahrhunderts. Ihm folgte unter allerley Unruhen sein Sohn, Johann, und sein Enkel, Christian II, oder Christiern, zu dessen Zeit Luther anfing, der päbstlichen Kirche zu widersprechen. Diese Könige waren nicht souverain. Christiern suchte mehr Recht, als er hatte, durch Grausamkeit zu erlangen, ward aber abgesetzt, und mußte in einem vieljährigen Gefängnisse sterben. Dännemark und Norwegen wählte seines Vaters Bruder, Friederich den I; Schweden aber einen andern König Gustav den I. Wasa. Von dieser Zeit an sind es zwey Reiche geblieben.

Man sehe Friedrichs I (in Dännemark) Nachkommenschaft aus folgender Tabelle, welche zugleich ein Muster ist, wie man die Genealogie oder die Familienkenntniß grosser Herren befördert.

Friedrich

Christian III. Kön. 1533.

Friedrich II. Kön. 1559.

Christian IV. Kön. 1588.

Friedrich III. Kön. 1648.

Johann, Stammvater appanagirter Herren, und Herzöge zu Holstein-Sunderburg, Wiesenburg, Glücksburg, Norburg, Augustenburg, Beck, Plön, in verschiedenen zum Theil noch fortdaurenden Linien.

Adolph (Herz. v. Holstein-Gottorp.)

Friedrich II. (Herz.) Joh. Adolph (Herzog).

Friedrich III. (Herzog)

Christian V. Kön. 1670.

Friedrich IV. Kön. 1699.

Christian VI. Kön. 1730.

Friedrich V. Kön. 1746.

Anna Sophia, vermählt nach Churſachſen, wovon Nachkommen leben.

Fried. Amalia. ∞ Christian Albert (Herzog

Friedrich IV. (Herzog)

Carl Friedrich (Herz.). Gem. Anna, Ruſſiſch. kaiſ. Prinzeſſ.

Christ. Auguſt, davon der jetzige Kön. in Schweden, Guſtav III, und der Biſch. zu Lübeck, Friedrich Auguſt.

Peter III. (Herz.) Ruſſ. Kaiſ. ſtarb 1762. Gem. Catharina II. jetzige Ruſſiſ. reg. Kaiſerinn (Prinz. von Anhalt-Zerbſt), gebohren 1729.

Paul Petrowitz, geb. 1754. (reg. Herzog zu Holſtein-Gottorp), kaiſerl. Ruſſiſch. Thronfolger und Großfürſt.

Christian VII. jetzig. Kön. 1766 geb. 1749.

Soph. Magd. verm. dem Kön. in Schweden.

Wilh. Carol. verm. an den Erbprinz von Heſſen-Caſſel.

Louiſe, verm. an einen Pr. v. Heſſen-Caſſel.

Friedrich, Erbprinz.

Friedrich, Kronprinz, geb. 1768.

Louiſ. Auguſt. geb. 1771.

Nun weiter zu Dännemarks Geschichte bis auf unsre Zeiten. Friedrich I fing an, die Protestanten zu begünstigen. Christian III, sein Sohn, nahm Anlaß, das römische Kirchenwesen durch Einführung des protestantischen, zum Theil mit Gewalt, besonders gegen die Bischöfe, gänzlich abzuschaffen. Sein Sohn, Friedrich II; dessen Sohn, Christian IV (der bey dem 30jährigen Kriege in Teutschland mitwirkte), und dessen Sohn, Friedrich III, führten theils glückliche theils unglückliche Kriege mit Schweden, und waren eingeschränkte Wahlkönige, ob man gleich in der Wahl lange Zeit immer bey der königlichen Familie geblieben war. Aber Friedrich III ward 1665 souverain mit dem Erbrechte. Ihm folgte Christian V, sein Sohn, und hernach dessen Sohn, Friedrich IV, die fast beständige Kriege mit Schweden führten. In dem letzten dieser Kriege verlor das Holstein-Gottorpsche Haus, welches es mit Schweden gehalten hatte, die ihm damals zugehörige Hälfte des Herzogthums Schleswig, worauf dieses Haus, dessen Haupt der kaiserliche Großfürst in Rußland ist, noch Prätension macht. Des vierten Friedrichs Sohn, Christian VI, und dessen Sohn, Frtedrich V, machten in dem langen Frieden ihre Reiche und Länder glücklich; der letzte vornehmlich nach dem Rathe zweyer vortrefflichen Männer, des neulich verstorbenen Grafen Bernstorfs, und des noch lebenden Grafen Moltks. Friedrich des Geliebten Sohn, Christian VII, regieret jetzund,

zund, glücklich zur Freude der Unterthanen, besonders nachdem die Anschläge eines gestraften Struensees (der sich von einem Arzte zur höchsten Ministerschaft schleunig empor geschwungen hatte, und der seine Gemüthsgaben größtentheils zu widerpatriotischen Absichten brauchte) dem Lande nicht mehr schaden können.

In Schweden, welches mit Dännemark und Norwegen fast zu gleicher Zeit und auf ähnliche Art protestantisch wurde, regierte nach Gustav Wasa, erstlich Erich, der abgesetzt und im Gefängniß hingerichtet wurde, und dessen Bruder, Johann (der das catholische Kirchenwesen wieder einführen wollte); hernach dessen Sohn, Sigismund, der zugleich König in Polen war. Er hegte gleiche Absichten, ward aber in Schweden abgesetzt, auf welches seine Nachkommen in Polen einige Zeit Prätension machten. An seiner Statt stieg auf den Thron sein Vater-Bruder, Carl IX. Dem folgte sein Sohn, Gustav Adolph, und nachher dessen Tochter, Christina, welche zuletzt abdankte. Diese beyden halfen den Protestanten mächtig in dem 30jährigen Kriege wider die Parthey der Catholiken, und erwarben dadurch ansehnliche Länder, davon Schweden noch einige Reste hat. Nun folgten Sohn auf Vater, Carl X, Carl XI, Carl XII, aus dem, der Christina verwandten, Zweybrückischen Hause. Der XIte und XIIte Carl wußten sich souverain zu machen. Der letzte war tapfer bis zur äussersten Verwegenheit, zwang Dännemark zum Frie-

den, setzte einen König in Polen ab und einen andern ein, und war Rußlands Schrecken, bis an eine unglückliche Schlacht bey Pultawa an Europens Gränzen. Da sank seine Macht, ob er gleich nicht nachgab. Er blieb in Norwegen vor einer Festung. Nun setzten die Schweden, aber mit grosser Einschränkung, auf den Thron Eleonora, seine Schwester, und Friedrich den I, ihren Gemahl, aus Hessen-Cassel. Diese hatten keine Erben. Also kam, laut eines Friedens mit Rußland, auf den sehr eingeschränkten Thron Adolph Friedrich, aus dem Hause Holstein-Gottorp, welchem mehr Macht über die Stände zu geben, einige derselben einen unglücklichen Versuch wagten. Ihm folgte sein Sohn, der jetztherrschende König, Gustav III, dessen Heldenmuth an einem glücklichen Tage, zwar nicht eine gänzliche Souverainität, aber doch ein solches königliches Recht über die Reichsstände erlangt hat, bey dessen Gebrauche sich die meisten Schweden für glücklicher, als vormals, halten.

Tab. XXXIX. Die Provinzen der Dänischen Staaten sind 1) in Dännemark a) Schleswig (worinnen Flensburg, Appenrade, Hadersleben, Husum, Friedrichstadt). b) Jütland (worinnen Ribe, Wiborg, Aarhuus, und Aalburg, nebst Fridericia). c) Die Insel Fühnen (worinnen Odensee). d) Die Insel Seeland (worinnen Copenhagen die Residenz, Helsingör nebst Cronenburg und Soroe). e) Die andern Inseln, Moen, Falster, Laland,

land, Langeland, Bornholm, u. s. w. — 2) In Norwegen (worinnen Christiania, Bergen, Drontheim, das Nordcap und Wardhuus). — 3) In auswärtigen Ländern. a) Ein Theil von Holstein. b) Oldenburg und Delmenhorst. c) Eine Festung auf Guinea. d) Tranquebar auf der Halbinsel dissеits des Ganges. e) Die Antillischen Inseln St. Thomas, St. Crux, und St. Jean.

Die Provinzen der Schwedischen Staaten sind 1) Schonen, Halland, Blekingen und Bohus, vor Zeiten zu Dännemark gehörig, nebst Gothland (worinnen Gothenburg, Nordkiöping, Calmar und Lund). 2) Das innre Schweden, mit dem Lande der Dalekarln (mit Stockholm und Upsal). 3) Das Nordland (mit Torneå). 4) Das Schwedische Lappland. 5) Ein Theil von Finnland (mit Abo). 6) Die Inseln Gothland, Oeland, u. s. w. 7) In Teutschland Etwas von Vorpommern (worinnen Stralsund und Grypswalde) und Wismar im Meklenburgischen.

i) Von Rußland.

Hier wollen wir anfangen mit den Provinzen und Oertern, die Rußland hat. 1) Einige vormals zu Schweden gehörige Provinzen. a) Etwas von Finnland (worinnen Wiburg). b) Ingermannland (worinnen Petersburg und Cronstadt an der Neva.

c) Liefland, welches in Letten und Esthland getheilt wird (worinnen Riga an der Düna und Reval). — 2) Das Europäische Rußland (mit Moskow mitten im Lande; Smolenskow, bey dem Ursprunge des Dniepers, der ins schwarze Meer fällt; Novogrod, weiter hin nach Petersburg; Archangel, an der Dwina bey dem weissen Meere; Kiow an dem Dnieper und Beaturin in der Russischen Ukraine oder Klein-Rußland, wo Cosacken wohnen, und unter einem Hetmann dem Russischen Reiche dienen). — 3) Ein östlich Stück von Polen. — 4) Das Asiatische Gebiet. a) Casan und Astrachan an der Wolga, welche ins Caspische Meer fällt. b) Sibexien, ein erstaunlich grosses nördliches Asiatisches Land, welches der Oby von Europa trennt (mit Tobolskoy). Also gränzt Rußlands Gebiet an Schweden, Polen, die Europäische Türkey und Tatarey, an die Asiatische Türkey, an Persien, an die Asiatische Tatarey, welche mit Indien und China zusammengränzt, und an das nördliche Meer nach Amerika hin, wo Kamschatka ist. Alle diese Gegenden nebst andern wurden von den Alten Scythen genannt. Unter Russischem Zepter werden vielleicht 50 Religionen oder Kirchen mehr und weniger hier oder dort geduldet, z. E. allerley Art Christen, ferner Mahomedaner und Heiden mit grosser Verschiedenheit der Meynungen. Aber die Religion des Hofes und des herrschenden Volkes (denn eine mit Recht selbst herrschende Religion unter Christen ist mir ein Wi-

der-

berspruch) ist die Griechisch-Christliche, deren Vorsteher Metropoliten, Erzbischöfe, Bischöfe, Protopopen, und Popen heissen, und durch eine heilige Synode, worinnen die kayserliche Majestät präsidirt, in gewöhnlicher Ordnung und Vereinigung gehalten wird, nachdem im Anfange dieses Jahrhunderts der Patriarch abgeschafft ist.

Von Rußlands Geschichte berühre ich nur Folgendes. 1) Aus alten Zeiten. Im 10ten Jahrhundert nahm Olga oder Helena, eine Russische Fürstinn, die Griechische Religion an, und suchte sie auszubreiten. Aber sie faßte erst 100 Jahr später feste Wurzel. Fast 100 Jahr hernach ward Moskow erbaut. Vom Anfange des Reichs bis an das Ende des 14ten Jahrhunderts war der Russische Staat oft getheilt, oft vereinigt, zuweilen schwach, zuweilen stark gegen die Nachbaren. Damals aber ward er Tatarischen Fürsten (deren Gegend jetzt zum Russischen Gebiete gehört) zinsbar. Dieses Jochs entlastigte sich der Czaar, Johann Basilowitz I, kurz vor Anfang des 16ten Jahrhunderts. Ohngefähr 70 Jahr hernach unterwarf sich einer seiner Nachfolger, Johann Basilowitz II. (an den die Engländische Elisabeth; auch mit Anerbietung des Königsnamens, wenn er Römischcatholisch werden wollte, der Pabst, Gesandte schickte), ein staatskluger, muthiger aber zu grausamer Fürst, die Länder Casan, Astrachan, und andre. Das geschah etwa vor 200 Jahren. Ohngefähr 50 Jahr später ward Demetrius, der Thronerbe, von Boris Gu-

denow, der sich zum Czaar aufwarf, ermordet. Da ward Rußland eine Zeitlang sehr schwach durch Betrüger, die sich für den ermordeten Demetrius ausgaben, und sowohl in Rußland ihre Parthey, als Beystand bey Nachbaren fanden. Michael, aus dem Hause Romanow, brachte Rußland wieder in vorige Ordnung.

Und hier beginnen 2tens die neuen Zeiten Rußlandes. Michaels Sohn und Nachfolger, Alexius, hinterließ 3 Söhne und Nachfolger, Fœdor, Iwan und Petrus I. Der erste starb ohne Erben; der zweyte blieb nicht Czaar, hinterließ aber nebst mehren 2 Töchter, Catharina nach Meklenburg, und Anna nach Curland vermählt. Petrus I regierte seit 1688 allein, als Czaar. Dieser Monarch gründete die unumschränkteste Monarchie (vornehmlich durch Abdankung des Patriarchen und der Strelitzen, und durch Aufhebung eines Theils der Knesischen und Boyarischen Vorzüge einiger Häuser). Er lernte selbst auf zweckmässigen Reisen Handwerke, Künste und Europäische Kriegsmanier, die vormals in Rußland fremd waren. Er machte seine Russen durch Beyspiele, durch Beruf der Fremden, durch Stiftungen, durch Gesetze und zuweilen durch (eine vielleicht damals unvermeidliche) Strenge, weltklüger, gesitteter, und (an Vollkommenheit nebst einiger Unvollkommenheit) Europäischer, als sie gewesen waren. Er baute Petersburg, wovon er vermuthlich nicht vorher wußte, daß es 100000 Menschen kosten würde. Er gründete Rußlands

jetzige

jetzige Macht und Würde; siegte endlich über Schweden, gab dem abgesetzten Polnischen Könige den Thron wieder, hielt Flotten auf der Ostsee, auf dem schwarzen Meere, und der Caspischen See, eroberte Provinzen des Schwedischen, Türkischen und Persischen Reichs. Kurz, er war, wie er hieß, Peter der Grosse, an Verstand, an Macht, an gutem Willen (worinnen noch etwas von vormaliger Czaarischer Härte geblieben war) und nach Gottes Vorsehung an Glück. Da er nun Monarch über viele grosse Länder und Königreiche war: so konnte Europa den 1722 angenommnen kaiserlichen Titel kaum für eine Neuerung halten. Dieser Kaiser hat eine Verordnung, daß ein jeder Russischer Kaiser seinen Nachfolger ernennen dürfe, gemacht, und von den Grossen des Reichs unterschreiben lassen, ohne doch, so viel man auswärtig weis, gnug fest zu setzen, welche Formalität zum Beweise des letzten Willens gelten, und wessen der Thron seyn sollte, wenn der Tod den Menschen auf dem Kaiserthrone vor Kundmachung desselben übereilte. Peter der Grosse starb 1725, und hinterließ drey merkwürdige Nachkommen, einen Enkel von einem früher im Gefängniß verstorbnen und dem Vater misfällig gewesenen Sohne, ferner eine damals noch unbeerbte nach Gottorp vermählte Tochter, und noch eine Tochter Elisabeth. Einige Grosse des Landes glaubten, es gehörte dem durch den Sohn abstammenden Enkel der Thron, den seine Stief-Großmutter, die Kaiserinn Wittwe

Cas-

Catharina (nach dem durch viele Stimmen bestätigten letzten Willen des Kaisers) bestieg. Sie regierte nicht lange, und bestimmte den Thron dem obgedachten Stief-Urenkel, Peter dem II. Dieser starb 1730, so viel man auswärts weis, ohne Verordnung. Da bestimmten diejenigen, die bestimmen konnten, das Reich der Iwanschen (nach Curland vermählt gewesenen Tochter) Anna, welche die versuchte Einschränkung der kaiserlichen Gewalt abzuwenden wußte, und des grossen Peters Absichten wenigstens durch glückliche Kriege fortsetzte. Durch ihre Vermittelung war Graf Biron Herzog von Curland geworden, dessen Sohn das Land jetzund beherrschet. Nach ihrem damals geglaubten letzten Willen folgte 1740 Iwan III, ein Urenkel des Czaars Iwan, nämlich ein Enkel seiner nach Meklenburg vermählten Tochter. Denn deren Tochter, mit Anton Ulrich aus dem Braunschweigischen Hause vermählt, und nachmals Anna genannt, war dieses, nur zwey Monat alten, Kaisers Mutter. Nach demselben letzten Willen der Kaiserinn Anna, wie man sagte, sollte Herzog Biron einziger Vormund und Reichsverweser seyn. Aber die Mutter des jungen Kaisers fand Ursache und Gelegenheit, ihres Sohnes Vormund unter dem Namen Großfürstinn zu werden, und den Herzog in Verwahrung zu schicken. Bald hernach begannen die Grossen des Reichs zu glauben, der Petrinischen Prinzessinn Elisabeth hätte gleich nach Petri II Tode der Thron gehört, und der Kaiserinn Anna Testament wäre ungültig.

Also

Also ward Elisabeth 1741 Kaiserinn. Sie bestimmte dem Sohne ihrer (nach Holstein vermählten) Schwester, Peter, die Nachfolge, und ließ ihn als Großfürsten ins Reich kommen. Diese gütige und sehr verehrte Kaiserinn hatte grossen Einfluß in die Schwedischen, Polnischen und Teutschen Angelegenheiten, und führte sehr glückliche Kriege. Unterdessen war der Großfürst mit einer Prinzessinn aus Anhalt-Zerbst vermählt, in welcher die Kaiserinn den Geist, das Herz und den Muth Peters des Grossen erkannte. Ihr Gemahl, der Großfürst, Peter III, bestieg den Thron 1761, nach der Kaiserinn Tode, mitten in einem Kriege gegen Preussen. Dieser Kaiser gab zwar nach dem Rathe weiser Männer, einige vortreffliche Verordnungen in Rußland; aber dachte auf nichts so sehr, als auf Rache gegen einen Dänischen König, dessen Großvater seinem Großvater ein von Rußland entferntes Ländchen abgedrungen hatte, welches die Thronfolge in dem größten Kaiserthume der Welt ihm viele 100 mal ersetzte. Und zu eben der Zeit gab er das, mit vielem Russischen Blute und Gelde ersiegte, benachbarte Preussen aus den Händen. Er war nämlich regierender Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp. Seine kleinsten Holsteiner zog er, wie man sagt, den größten Russen und Patrioten vor, und machte dadurch die Herzen der Russen fast aller Stände von ihm abwendig. Und über dieses hatte seine Gemahlinn, die ihm, auf dem Wege zu grossen Thaten, eine Führerinn (unter dem Anscheine einer

Begleiterinn) gewesen wäre, von seinen Vorsätzen die äusserste Gefahr. Er hatte oftmals besondre Schwachheiten, die mit einer uneingeschränkten kaiserlichen Macht (wenn das Reich nicht untergehen soll) unvertragsam sind. Aus diesen Gründen ward das Reich äusserst misvergnügt mit seiner Regierung, und wünschte auf den Thron die Kaiserliche Gemahlinn Catharina II. (die jetzt regierende Russische Mutter), an welche Peter III, durch einen allgemeinen Aufstand wider ihn veranlaßt (mit eigenem Bekenntnisse seiner Schwäche) das Reich förmlich, kurz vor seinem Tode 1762, abtrat. Unterdessen waren Iwan III. und seine Eltern in Verwahrung gewesen, und die Großfürstinn Anna (nachdem sie noch gebohren hatte) gestorben. Ein Tollkühner machte unter der Regierung der Kaiserinn Catharina II. Unruhen in Schlüsselburg, dem Verwahrungsorte Iwans, welcher nach alten Verordnungen umkam, ehe es die Kaiserinn erfahren konnte. Zum Nachfolger ist bestimmt Peters III und der Kaiserinn Sohn, Paul Petrowitz, regierender Herzog von Schleswig-Holstein-Gottorp, verlobt (da ich dieses schreibe) mit einer Prinzessinn von Hessen-Darmstadt. Diese Russische Kaiserinn blieb in der Fortsetzung des Krieges zwischen Oesterreich und Preussen neutral, veränderte den beschloßnen Krieg wider Dännemark in Tractaten, beförderte die Wahl des jetzigen Polnischen Königs, Stanislaus Poniatowsky, und redete mächtig (als eine durch Tractaten dazu berechtigte

rechtigte Nachbarinn) für den ehemals versproche-nen und nach und nach erniedrigten Grad der poli-tischen Gleichheit der dissidentischen Christen in Polen (*). Wegen dieser altchristlichen That überzog sie der verführte Kaiser der Türken mit Krieg. Aber sie weis seine Pforte zu erschüttern, und wenn sie will, oder wenn die Eifersucht der Mächte es erlaubt, aus den Angeln zu heben. Ihr Orlow, ihr Galliczin, ihr Romanzow, ihr Weiß-mann (ach, er fiel heldenmüthig!) wissen das Schrecken in die Winkel des wollüstigen Serails zu bringen. Sie will in Petersburg, und befiehlt nach Archangel; so dürfen auf dem Archipelagus keine Türkische Flotten mehr seyn. Zu gleicher Zeit (weil die Verdienste des Friedens dauerhafter sind) errichtet sie bey ihren Unterthanen eine gemeinnützige kostbare Stiftung nach der andern; wird Gesetz-geberinn ihres Volks; speiset zur Zeit der Theu-rung viele Tausende im Herzen Teutschlandes; be-fördert weit und breit (wie Ludwig XIV.), ohne Unter-

(*) Für ein natürliches, und von dem Stifter des Christenthums bestätigtes Recht der Menschheit, welches in grösserer Maasse, als die Kaiserinn es für die Polen verlangte, allenthalben ungeschmäh-lert gelten sollte, wenn es ohne unüberwindlichen Widerspruch in Madrid, Copenhagen und Amster-dam (nach dem viele Jahrhundert herrschenden Religions-Zwangs-Gesetze) könnte wieder einge-führt werden. *Gott* befördre dieses Menschen-recht im Frieden durch die einsichtsvollen Mäch-tigen der Erde.

Unterschied der Nationen und Kirchen, die Verdienste und Erfindungen verdienstvoller und ihnen nacheifernder Schriftsteller, Künstler, u. s. w. — u. s. w. — u. s. w. Kurz, sie ist, wenn man an des grossen Peters Thron denkt, in der gültigsten Bedeutung Petrowna. Was war Rußland vor Peter dem Grossen? Was ward es durch ihn? Was wäre es geworden, wenn unmittelbar nach ihm Catharina II der Russen Mutter geworden wäre? Was wird es noch werden, wenn diese geliebte weise Mutter lange lebt, und Paul Petrowitz lange von ihr lernen kann, durch Verbesserung der größten und von der Natur sehr begabten Nation, eine allgemeine Verbesserung der Menschen auf beständig vorzubereiten!

k) Von Polen, Preussen, Liefland und Curland.

Der älteste Stamm der Regenten in Polen (deren die ersten heidnisch, die andern christlich mit dem Titel der Könige, zuweilen auch der Herzöge, und in einigen Zeiten vom Teutschen Reiche mehr und weniger abhänglich waren) hieß der Piastische. Aus diesem stammen auch die Herzöge von Schlesien, welches erst ein Polnisches, hernach ein Böhmisches Lehn war, und mit Böhmen an Oesterreich, zuletzt aber an das Preussische Haus gekommen ist. Im Anfange des 15ten Jahrhunderts ward auch Litthauen christlich, dessen Großherzog Jagello, oder Uladislaus,

mit

mit demselben die Krone Polen für sich und einige Nachfolger aus seinem Stamme vereinigt. In folgenden Zeiten ward es ein sehr eingeschränktes Wahlreich. Z. E. Im 16ten Jahrhunderte hatte den Thron eine Zeitlang der nachmalige Französische König, Heinrich III. Hernach Stephanus aus Ungarn. Dann folgten in diesem und dem folgenden Jahrhunderte 3 Könige aus dem Schwedischen Hause Wasa, Sigismund, Uladislaus und Johann Casimir. Hierauf 2 Polen, Michael und Johann Sobiesky, der zu Kaiser Leopolds Zeit das von den Türken belagerte Wien entsetzte. In dem jetzigen Jahrhunderte waren Polnische Könige August II und August III, Sächsische Churfürsten; nach welchen die jetzt regierende Majestät, Stanislaus Poniatowsky, durch Rußlands Vermittlung erwählt, von Conföderirten verfolgt, von Meuchelmördern verwundet ist, und den Verlust vieler seiner Länder, in welche sich Rußland, Preussen und Oesterreich deductionsmässig getheilt haben, verschmerzen muß.

Preussen blieb länger heidnisch als Polen, bis, auf Verlangen der Nachbarn, der Pabst das Land den Kreuz-Ritterorden schenkte. Der letzte Ordensmeister, Albert, trat Westpreussen an Polen ab 1525, und behielt Ostpreussen als ein Herzogthum und Polnisch Lehn. Er war aus Churbrandenburgischem Stamme; daher kam das Land mit der Zeit durch Erbschaft an den Churfürsten. Friedrich Wilhelm ward 1657 souverain. Sein Sohn Friedrich I ward der erste König. Dem sind gefolgt, Sohn auf

Vater, **Friedrich Wilhelm** und **Friedrich** II, die jetzige Königliche Preussische Majestät, der gröſste der Kriegeshelden, der feinste Menschenkenner, ein bewundernswürdiger Schriftsteller, ein Beförderer Französischer Wissenschaften in Teutschland, der Stifter einer mächtigen Preussischen Monarchie, und mit einem Worte, der nur sich selbst gleiche König.

Curland ist in alten Zeiten, gleichwie Liefland, bald frey, bald zum Theil Schwedisch, Polnisch, Dänisch oder Russisch gewesen. Wie die Heiden in den dortigen Gegenden den Römischen Bekehrern schlechterdings nicht gehorchen wollten, eroberten diese Länder die Teutschen Ordensritter. Der Ordensmeister, **Gottfried Kettler**, 1569. unterwarf Liefland den Polen, und bedung sich und seinen Nachkommen das Herzogthum Curland, als ein Polnisches Lehn. Liefland wurde in den folgenden Zeiten Schwedisch, und zuletzt Russisch. Curland aber hat von Gottfried an Herzöge gehabt. Das Haus **Biron** ward in diesem Jahrhundert durch Rußland eingesetzt; aber in einer Revolution wurde Herzog Biron mit seiner Familie gefangen. Unterdessen ward **Carl**, ein Prinz aus dem Churhause Sachsen, erwählt und bestätigt. Aber Herzog Biron besetzte nachmals durch Russische Hülfe seinen ehemaligen herzoglichen Stuhl, den er seinem jetzt regierenden Durchlauchtigsten Sohne, **Petrus**, hinterlassen hat, von dem Europa bald erfahren wird, wie viel Er landesväterlich, und als ein

Fürst-

Fürstlicher Weltbürger, zur Erleuchtung der Zeiten aufwendet.

Aus Polen fließt in die Ostsee die Dwina, zwischen Curland und Liefland, der Pregel aber und die Weichsel durch Preussen; ins schwarze Meer fließt der Niester ganz südlich; der Bog etwas nördlicher, und der Nieper noch nördlicher. Zwischen Polen und Ungarn ist das Carpathische Gebirge. Polen wird eingetheilt in Klein-Polen (mit Crakau und Lublin); in Groß-Polen (mit Warschau, der Residenz, Gnesen und Posen); in Klein-Reussen (mit Lemberg und Kaminieck); und in Litthauen (mit Willna und Grodno).

Preussen ward vor Kurzem in das königliche und in das Polnische, welches Westpreussen ist, eingetheilet. Jetzund ist fast alles königlich (mit Memel, Königsberg, Thoren, Marienburg, Elbingen). Doch Danzig ist eine freye Handelsstadt. In Curland sind Mietau, Liebau und Windau.

1) Von Italien.

Von den Flüssen fliessen die Etsch und der Po oben (oder in der Lombardey) ins Adriatische Meer; in der Mitte aber der Arno und die Tiber ins Meer der andern Seite — Das Appenninische Gebirge geht die Länge mitten durch. Unten westlich, nicht weit vom Meere, ist der Vesuv, und in Sicilien der Aetna, zwey feuerspeyende Berge.

Nach Zeiten der Römer zerfiel Italien in mancherley Staaten durch verschiedene Schicksale; besonders durch Statthalter und Lehnsträger, die nach und nach unabhänglichere Fürsten wurden. Einige Staaten in dem obern Italien sind Lehne des Teutschen Reichs.

Die Länder des Königs von Sardinien sind: 1) Sardinien (mit Cagliari); 2) in Ober-Italien a) Savoyen (mit Chambery), b) Piemont (mit Turin, Carignan und Nizza), c) Montferat (mit Casal), d) Etwas von Mayland. — Könige von Sardinien sind in den neuesten Zeiten gewesen: Victor Amadeus, der früh abdankte; Carl Emanuel, sein Sohn; und Victor Amadeus, die jetzige Sardinische Majestät; drey grosse und staatskluge Monarchen.

Die Oesterreichischen Länder sind oben 1) Mayland (mit Pavia und Cremona); 2) Mantua (mit Gonzaga). — Ein Bruder-sohn des Königs von Spanien, Ferdinand, hat oben Parma, Piacenza, Guastalla, u. s. w. — Ein Herzog hat oben Modena (mit Mirandola, Novellara und Massa). — Noch sind Fürstenthümer oben Monaco, Masserano, Castiglione.

Venedig besitzt oben viele Länder (mit Padua, Verona, Vicenza, Brescia, Bergamo, nebst Friaul und Histerreich); ferner am andern Ufer des Adriatischen Meeres, Vieles in Dalmatien; Etwas in Albanien; und Inseln, z. E. Corfu, Cefalonia und Zante. — Genua besitzt oben Länder (mit Savona, Noli, Remo, Finale).

Das mittlere Italien hat 2 grosse Herren. Der Großherzog von Toscana hat das Land (mit Florenz, Pisa, Livorno, Siena, u. s. w.) — Der Pabst im Kirchenstaate hat Rom, Ostia, Civita Vechia, Castro, Sabina, Spoleto, Ancona, Loretto, Urbino, Ravenna, Ferrara, Bologna; ferner (bis an unsre Zeiten) in Frankreich Avignon, unten in Italien Benevent. Endlich sind noch in dem mittlern Italien, die Republiken Lucca und St. Marino.

Der unterste Theil von Italien gehört, nebst Sicilien, Seiner Sicilianischen Majestät, Ferdinand, einem Sohne des Königs in Spanien. Derselbe hat also das Land und die Stadt Neapolis (mit Caserta und Capua; mit Reggio in Calabrien; ferner mit Taranto, u. s. w.) auch Sicilien (mit Palermo, Messina und Syracus).

m) Von den Ungarischen Ländern.

Viele derselben haben ehemals den Römern gehört; sind aber hernach wieder in die Hände fremder Völker gefallen, welche Könige und Fürsten hatten. Seit vielen Jahren gehören sie dem Oesterreichischen Hause. Jetzund also Ihrer Kaiserlich-Königlichen Majestät, Maria Theresia. Es gehört dazu 1) **Nieder-Ungarn** (mit Presburg, Cremnitz, Pest, Ofen, Raab, Komorn); 2) **Ober-Ungarn** (mit der Grafschaft Zips, und den Oertern, Tokey, Eperies, Wardayn, Temeswar); 3) **Vieles in Dalmatien** (mit

Porto-Re); 4) Vieles in Croatien (mit Warasdin); 5) Sclavonien (mit Essek); 6) Siebenbürgen (mit Clausenburg, Hermanstadt und Kronstadt).

n) Von der Europäischen Türkey.

Sie enthält folgende Länder: 1) **Romanien**, vor Zeiten Thracien (mit Constantinopel, Adrianopel, Gallipoli und den Dardanellen); 2) **Bulgarien** (mit Sophia); 3) **Servien** (mit Belgrad und Passarowitz); 4) **Bosnien** (mit Bagnialukka); 5) **Etwas von Croatien und Dalmatien** (worinnen Ragusa, eine unter Türkischem Schutze stehende Republik); 6) **Die Wallachey**, ein Fürstenthum unter Türkischem Schutz (mit Bucharest); 7) **Die Moldau**, ein Fürstenthum unter Türkischem Schutz (mit Jassy und Chotschim); 8) **Die Tatarischen Länder**, unter Türkischem Gebiethe oder Schutz (mit Bender, Otschakow und Azow, besonders die **Crimm**, worinnen Baktschisarei, Perekop und Caffa; auch mit Kinburn); 9) **Griechenland**, worinnen sind: a) **Albanien**, wozu auch **Epirus** gehört, mit Durazzo und Delfino; b) **Macedonien**, mit Salonichi, Philippi, und dem Gebirge Athos; c) **Thessalien**, mit Larissa; d) **Livadien**, oder das kleine Griechenland, mit Städten, die vormals Delphi, Theben und Athen hiessen; e) **Morea**, vormals Pelopones, mit Städten, die vorhin Corinth, Argos und Sparta hiessen; und mit der Gegend der Mainotten; auch

mit

mit Napoli Di-Romania, Napoli Di-Malvasia, Coron, Modon, Patrasso, u. s. w. 10) Alle Inseln auf dem Archipelagus (worunter die vornehmsten sind Creta, oder Candia; Eubea, oder Negreponte; imgleichen unter Asien Cypern und Rhodus).

o) Von Asien.

Die Asiatische Türkey, die größtentheils dem Türkischen Kaiser gehört, hat 1) Natolien, oder Klein-Asien (mit Smirna, Bursia, und Scutari). Dieses vormals noch volkreichere Land enthielt sehr viele benamte Länder und Städte, z. E. Bythinien, Paphlagonien, Ephesus, Troja, u. s. w. — 2) Syrien, bey Aleppo, Alexandria, dem Berge Libanon, Tripoli, Damasco; Syriens Theil heißt Palästina, worinnen Samaria, Jerusalem, Jaffa, Gaza, u. s. w. — 3) Die Provinzen Georgien mit Mingrelien, Turkomania und Diarbecker (mit Derbent, Erzerum, Mosul, bey dem alten Ninive, und Bagdad, bey dem alten Babylon). Auch hier waren vor Zeiten viel, bald so bald anders benamte, Länder und Städte.

Arabien ist theils des Türkischen Kaisers, theils kleiner Fürsten oder Emirs, theils herumschweifender Horden. Es wird eingetheilt in das steinichte (mit Herat) an Syrien; in das wüste (mit Balsora) nicht weit vom Euphrate, und in das glückliche (mit Mecca und Medina, und mit den Häven Chibit, Mascate, Mocha und

Baharen) am rothen Meere. Die zahlreichste Religion ist Mahomedanisch, wie in der Türkey.

Persien hat einen Mahomedanischen König, oder Schach. Seine Residenz ist Ispahan. Die Insel Ormus liegt auf dem Persischen Meere.

Ein großer Theil Ost-Indiens hat einen Mahomedanischen Monarchen, oder Groß-Mogol, zu Agra, dem viele Könige, Fürsten und Nabobs, auf den grossen Halbinseln, als Vasallen gehorchen. Häven sind am festen Lande Surate, Diu, (welches Portugiesisch ist) und Bengala. Die diesseitige Halbinsel hat die Länder Decan, Cuncani (worinnen das Portugiesische Goa ist) Cananor, Cochin (Holländisch), Coromandel, worinnen Tranquebar Dänisch, Negapathan und Geldria aber Holländisch sind; endlich Golconda. — Die jenseitige Halbinsel hat die Länder Ava und Pegu, Siam und Malaca, Cochinchina und Tunquin. Hier sind auch heidnische Religionen verschiedner Arten, z. E. die Braminische, gleichwie in einigen Gegenden Persiens die Magische.

China hat einen heidnischen Monarchen, der in einem grossen Theile der Asiatischen Tatarey gebietet und viele Vasallen hat. Städte sind Peking, Nanquing, Canton, der Haven für die Europäer, und Macao, der Haven für die Portugiesen. Es gehört auch dazu die Halbinsel Corea.

Die Asiatische Tatarey ist theils Russisch, nämlich Siberien, mit der Stadt Tobolsky; theils Chinesisch, an der Chinesischen Mauer; theils von andern Fürsten beherrscht, theils von Horden zuweilen

weilen bewohnt. Der grossen Völker, die einst gesittet und mächtig werden können, sind daselbst viele. Die Religion ist hier heidnisch, dort Mahomedanisch, und in einigen Städten Christlich. Man redet von einer Mongaley, Bucharey, von Usbeck, u. s. w. und von Städten, als Samacand, Camul, u. s. w. Aber wenige Schriftsteller wissen davon etwas Zuverlässiges.

Die Asiatischen Inseln, die, ausser den Europäischen Colonien, allesammt entweder Mahomedanisch, oder heidnisch sind, enthalten sehr viele Völker und Beherrscher, z. E. Japan mit der Hauptstadt Jeddo. Es ist davon an andern Orten genug gesagt.

p) Von Afrika und Amerika.

Die Barbarey muß eingetheilet werden: 1) In das Reich Fez und Marocco (worinnen auch der Haven Salee ist, und wo die Spanier und Portugiesen einige Festungen besitzen). 2) Die 3 Republiken, oder Halbmonarchien, Algier, Tunis und Tripoli, stehen gewissermassen unter dem Schutze des Türkischen Kaisers, nehmen aber Tribut von Europäischen Monarchen, für das Versprechen, minder Seeraub zu treiben. 3) Barca ist fast wüste, und hatte vor diesem die Städte Cyrene und Berenice. Daselbst fing Lybien an.

Egypten, mit den Städten Cairo, Alexandrien und Damiate, gehorcht dem Türkischen Kaiser, der auch in einigen benachbarten Ländern

Vasallen oder Statthalter hat. In den bisher genannten Ländern ist die Religion untermischt, Mahomedanisch und heidnisch. Doch in Egypten sind auch viele coptische Christen.

Abyssinien ist ein grosses christliches Reich, wo aber noch einige Jüdische Gebräuche gelten, und welches, wie man sagt, auch viele heidnische Vasallen haben soll.

Wir wissen, ausser was die Küsten betrifft, von Afrika sehr wenig. Auf Guinea, wo der stärkste Sclavenhandel getrieben wird, haben die Engländer, Holländer und Dänen (vielleicht auch andre) Colonien und Castele. Die Portugiesen besuchen viele Küsten und Häfen, westlich und östlich an Afrika, und beherrschen einige Gegenden, wo sie Festungen haben. An der südlichsten Spitze haben die Holländer, bey dem Vorgebirg der guten Hoffnung, und an den Küsten weiter nordwärts ein ansehnliches, fruchtbares und, wie man sagt, glückliches Land, nicht weit von den Hottentotten, welche die schmutzigste Nation, und Menschenfresser seyn sollen.

Von Amerika ist das Merkwürdigste an andern Orten gesagt. Um die Schätze und den Boden zu haben, entvölkerten die Europäer, vornehmlich die Spanier, auf eine sehr grausame Art, diesen Welttheil um viele Millionen Menschen. Jetzund werden viele tausend Afrikanische Sclaven hineingeschafft, den Europäern Schätze zu sammeln und zu erarbeiten. Doch sind mitten im Lande nördlich und südlich noch viele Nachkommen

der uralten Einwohner, und zum Theil sehr zahlreiche Völker, die nach und nach Europäisches Gewehr kennen lernen, und den dortigen Spaniern und Portugiesen, wenn sie an das Vergeltungs-Recht denken, höchst gefährlich werden können. Die Engländischen Colonien aber im nördlichen Amerika, sind so zahlreich und so gut eingerichtet, daß sie vor den Landeseinwohnern an den meisten Orten sicher sind. Aber desto wichtiger ist es für Großbrittannien, daß diese mächtigen Colonien von ihm abhänglich bleiben.

9) Von der Lehrart in der Erdbeschreibung.

Für gewisse Stände ist es nicht unwichtig, die Lage vieler Länder und Provinzen in der Vorstellung, und ihre Namen in dem Gedächtnisse zu haben. Man kann in der frühen Jugend sie dazu vorbereiten, durch Anwendung des Gedächtnisspiels (Man sehe das erste Buch). Wenn sie (2 *a.*) den Gebrauch der Landkarten schon wissen; so kann man sie Anfangs durch die allerspecialste Karte ihrer eignen Gegend (worinnen sie zuweilen herumgehen und herumfahren) vergnügen. – Reist man mit ihnen; so zeige man ihnen auf jeder Station den zurückgelegten Weg. – Unterdessen haben sie in der eigentlichen Lehrzeit (nach 2 *b. c, d*) die runde Erdfläche mit den 4 Welttheilen kennen lernen. Sie müssen in ihrer Stube einen gewissen Standort haben, und von dort aus nach einem jeden ihnen genannten Lande hinsehen, und alsdann die Zwischenländer und Zwischenmeere oft nennen. Unterdessen sind auch durch zufällige Gespräche (nach 1) ihnen die Grundbegriffe der Staatssachen mitgetheilt. Alsdann

dann kann man die zweyte Geographie (nach 3) vornehmen, und den Unterricht durch angenehme Erzahlungen (die man aus des Herrn D. Büschings Erdbeschreibung aussuchen, und wohl gar auf lehrreiche Art erdichten darf) angenehm machen. Man fange früh an, der Jugend Etwas aus den Zeitungen vorzulesen oder sie lesen zu lassen. Ein Homannischer Atlas ist alsdann schon angeschafft. Man versäume niemals, wenigstens die Provinz der vorkommenden Oerter auf der Karte zu zeigen, wenn man im geringsten zweifelt, ob die Lage derselben aus dem Gedächtnisse komme. Den Versuch davon macht man zuweilen mit dem Auftrage, dass sie die Meere, Flüsse, Provinzen und Oerter nennen mögen, welche die Gränzen der gedachten Provinz ausmachen, oder darinn enthalten sind. Mit der Zeit hat man auch angefangen, mit beständigen Blicken auf die Landkarte ihnen die Gründbegriffe der Universalhistorie nach dem folgenden 4ten Hauptstücke einzuflössen. Nun wird in einem Jahre, welches ich das geographische nennen will, alle Tage etwa eine halbe vierthel Stunde ein Absatz nach dem andern aus dieser elementarischen Geographie mit scharfer und lauter Stimme vorgelesen; aber Nichts eigentlich memorirt. Denn das blosse Vorlesen ist genug, und darf auch nur innerhalb eines Jahres fortgesetzt werden, weil bey Gesprächen, Zeitungen und Geschichtbüchern Alles zur Gnüge wiederholt und ergänzt wird; und weil Nichts daran gelegen ist, wenn ein Erwachsener durch das Register des Auszuges von der Büschingischen Erdbeschreibung (zu welchem ich das Supplement von den 3 übrigen Welttheilen sehnlichst wünsche) und vermittelst der Landkarte dasjenige aufsuchen muss, was er nicht im Gedächtnisse hat. Damit die Jugend aber alle Vortheile bey diesem Aufsuchen lerne; so ist es nützlich, dass man

irgend

irgend einmal das Vaterland nach diesem Büschingischen Auszuge ganz durchgehe. Von den übrigen Ländern aber, wenn man etwas Bessers zu thun weis, ist dieses nicht nöthig.

4) Etwas aus der Universalhistorie in Zeitordnung. Tab. LXXIV ... LXXVIII.

Eine solche Ordnung von wahren, oder bey uns durchgängig geglaubten Begebenheiten, zum Theil im Gedächtnisse zu haben, zum Theil aber in einem Buche nachschlagen zu wissen, hat für die gesitteten Stände mancherley Nutzen. 1) Es ist gut, einige Begriffe von mancherley Begebenheit zu haben, weil sie uns in ähnlichen Umständen klüger machen. 2) Die Untersuchung, wie viel von den, in der Welt angepriesenen, Religionen wahr oder nicht wahr sey, wird durch solche Erkenntniß erleichtert. 3) Man kann solche Geschichtbücher, worinnen auf eine an sich nützliche Art die Begebenheiten einiger Länder und Oerter, die innerhalb einer gewissen Zeit daselbst geschehen sind, oder kurz, Specialhistorien und andre nützliche Bücher nicht wohl verstehen, und mit solchem Vergnügen nicht lesen, wenn man von den Begebenheiten, die den Lesern als bekannt vorausgesetzt werden, Nichts weis, oder darüber Nichts nachschlagen kann. Daher wird es, 4) auch einem wohlerzogenen Menschen, der mancherley Bücher zu lesen fähig seyn soll, für unanständig gehalten, in der Univers

versalhistorie, (*) das ist, in der Kenntniß der Zeitfolge solcher Begebenheiten unwissend zu seyn.

Wir theilen die Zeit durch den Zeitpunkt der Geburt Christi in die zwey Zeiten vor derselben und nach derselben. Die erste Zeit vor Christi Geburt ist, was die ausgebreitete Erkenntniß von mancherley Begebenheiten betrifft, anfangs dunkler, hernach heller. Die dunkle Zeit soll fast 32 Jahrhunderte betragen. Die hellere Zeit vor Christo daurete 8 Jahrhundert. Also rechnen wir zur ersten Zeit (nämlich vor Christo) fast 40 Jahrhunderte, oder 4000 Jahr.

Nun sind von Christi Geburt an bis jetzund fast 18 Jahrhunderte (nämlich 1773 Jahr) verflossen. Daher beträgt die Zeit, von den ersten menschlichen Begebenheiten angerechnet, bis jetzund zusammen ohngefähr 58 Jahrhunderte, oder 5773 Jahr.

Wir wollen aber gleich anfangs die Zeit noch genauer eintheilen, vermittelst einer Tabelle, deren Ausdrücke erst durch das Folgende verständlich werden.

I. Die

(*) Die Universalhistorie in dieser Bedeutung muß fast nur Gedächtnißwerk seyn. Will man diese Grundlage der Geschichtkunde alsobald so lehrreich machen, wie nur Specialhistorien seyn können: so wird daraus eine Sammlung von Specialhistorien, denen die dem Gedächtnisse nöthige Grundlage fehlt.

I. Die Zeit vor Christo.

A. Die dunkle Zeit.

a) Bis an die Sündfluth, Jahrhunderte 17
b) Bis an Israels Ausgang aus Egypten — — 8
c) Bis Ende der dunkeln Zeit — 8

B. Die hellere Zeit, auch von 8 Jahrhunderten.

a) Die Vor-Persische Zeit — — 2½
b) Die Persische Zeit — — 2
c) Die Griechische Zeit — — 3½

41

Es gehen aber von dieser Summe ohngefähr 100 Jahr ab, weil, gleichwie die erste, also auch die letzte Periode der dunkeln Zeit um ½ Jahrhundert kürzer muß angenommen werden. Also ist der Rest der Jahrhunderte — 40

II. Die Zeit nach Christo.

A. Die Vor-Teutsche Zeit.

a) Die Heidnisch-Römische — — 3
b) Die Christlich-Römische beynahe 2
c) Die Italiänische über — — 3

B. Die Zeit des Teutschen Kaiserthums.

a) Die Vorneue Zeit. Sie zerfällt in 2 Hälften vor und nach der Mitte der Kreuzzüge. Aber die Jahrhunderte sind: der Carolingischen Kaiser 1, der Sächsischen 1, der Fränkischen 1, der Schwäbischen 1, der Interregnischen 1. — 5

b) Die

b) Die neuere Zeit. Sie zerfällt in 2 Hälften vor und nach der Augspurgischen Confession. Aber die Jahrhunderte sind: der Böhmischen Kaiser 1; das Amerikanische-Jahrhundert 1; das Oesterreichisch-Spanische 1; das Oesterreichisch-Französische 1; das Oesterreichisch-Russisch-Preussische 1. — 5

— — Jahrhunderte 18

Hier fehlen noch 27 Jahr, weil wir nicht 1800, sondern 1773 schreiben.

Ich setze voraus, daß durch Hülfe des Folgenden diese Ausdrücke verstanden werden. Nun kann ich dir, theurer Leser, helfen, durch folgende Kupfertafeln die Ordnung und Dauer einer jeden von diesen Zeitperioden im Gedächtnisse behalten. Die beyden ersten, nämlich die 74ste und 75ste Tafel stellen vor, die erste Zeit, nämlich vor Christo; durch die drey letzten aber, die 76ste, 77ste, 78ste, wird die zweyte Zeit nach Christo abgebildet.

In Tab. LXXIV. wird vorgestellet, die dunkle Zeit vor Christo, und zwar in 3 Streifen, durch 3 Begebenheiten, die am Ende jedes Theils dieser dunkeln Zeit geschahn. Der erste Streifen zeiget den Anfang der Sündfluth. Ihr findet die Zahl 16½ oben in der Mitte, welche euch erinnert, daß so viel Jahrhunderte seit der Schöpfung verflossen waren. — Im zweyten Streifen sieht man die aufgeschlagene

Stifts-

Stiftshütte mit dem Zubehör, mitten in dem Israelitischen Lager, auf dem Zuge aus Egypten. Die Zahl 8 bedeutet die Jahrhunderte seit der Sündfluth. — Der dritte Streifen ist eine Vorstellung der Olympischen Spiele, durch deren Anfang die dunkle Zeit geendigt wird. Man sieht mancherley Uebungen, die zum damaligen Kriegeswesen geschickt machten; eine Menge Zuschauer; bestellte Richter, über den Vorzug zu urtheilen; einen, der von einem aufgerollten Blatte, dessen Ueberschrift ΠΟΙΗΤΙΚΑ ist, ein Gedicht vorlesen will; einen andern neben ihm mit einer eben so gestalteten Rolle. Die Zahl $7\frac{1}{2}$ bedeutet die nach dem Israelitischen Ausgange verflossenen Jahrhunderte.

Durch Tab. LXXV. wird die bekanntere Zeit vor Christo bezeichnet. Der erste Streifen hat an der einen Seite ein durch Krieg übel zugerichtetes Thor der Stadt Babel, wodurch ein Zug Juden geht, zu Fuße, auf Cameelen, Maulthieren und Wagen. Es sind Personen von allerley Alter und Geschlecht; unter ihnen einige Priester und Leviten. Viele haben Etwas zu tragen; einige etwas heiliges Geräth. Sie freuen sich allesammt, aus Babylonien zurück zu kehren, nach ihrem Vaterlande, auf Erlaubniß des Cyrus, welcher die Vor-Persische Zeit endiget. Die Zahl $2\frac{1}{2}$ zeigt die Jahrhunderte nach Anfang der Olympischen Spiele, oder der bekanntern Zeit. — Auf der einen Seite des zweyten Streifens ist Etwas von einem siegreich

verfolgenden Heere Alexanders des Grossen. Auf der andern Seite Etwas von dem fliehenden Heere des Persischen Darius. In der Mitte hebt sich, so gut er kann, der verlassene und an Wunden sterbende König von Persien auf seinem Wagen empor, um einen Labetrunk von einem Alexandrischen Soldaten zu nehmen. Da fing die Griechische Zeit an, 2 Jahrhunderte nach dem Anfange der Persischen. — Auf dem dritten Streifen seht ihr einen Theil von einem Römischen Triumphe, nämlich voran Kriegesbeute und gebundene Feinde, in der Mitte den triumphirenden Feldherrn; und hinten Etwas von dem siegenden Heere, u. s. w. Der Sieger ist Augustus, der erste Römische Kaiser, der den letzten oder Griechischen Theil der bekannten Zeit vor Christo endigt, und die Zeit nach Christo anfängt, $3\frac{1}{2}$ Jahrhunderte nach Alexanders Zeiten.

Auf Tab. LXXVI. wird die Vor-Teutsche Zeit nach Christo vorgestellt. Auf dem ersten Streifen hält Kaiser Constantin, der den Heidnisch-Römischen Theil dieser Zeit von 3 Jahrhunderten endigt, eine zahlreiche Kirchenversammlung, voll disputirender Bischöfe zu Nicea. — Auf dem zweyten Streifen bittet ein Theil eines entwaffneten Römischen Heeres vor Roms Thoren den Anführer eines Altteutschen Heeres um Gnade. Mit dieser Begebenheit zur Zeit des Augustulus endigt sich die Christlich-Römische Periode, fast 2 Jahrhunderte nach ihrem Anfange. Da beginnt die Ita-

lia-

liänische Zeit. — Aber auf dem dritten Streifen wird in einer Kirche vom Pabste zum Kaiser gekrönt Carl der Grosse, der 3 Jahrhunderte nach ihrem Anfange die Italiänische Zeit endigt, als den letzten Theil der Vor-Teutschen Periode. Also fing an, die Zeit des Teutschen Kaiserthums.

Die LXXVII. Tafel zeigt, die erste alte Hälfte der Teutschen Zeit. Diese zerfällt wieder in zwey Hälften von $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten. Die erste Abtheilung endigt sich in der Mitte der Kreuzzüge. Daher sieht man auf dem ersten Streifen vorgestellet vermischte Haufen von Jünglingen und Männern, von Vornehmen und Geringen, zu Fuß und zu Pferde; aufgemuntert durch Geistliche, die unter ihnen sind, und Crucifixe empor halten. Sie kommen von verschiedenen Gegenden, nach einem Bestimmungsorte, wo sie unter Anführung eines Prinzen sollen eingeschifft werden. — Der zweyte Streifen endigt die andre Hälfte der alten Zeit des Teutschen Kaiserthums, mit dem Anfange des Jahrhunderts, worinnen Compaß und Pulver erfunden ward. Hier fängt die neue Zeit an, indem auf diese Begebenheiten bald folgen, die Buchdruckerkunst, Constantinopels Eroberung von den Türken, und die Entdeckung der neuen Welt. Also wird vorgestellt, in der Nähe ein Schiff, das am Ufer geladen wird, und in der Ferne noch ein Paar andre Schiffe, die jenes begleiten sollen. Die Trachten der Perso-

nen sind Altspanisch. Columbus am Ufer commandiret. Es werden auch Canonen aufs Schiff geschafft. Einer kömmt mit einem Compasse in der Hand. Ein Mönch steht und liest den Titel eines Buchs in Folio: Constantinopolis Turcica, u. s. w.

Die letzte Tafel LXXVIII. stellet die neue Zeit des Teutschen Kaiserthums vor, in zwey Hälften von $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderten. Die erste Hälfte wird auf dem obersten Streifen geendigt, durch den Reichstag zu Augspurg, wo dem Kaiser und den Ständen die Confession der Protestanten vorgelesen wird. — Der zweyte Streifen zeiget die bisher letzte merkwürdige Begebenheit unsrer Lebzeit. In einem prächtigen Saale an einem Tische ist eine Conferenz dreyer Gesandten, des Römisch-Kaiserlichen, des Russisch-Kaiserlichen, und des Königlich-Preussischen Hofes. Ein jeder hat mancherley Briefschaften und Papiere vor sich. In der Mitte lieget in Groß-Folio: Atlas Polonicus. Drey Legationssecretaire schreiben an einem andern Tische. Ausser ihnen ist kein andrer Mensch bey diesen Staats-Geheimnissen unsrer Zeiten.

a) Dunkle Zeit. Bis zur Sündfluth.

Die Geschichte der dunklen Zeit nehmen wir bloß aus der Jüdischen Bibel. Nur etwas Weniges davon ist uns auch durch andre Schriftsteller bekannt gemacht.

Nach der Schöpfung der menschlichen Welt, fast 17 Jahrhundert, soll, wegen des Verderbens des menschlichen Geschlechts, die Vorsehung durch eine allgemeine Sündfluth, ausser einer einzigen Familie, dasselbe vertilget haben. Die ersten Menschen waren **Adam**, der Mann, und **Eva**, das Weib; anfangs nackt und in einem Garten, genannt das **Paradies**, glücklicher als hernach, da beyde, nach Verführung des Weibes durch eine redende Schlange, von einem Apfelbaum gegessen hatten, welchen man den **Baum des Erkenntniß** vom Guten und Bösen nennt, und welcher ihnen durch eine göttliche Offenbarung verboten war. Ihr Sohn Cain erschlug seinen Bruder Abel aus Neid, weil Gott bey dessen Opfer ein Zeichen des Wohlgefallens gegeben hatte. **Lamech**, ein Cainit, nahm zuerst 2 Weiber. **Henoch** soll vor der Sündfluth wegen Frömmigkeit ohne Tod von Gott weggenommen seyn. Diese Erzväter wurden sehr alt; z. E. **Methusalem** fast 1000 Jahr. Sein Enkel war **Noa**, dessen Familie in der Sündfluth nebst den nöthigen Thieren, in einem, auf göttliche Offenbarung gebauten, Schiffe, genannt die **Arche**, erhalten wurde. Das Wasser wuchs und stand ein Jahr. Der errettete Noa opferte, und Gott setzte ihm den Regenbogen zum Zeichen, daß keine Sündfluth mehr kommen sollte.

b) Dunkle Zeit. Bis Israels Ausgang.

Sem, Ham und Japhet, Noas Söhne, haben die Welt wieder bevölkert. Ham mit seinen Nachkommen aber ward prophetisch von seinem Vater verwünscht, über dessen zufällig entblößte Schaam er gespottet hatte. Bald nach der Sündfluth, in der Gegend des Euphrats, war von Nimrod, der unter dem Namen Bel oder Baal göttlich verehrt ist, Babel, und von Assur Ninive gebauet. Der Bau an einem Thurm zu Babel hat unter Noas Nachkommen Misverständniß und Trennung verursacht, woraus verschiedne Sprachen und Völker entstanden. Später soll zu Babel ein listiges, herrschsüchtiges und wollüstiges Weib, Semiramis, regiert, und ihren Sohn, Ninus, zum Nachfolger gehabt haben. Abraham, Stammvater des Israelitischen Volks, lebte ohngefähr in der Mitte dieser Periode, anfangs in Mesopotamien, nicht weit vom Euphrat; hernach in Canaan, einem Theile Syriens. Damals sind die Gegenden Sodoms wegen Gottlosigkeit durch himmlisches Feuer verwüstet. Von Abrahams ältestem Sohne, Ismael, leiten die Araber ihren Ursprung her. Isaac, sein jüngerer Sohn, zeugte Jacob und Esau, zwey Brüder, die sich eine Zeitlang zankten. Jacob, genannt Israel, stiftete durch 12 Söhne 12 Stämme. Von Juda, einem derselben, haben die Juden den Namen; von Levi die Leviten, aus welchen stammten die Gebrüder Moses und Aaron. Diese Erzväter der Juden sollen häufiger Offenbarungen von

Gott gewürdiget seyn. Joseph, Israels Sohn, ward von seinen Brüdern als Knecht nach Egypten verkauft, und ward daselbst ein Exempel verfolgter und hernach durch die Vorsehung belohnter Weisheit und Unschuld. Er stieg durch Traumdeutung zur Statthalterschaft des ganzen Landes. In einer Theurung ließ er Vater und Brüder, die lange Zeit von ihm nichts gewußt hatten, nach Egypten kommen, wo Ueberfluß war. Dort mehrte sich das Israelitische Volk, und ward von dem Könige **Pharao** und den Seinigen zur Sklaverey und harter Arbeit am Bau, vielleicht der ungeheuren Obelisken und Pyramiden, gezwungen. Da berief Gott durch Offenbarung **Mosen** zum Gesetzgeber und Heerführer des Jüdischen Volks, und hernach **Aaron** und seine Nachkommen zum Priesterthume. Durch sie that Gott viele Wunder zur Plage der Egypter, welche das Volk Israel, das Moses in die Wüste und dann weiter nach Canaan zu führen Befehl hatte, zurück halten wollten, und deren nachjagendes Heer im rothen Meer umkam, welches über sie her floß, als Israel trocken durchgegangen war. Nicht lange nach diesem Könige herrschte in Egypten **Sesostris**, ein Eroberer vieler Länder, die seine Nachkommen wieder verloren. Das Volk Israel sollte, nach Gottes Verheissung, Canaan erobern, ward aber auf dem Wege in der Arabischen Wüste seinem Propheten und Heerführer so oft aufsätzig, daß Gott beschloß, sie 40 Jahr durch Umwege und langen Aufenthalt zu führen, wo sie größtentheils durch

ein aus den Wolken fallendes Manna genährt wurden. Sie zeugten Kinder in der Wüsten. Aber alle Erwachsene, die aus Egypten gegangen waren, kamen um, ausser zweenen, worunter Josua, der Nachfolger Moses, war; welcher das Land, nach einem wunderbaren Uebergange über den Jordanfluß, eroberte; und die alten Einwohner entweder tödtete oder verjagte. Viele Phönicier aber blieben nicht weit von dem Israelitischen Volke, an den Küsten des mittelländischen Meers. — Man redet schon von Königen und Staaten dieses Zeitpunkts in Griechenland; von Königen zu Argos, oder der Archiver, und zu Mycene; von Ogyges, zu dessen Zeit in Attica eine Ueberschwemmung gewesen ist; von Erbauung der Städte Sparta und Athen, und mehrer in Griechenland; von einer Ueberschwemmung in Thessalien zu Deucalions Zeit; von der Stadt Memphis in Egypten; von der Stadt Troja in Phrygien, einem Theile Natoliens oder Klein-Asiens, und von einigen aus Griechenland nach Italien übergehenden Colonisten; von einem Sanchoniathon; imgleichen von einem Hermes, oder Zoroaster, u. s. w.

c) Dunkle Zeit. Letzter Theil.

Die Israeliten waren erst unter Heerführern und Richtern, unter welchen wir Simson, den Starken, bemerken; auch Eli, einen Priester, der seine Kinder verzog; und endlich Samuel, den letzten, der ein berühmter Prophet war. Auf

ihm folgten, in der Mitte dieser Zeit, Saul, David und Salomo, drey Könige über das ganze Volk. David hatte eine oft erwähnte Freundschaft mit Jonathan, Sauls Sohne. Derselbe David brach die Ehe mit dem Weibe eines Urias, die er hernach heyrathete, da er den Mann mit einem Briefe, wovon die Urias-Briefe den Namen haben, an den General geschickt hatte, worinnen demselben befohlen war, ihn an den gefährlichsten Posten zu stellen, damit er umkommen möchte. David wird überhaupt als ein Mann beschrieben, der Vieles nicht Nachahmenswürdiges gethan hat. Aber er bereuete es bald, und litt dafür harte Schicksale; besonders von seinem aufrührischen Sohne Absolon. Der Abgötterey (die damals, ausser in Israel, fast allenthalben herrschte, und zu der die Israeliten, ohngeachtet häufiger Wunder ihrer Propheten, oft verführt wurden) war er von Herzen feind, und in den meisten seiner Handlungen übte er Gerechtigkeit und Liebe. Er war zu gewissen Zeiten selbst ein Prophet, und hat als ein solcher einige Psalmen geschrieben. Zu Ehren Jehovas sammelte er die Materialien zu dem prächtigen Tempel, welchen sein Sohn, Salomo, der wegen seiner besondern Weisheit bekannt ist, bauete und einweihete. Dieser Salomo, gleichfalls ein Schriftsteller, versündigte sich im Alter, verführt durch abgöttische Weiber. Darum verhängte Gott, daß sein junger Sohn und Nachfolger, Rehabeam, den größten Theil des Volks durch Härte von sich abwendig machte. Von dieser

ser Zeit an war das Volk vertheilt in zwey Königreiche. Das Jüdische, das bey den Salomoniren blieb, hatte die Residenz in Jerusalem bey dem Tempel; das Israelitische in den nachfolgenden Zeiten zu Samaria. In beyden Reichen wurden bald Götzen, bald Gott, (zuweilen aber unter Bildern und auf Höhen, auf eine von Mosen verbotene Weise) verehrt. Doch in dem Reiche Juda waren acht Salomonitische Könige, die wegen Gesetzmäßigkeit des Gottesdienstes gerühmt werden. Nun waren acht Jahrhunderte seit dem Egyptischen Ausgange verflossen. Da ließ die Vorsehung den unbekehrbaren Israelitischen Staat durch einen Assyrischen König zerstören. Dieser führte den Rest des Volks gefangen in entlegene Gegenden, und besetzte das Land mit heidnischen Colonisten. Dieselben vermischten anfangs den Götzendienst mit dem Dienste des Jehova. In nachfolgenden Zeiten aber beteten sie den Jehova allein an, hielten sich aber nicht zu der Gemeinschaft des Gottesdienstes der Juden zu Jerusalem, sondern ihre Nachkommen baueten mit der Zeit einen Tempel zu Samaria, davon sie Samariter genannt werden. Beyde Partheyen, die Juden und Samariter, geriethen, wie es zu geschehen pflegt, von einem Streit in den andern, und verfolgten sich herzlich. Von dem 150 Jahr länger daurenden Staate zu Jerusalem wird in dem Folgenden geredet. — In dem letzten dieser Jahrhunderte fingen die Griechen an, die Zeit bey Olympiaden von 4 Jahren zwischen jedem öffentlichen Olympischen Spiele zu

zählen. In diesen Spielen wurde der Sieger eines Wetteifers in Kriegesübungen und Wissenschaften mit grossen Ehren und Vortheilen belohnet. Etwas später ward **Rom** in Italien gebauet. Und von diesen Zeiten an sind viele folgende Begebenheiten von den Schriftstellern durch die Zahl der Olympiaden und des Alters von Rom so bezeichnet, daß man in Vergleichung die vorhergehenden **Zeiten dunkel**, die nachfolgenden aber **bekannter** nennen kann. — Aber noch in der dunkeln Zeit lesen wir von einem Phönicier, **Cadmus**, der Theben in Boeotien, einem Theile Griechenlandes, erbauet; von Minos, einem Gesetzgeber in Creta; von einem Lydischen Reiche in Klein-Asien; von Königen in Italien (z. B. von Saturnus); von Thaten des **Hercules**, eines starken und tapfern Mannes, den man, wie andre berühmte Männer, göttlich verehrt hat; von **Argonauten**, die aus Thessalien schiffen, und aus Colchis, am schwarzen Meere, ein köstliches und wunderbares Fell holen wollen; von **Orpheus**, **Musäus** und **Amphion**, oft genannten Dichtern, von denen wir aber keine Zeile mehr haben; von dem durch Griechen, wegen einer geraubten Prinzessinn Helena, unter Anführung Agamemnons und Achilles, zerstörten Troja; von Aeneas, einem Trojaner, der Italiens König wird; von **Codrus**, letztem Könige zu Athen, der sich für den Staat aufopfert, worauf **Archonten**, anfangs auf Lebenslang, hernach auf zehn Jahr, und endlich auf ein einziges Jahr eingeführt wurden;

den; von Griechischen Colonien an den Küsten Klein-Asiens, von Königen zu Tyrus, Sidon und Damascus in Syrien; von dem Dichter Homerus, der den Achill und Ulysses (auch vielleicht Mäuse und Frösche) besungen hat; und von dem spätern Griechischen Dichter Hesiodus; von Lycurg, Spartens oder Lacedämons Gesetzgeber in Griechenland; von der Dido einer Phoenicischen Prinzessinn, die Carthago in Afrika baut; von Sardanapal, einem schwelgerischen und weibischen Könige in Assyrien; von dem Medischen und andern Reichen, die daraus erwachsen, u. s. w.

d) Bekannte Zeit. Die Vor-Persische.

In der Vor-Persischen Zeit waren Könige in Babel und Medien, auch noch Salomonitische Könige der Juden. Unter den letzten sind die sehr frommen Könige Hiskias und Josias die merkwürdigsten. Aber Abgötterey und Laster nahmen doch Ueberhand zu Jerusalem; Gott ließ es durch Nebucadnezar zerstören, und den Rest des Volks nach Babel in die Gefangenschaft führen, woher ein Theil, 70 Jahr später, im Anfange der Persischen Zeit nach Palästina zurückgekehrt ist, und zur Zeit ihrer letzten Propheten Jerusalem und Jehovas Tempel wieder erbauet haben. — Damals hatte Rom Könige, z. E. Romulus, den Erbauer; Numa, den Gesetzgeber, dem man

Umgang mit übermenschlichen Wesen zutrauete, und Tarquinius den Stolzen und den letzten, der sich durch hartes Regiment verhaßt machte. Sein Sohn schändete mit Gewalt Lucretia, eine Römische Dame, die sich hernach erstach. Dieses gab einem **Brutus** Anlaß, in einem Aufstande das königliche Haus zu verjagen, und ein republikanisches Regiment unter zwey jährlich erwählten **Bürgermeistern** einzuführen. Rom hatte damals zwey Stände, **Patricier und Plebejer**, zu welchen nach und nach der niedrige Adel, oder die **Ritter**, hinzu kamen. Unter den Königen und den ersten Bürgermeistern wurde das Römische Gebiet in Italien, besonders in dem mittlern, etwas erweitert. **Porsenna**, ein Bundesgenosse, konnte für das königliche Haus Nichts ausrichten, und stund von seinem Vorhaben ab, weil er an dem Exempel des **Mutius Scävola** erfuhr, wie viele entschlossene Römische Jünglinge ihm nach dem Leben stunden. — Zur selben Zeit ist **Vielerley in Griechenland** geschehen, z. E. in **Lacedämon** herrschten immer 2 Könige zugleich, aber sehr eingeschränkt unter der Aufsicht der Ephoren; einige Griechische Staaten führten 2 Messenische Kriege gegen einander; **Corinth**, auf der Peloponesischen Landenge, schickte Colonien aus, auch nach Syracus in Sicilien; Spartaner bauten Tarent in Italien; Zaleucus war Gesetzgeber bey den Locrensern; Draco und hernach Solon in Athen, wo bald darauf Pisistratus und sein Sohn Hippias eine kurze Herrschaft stifteten;

Pha-

Phalaris ward Tyrann zu Agrigent in Sicilien, und quälte Menschen in einem glüenden ehernen Ochsen; Griechenland hatte grosse Poeten (z. E. die Sappho) und Moralisten, z. E. den Aesopus. Und in den Inseln des Archipelagus waren verschiedne Staaten, größtentheils von Griechischen Colonien, wie auch in Klein-Asien, nämlich in Jonien, Dorien und Aeolien. — Das Egyptische, Lydische, Medische, Babylonische und andre Reiche daurten fort. Cyrus, ein Perser, aber eroberte die meisten; auch Lydien, das Reich des Crösus, ohngefähr zu derselbigen Zeit, als Thales bey den Griechen, und Pythagoras in den Italiänischen Colonien philosophirten.

e) Bekannte Zeit. Die Persische.

Derselbe Cyrus fängt die Persische Zeit an, in welcher Persische Könige, seine Nachfolger, im Orient die Mächtigsten sind, z. E. Cambyses, sein Sohn, der sich Egypten unterwirft; ferner Darius Hystaspis; der nordwärts mit den Scythen unglückliche Kriege führt, und auch die Griechischen Staaten unterjochen will. Diese Absicht setzt sein Sohn, Xerxes, fort, gleichwie dessen Nachfolger. Gegen Artaxerxes II. empört sich sein Bruder, der jüngere Cyrus, dem die Griechen zu helfen suchen. Der letzte Persische König, Darius Codomannus, endigt diese Zeit, wird von dem Griechisch-Macedonischen Könige Alexander überwunden, und stirbt verwundet auf einem Wagen, verlassen von den Seinigen,

nach einem von einem Alexandrischen Soldaten empfangenen Labetrunke. — Unterdessen bauen die Juden, unter Persischem Schutze, ihr Jerusalem und ihren Tempel, von den Samaritern angefeindet und verhindert; von Esra und Nehemia angeführt, und durch ihre letzten Propheten aufgemuntert. So lebten sie unter Persischer Oberherrschaft nach Moses Gesetzen unter Hohenpriestern und dem grossen Rathe. Nach diesen Zeiten sind sie niemals von Jehova durch Abgötterey wieder abgefallen. — Die Griechen dieses Zeitraums streiten anfangs wider die Perser mit Glück. Bald darauf aber bekriegt ein Griechischer Staat den andern, bis Philippus und sein Sohn, Alexander der Grosse, Macedonische Könige, sie allesammt im gewissen Grade unterjochen, und dadurch ihre Kräfte wieder vereinigen, dem Persischen Reiche ein Ende zu machen, wozu sich Philippus rüstet, damit es Alexander (der seinen Vater verkennet, und des Gottes Jupiter Sohn seyn will) ausführen könne. Zu dieser Zeit machen sich merkwürdig, die Griechischen Generale und Staatsmänner, Miltiades und Cimon; Perikles, der Beredte; Themistokles, der Doppelartige; Aristides, der Gerechte; ferner Alcibiades, Thrasybulus, der Wiederhersteller der Freyheit, Conon, Iphicrates, Chabrias, Timotheus, Phocion und andre bey den Athenienſern: Epaminondas und Pelopidas bey den Thebanern; Leonidas, der grosse Held; Pausanias, der Verräther; Lysander, Athens Eroberer; Agesilaus,

Agis

Agis und andre bey den Spartanern: und Timoleon bey den Corinthern. Unter den Schlachten wider die Perser sind die berühmtesten, die Marathonische, die Thermopylische und die Seeschlachten bey Salamin und Mycale. Unter den Kriegen, welche die Griechen unter sich selbst führen, sind die bekanntesten der dritte Messenische, der Peloponesische, der neunjährige heilige Krieg zwischen den Phocensern und Böotiern, und derjenige, wodurch Philippus bey Chäronea Oberherr der Griechen ward. In diesem Zeitpunkte sind zu Syracus Könige, Gelo und sein Bruder Hiero; etwas später der ältere und jüngere Dionysius, welchen Dion stürzt. In dieser Zeit Griechenlandes fängt das goldne Alter seiner Künste und Wissenschaften an. Der muntre Anacreon und der hohe Pindar dichten Lieder; Aeschylus, Sophocles, Euripides, und Aristophanes (des weisen Sokrates Feind) arbeiten fürs Theater; Herodotus, Thucydides, Xenophon und Ctesias schreiben Geschichtbücher; Isocrates, Isäus, Demosthenes und sein Schüler Eschines sind Athenienische Redner; Heraclitus, der Weiner, und Demokritus, der Lacher über menschliche Thorheiten; ferner Plato und Aristoteles, (des grossen, verfolgten und verehrten Sokrates Schüler) sind Philosophen, deren letzte die academische und peripatetische Secte stiften, gleichwie Antisthenes und Diogenes, der Cyniker; Hypocrates aber wird der Vater der Arzneykunst. — Doch wir müssen auch Roms

nicht

nicht vergessen. Die Römische Republik aber wählt während dieser Zeit in Nothfällen Dictatoren, die auf kurze Zeit fast uneingeschränkt herrschen; sie erlaubt den Plebejern Tribunen oder Vertreter; sie bezwingt die benachbarten Völker, gegen welche sie sich anfangs nur wehren mußte; sie überläßt auf kurze Zeit Zehnmännern, welche Griechische Gesetze dem Römischen Staate anpassen sollten, die höchste Gewalt, gleichwie kurz hernach Krieges-Tribunen. Aber zuletzt zieht man doch die bürgermeisterliche Regierung wieder vor. Es werden Censores oder Sittenrichter gewählet. Die Plebejer behaupten immer mehr Rechte, so daß sie zuletzt Quästoren, Bürgermeister und Dictatoren werden konnten. Rom wird von eindringenden Galliern geplündert. Der Befreyer Manlius will König werden, und wird bestraft. Die lateinischen Bundesgenossen suchen mit Gewalt wählbar zu den höchsten Aemtern zu werden, u. s. w.

f) Bekannte Zeit. Die Griechische.

Alexander fängt diese letzte Zeit vor Christi Geburt an. Sein Reich erstreckte sich vom Adriatischen Meere an über Griechenland und einige nördlichere Provinzen, und über das mittlere Asien (Arabien ausgenommen) bis an den Ganges in Indien, auch über Egypten in Afrika. Er bauete an verschiedenen Orten Städte, welche

Alexandria genannt wurden. Zuletzt starb er in Unmäßigkeit an Gift. Nun wollte ein jeder seiner Feldherrn ein König werden. So entstunden Griechische Reiche in Macedonien, Syrien, Asien und Egypten. Das Macedonische fiel in folgenden Zeiten, unter den Königen Philippus und Perseus, in die Hände der Römer und ward eine Provinz. Unter diesem Reiche und unter den Römern behaupteten einige der alten Griechischen Staaten (z. E. Athen und Lacedämon) einen Schein der alten Freyheit. Einige schlossen einen Achäischen Bund, der anfangs nicht ohnmächtig war, sich aber mit Corinths Zerstörung endigte. Das Asiatische Reich zerfiel bald, und ward theils von dem Syrischen verschlungen, theils nach und nach in kleine Reiche zertheilt, z. E. in das Bythinische, Pontische, Pergamenische, Galatische, Paphlagonische, Cappadocische, welche allesamt in Klein-Asien lagen; in zwey Armenische weiter ostwärts; und in das Parthische noch weiter ostwärts, woraus nachher ein Neu-Persisches Reich ward. Alle diese Reiche, ausser dem Parthischen oder hernach Persischen, geriethen unter Römische Herrschaft; gleichwie das Syrische, dessen Könige gemeiniglich Saleucus oder Antiochus hiessen, zur Zeit des Tygranes und seines Nachfolgers; auch das Pontische, zur Zeit des gelehrten und mächtigen Mithridates; das Pergamenische durch ein Testament des Attalus, u. s. w. Eben so ging es zuletzt dem Egyptischen Reiche,

wo

wo zwölf Ptolomäer und zuletzt vor Christi Geburt eine schöne und verführerische Königinn Cleopatra regiert hatten. — In diesen Zeiten lebten die Juden unter Syrischer Oberherrschaft, die zuweilen von Egyptischen Königen streitig gemacht wurde. Viele von diesem Volke aber waren in Egypten, und bauten daselbst gleichfalls einen Tempel, welcher dem zu Jerusalem nicht für gleichheilig gehalten wurde. Eben daselbst ließ der zweite Ptolomäer ihre Bibel ins Griechische übersetzen. In Judea aber verfolgten sie, der Religion halber, der Syrische König, Antiochus der Edle, und seine Nachfolger aufs grausamste. Da setzten sie sich unter Anführung einer priesterlichen Familie, genannt die Maccabäer (z. E. unter Judas, Jonathan und Simon) in Freyheit. Die Nachkommen derselben wurden Fürsten und Könige, und regierten bis kurz vor Christi Geburt. Unter ihnen entstanden die Sadducäer und Pharisäer. — Die Römer waren im Anfange dieser $3\frac{1}{2}$ Jahrhundert noch durch Kriege mit Nachbaren beschäftigt. Als sie aber fast in ganz Italien schon herrschten, und dem Epirotischen König Pyrrhus, widerstanden hatten, wurden nach einander 3 Punische oder Carthaginensische Kriege geführt, während und nicht lange nach welcher Zeit die Römer eine Seemacht wurden; Sicilien, Sardinien, Spanien, Vieles in der Barbarey, Griechenland, zum Theil Klein-Asien, u. s. w. in ihre Gewalt bekamen. Die drey Punischen Kriege mit untermischter Friedens-

zeit währeten fast 100 Jahr. Hannibal war der berühmte Punische General, der im zweyten Kriege eine Afrikanische Armee über die Alpen in Italien führte, und von Scipio, dem Römer, in Afrika überwunden ward. Der dritte Punische Krieg endigte sich mit Carthagens Untergang unter Anführung Scipions des Jüngern. Bereichert durch die Plünderung und Unterwürfigkeit so vieler Länder (denn Numidien und Mauritanien an der westlichen Seite der Barbarey fielen auch in Römische Hände) wurden Römische Bürger und Feldherrn, oder die Erben derselben an Schätzen, Ländereyen und Sclaven so mächtig, als Fürsten oder Könige. Der Einfall der Cymbrer und ein Krieg wider misvergnügte Bundesgenossen in Italien, wider einen wiederholten Aufstand der Sclaven, wider Sertorius in Spanien (u. s. w.) waren von keinen dauerhaften Folgen. Die Grossen in Rom wurden immer übermüthiger und herrschsüchtiger. Sie bestachen und verdarben das Volk, um zu den höchsten Würden in der Republik oder zu ansehnlichen Statthalterschaften zu gelangen. Besonders suchten die Gracchen, durch das gemeine Volk empor zu kommen. Die Catonen und andre Patrioten konnten nicht viel ausrichten, die Römische Sittsamkeit und Liebe zur Freyheit wieder herzustellen. Die Zänkereyen der Grossen arteten in bürgerliche Kriege aus, erstlich zwischen Cinna, Marius und Sylla, zweytens (nach Ciceros Widerstand wider die mordbrennerische Absicht des Catilina) zwischen Crassus, Pompejus und Cäsar,

drittens

drittens zwischen Lepidus, Antonius und Augustus. Dies waren die Zeiten des dreyfachen Triumvirats. In dem ersten siegte Sylla und ward beständiger Dictator; in dem zweyten siegte Cäsar und ward Monarch des Römischen Reichs (ob er sich gleich so nicht nannte) und eben darum auf dem Rathhause von Freunden der Freyheit, Brutus und Cassius, umgebracht; in dem dritten behielt die Oberhand Augustus. Dieser wurde unter dem Namen Cäsar (welches Kaiser bedeutet) an Macht und Namen Monarch des Römischen Reiches, und hat nach Christi Geburt eine Reihe von Kaisern, die auch den Ehrentitel Augustus annahmen, zu Nachfolgern gehabt. — In diesem Zeitraume erhielten sich die Künste und Wissenschaften bey den Griechen. Epicur und der Stoische Zeno errichteten philosophische Secten. Euclides und Archimedes vervollkommneten die Mathematik. Polybius, Diodor aus Sicilien und Dionysius von Halicarnaß gaben historische Schriften. Theocritus schrieb Idyllen. Theophrastus Mancherley. Wir wollen hier die Namen einiger Griechischen Künstler vor Christi Geburt nennen: Zeuxis, Parrhasius und Appelles waren groß in der Malerey, Phidias und Praxiteles im Bildhauen. — Nach Griechenlands Eroberung blühten auch Wissenschaften und Künste in Rom. Plautus und Terentius schrieben Schauspiele; Lucretius die Epicurische Weisheit in Versen. Die beste Periode der Wissenschaften war kurz vor und

nach dem Kaiser August. Catullus, Tibullus und Propertius schrieben verliebte Gedichte und Elegien; Virgilius, Horatius und Ovidius mancherley Poetisches; Cicero war Redner und Philosoph; Cäsar, Sallustius, Livius und Cornelius Nepos, schrieben Geschichtbücher. Man thue hinzu Cato, Varro und Vitruvius; so hat man die Römischen Schriftsteller vor Christi Geburt fast alle, die man jetzund häufig zu rühmen pflegt.

g) Vor-Teutsche Zeit. Die Römisch-Heidnische.

August hatte schon lange regieret, als Christus gebohren wurde. Er hatte Nachfolger, welche heidnisch blieben in drey Jahrhunderten. Während dieser Zeit war das Reich bald etwas mehr bald etwas weniger erweitert, und begriff 1) das bewohnteste Europa (ausgenommen, Irland und Schottland, Dännemark, Norwegen und Schweden, Rußland und Polen, einige nördliche und östliche Gegenden Teutschlandes, einen kleinen Theil der Ungarischen und Türkischen Länder). 2) Asien von den Küsten des Mittelländischen Meeres bis an den Euphrat, und zuweilen noch etwas mehr. 3) In Afrika Egypten und einen grossen Theil der Barbarey. — Die Kaiser des ersten Jahrhunderts waren August, der allererste, dem Maecenas die Wissenschaften empfahl; ferner vier Tyrannen Tiberius, Caligula,

Ligula, Claudius und Nero. Der letzte war ein Schüler des weisen Seneca, ward aber der schlimmste Tyrann. Er befahl die erste grosse Verfolgung der Christen, deren 10 auf einander in 3 Jahrhunderten gefolgt seyn sollen. Nach ihm kommen Galba, Otho, Vitellius kaum zur Regierung, gewählt, wie nachher fast immer die Kaiser wurden, durch den Ausruf ihrer Kriegesheere, deren Generale sie waren. So ward auch Kaiser Vespasian, der in Judäa commandirte. Sein Sohn Titus hieß mit Recht das Vergnügen der Menschen. Dessen Bruder und Nachfolger Domitian war grausam. Kaiser Nerva hat das größte Verdienst darinnen, Trajan, den besten, der das zweyte Jahrhundert anfängt, zum Nachfolger ernannt zu haben. Adrian, tödtete viele aufrührische Juden. Zwey Antoninen (wovon der letzte Marc Aurel und der Weise heisset) regierten löblich. Nach ihnen wollen wir einige Kaiser ungenannt lassen. Im dritten Jahrhundert soll Alexander Severus schon eine christliche Mutter gehabt haben und den Christen geneigt gewesen seyn. Darauf folgten, wie auch zuvor schon gewesen waren, verwirrte Zeiten, ein Kaiser stund wider den andern auf, und fast keiner regierte lange. Dioclerian am Ende des Jahrhunderts erregte wider die Christen die letzte Hauptverfolgung. — Die Juden aber waren vor Christi Geburt unter Herodes dem Grossen, einem Könige, nicht mehr aus den Maccabäern, sondern einem von den Römern gesetzten

Vasallen. Damals war Palästina eingetheilt in das nördliche Galiläa, das mittlere Samaria, und das südliche Judäa. Zur Zeit der Kreuzigung Christi war Judäa eine Römische Provinz, Galiläa aber unter Herodes II, des ersten Sohne. Ein Vetter desselben, Herodes III, oder Agrippa, bekam zur Zeit des Caligula das ganze Land, welches bald darauf wieder eine Römische Provinz ward. Denn noch ein andrer Herodes hatte nur ein klein Ländchen und etwas Aufsicht auf den Jüdischen Gottesdienst. Damals (70 Jahr nach Christi Geburt) wurde das, den Römern aufsätzige Judäa von dem Titus, der hernach Kaiser ward, nebst Jerusalem zerstört, der Tempel verbrannt, das Volk getödtet, verjagt, oder zu Sclaven verkauft, oder unter harten Bedingungen im Lande geduldet. Vergebens empörten sie sich unter dem Adrian und unter Betrügern, die sich den Messias nannten, in spätern Zeiten. Ihre Nachkommen leben in der Zerstreuung. — Es haben vor und nach Christi Geburt biblische Schriftsteller geschrieben, davon ich einiger nur als alter Schriftsteller erwehnen will, ohne die Kraft des Worts biblisch zu bestimmen, worüber nicht alle meine Leser einig seyn möchten. Die Gelehrten, die das untersuchen, kennen kein älter Buch, als die 5 Bücher Moses. Die Sitten der Zeiten Abrahams, Isaacs und Jacobs, die in dem ersten beschrieben werden, stimmen (der Wunder und Offenbarungen nicht zu erwähnen) sehr überein mit dem, was man auch sonst von alten Zeiten morgenländischer

ländischer Völker weis. Die übrigen 4 sind voll guter Materialien zur Wissenschaft der Gesetzgebung. Die Psalmen sollen an Hoheit der Poesie den Pindar weit übertreffen. Solcher Stellen sind auch viele im Jesaias und andern Propheten. Die Bücher Hiob, Salomons Sprichwörter und Predigerbuch, die Weisheit und Jesus Sirach, sind voll richtiger Moral und guter Auflösung gegen die Zweifel, welche man gegen die Vorsehung macht. Die Evangelisten (die Apostelgeschichte mit eingeschlossen) sind ein Muster solcher Erzählung, in welcher der Verfasser seiner selbst ganz vergißt, sich aller Gemüthsbewegung und selbst des Eifers für seine Parthey enthält, nur bey den Sachen bleibt, selten selbst darüber urtheilt, sondern nur die Leser darüber urtheilen läßt. Das, was Jesus (nach dieser Erzählung) lehren wollte, kann einem vermischten Haufen oder solchen Personen, die er jedesmal vor sich hatte, nicht eindringender und lehrreicher vorgestellt werden, als (nach eben dieser Erzählung) durch Jesu Gleichnißreden und andre Lehren (und hernach durch der Apostel Predigten) geschehen ist. Die meisten Moralen, womit die Briefe, die von Aposteln den Namen führen, angefüllt sind, oder geendigt werden, sind, gleich beym ersten Anblicke, der Vollkommenheit und der göttlichen Absicht gemäß, wenn vorausgesetzt wird, daß Jesus zur unsichtbaren göttlichen Statthalterschaft erhaben ist, und seine Religion doch nicht

durch Waffen, oder, welches einerley ist, durch Zwangsgesetze wider Juden und Heiden ausgebreitet haben will. (*) — Nach Christi Geburt hatten die Griechen noch einige Schriftsteller (ich rede aber nur von heidnischen), die wegen ihrer berühmten Namen uns Allen merkwürdig sind. Z. E. Epictet, Plutarch und Marc Aurel Moralisten; Ptolomäus, den Mathematiker; Lucianus, den witzigen Spötter; Sextus Empiricus, den Zweifler; Galenus, den Arzt, u. a. m. — Unter den Römern waren solche Schriftsteller in dieser Zeit, Celsus, der Arzt; Phädrus, der Fabelschreiber; Seneca, der Philosoph, Nerons Hofmeister; ein Tragödienschreiber desselben Namens; Per-

(*) Der Verfasser kann, seines Versprechens halber, in dem Texte dieses Buchs nichts mehr von dieser Art festsetzen. Es ist Vielen bekannt, dass theologische Bücher von ihm da sind, z. E. 1) *Auszug der heiligen Schrift:* a) Die Religion Israels; b) die alt-christliche Religion; c) die Lehren der Apostel. 2) *Eine Dogmatik.* 3) *Ein Buch von der Rechtgläubigkeit und Toleranz.* 4) *Ein Beweis des Christenthums als der besten Religion.* 5) *Ein Gesangbuch für Christen aller Kirchen.* 6) *Hauptprobe der Zeiten in Ansehung der Wahrheit und Toleranz* mit einem doppelten Anhange: a) Vorschlag zu einer Sacramental-Liturgie; b) Antihobbesius, oder vom Rechte des Kirchenwesens. Man muss also aus dem Elementarwerke die Gränze der Religion des Verfassers nicht bestimmen wollen.

Persius und Juvenalis Satyriker; Plinius, der Naturbeschreiber; der jüngere Plinius, ein Briefsteller und Trajans Lobredner; Curtius von Alexanders Thaten; Quinctilianus ein Lehrer der Wohlredenheit; Tacitus, ein schwerer staatskundiger Geschichtschreiber; Florus, Suetonius und Justinus, auch Geschichtschreiber, die viel in den Schulen gelesen werden u. a. m.

h) Vor-Teutsche Zeit. Die Römisch-Christliche.

Die Römisch-Christliche Zeit von fast 2 Jahrhunderten hatte (die heidnische Nebenkaiser, die anfangs nebst Constantin dem Grossen regierten, ungerechnet) lauter christliche Kaiser, die über das Reich und über Rom herschten (ausser noch einem einzigen, der vom Christenthume abfiel). Constantin der Grosse war der erste Christliche Kaiser. Die Residenz verlegte er von Rom nach Byzanz in Romanien oder Thracien, welches er hatte prächtig als Neu-Rom umbauen, und Constantinopel nennen lassen. Als noch vielleicht die Hälfte und vielleicht mehr von seinen Unterthanen aller Stände heidnischer Religion waren, verwendete er grosse Summen, theils aus dem Golde der Seulen und Tempel der Götter, theils aus dem Staatsschatze (der auch von Heiden zusammengefodert wurde) auf prächtige christliche Kirchen, auf reichliche Versorgung vieler Geistlichen

lichen und auf das kostbare und den Staat belastigende Concil zu Nicäa, welches allesammt dem Gewissen der Heiden, die dazu ihre Contribution beytrugen, ein Greuel war. Auf dem Concil zu Nicäa (in Natolien), welches die Athanasischen Lehrsätze wider die Arianer festsetzte, ward, wenn man das Athanasische Glaubensbekenntniß als eine kurze Erklärung seiner Aussprüche annimmt, beschlossen, daß unmöglich selig werden könne, sondern ewig von Gott verdammt werde der, der nicht redlich und fest glaubt, daß, obgleich der Vater Gott, der Sohn Gott, und der heilige Geist Gott sey, dennoch nur ein Gott und nicht drey Götter seyn, u. s. w. Einige Athanasianer vermuthen von dem Kaiser, er sey vor seinem Tode etwas andrer Meynung geworden; dieselben vermuthen also auch seine ewige Verdammniß; und zwar auch seines Sohns und Nachfolgers, Constantius, der ein Arianer und den Athanasiern härter war, als sein Vater in den ersten Zeiten den Arianern. Er hielt Concilien von 400 Bischöfen, die nach seinem Wunsche für den Arianismus entschieden, wie sein Vater für den Athanasianismus. Sein Vetter und Nachfolger, Julian, stellte sich als Christ, bis er Kaiser ward. Da bekannte er sich zum Heidenthume, dessen Tempel und Götterdienst er mit vielem zum Theil von den Christen zusammengezogenen Gelde wieder aufrichtete, obgleich dieses dem Gewissen der zahlreichen Christen ein Gräuel war.

war. Doch zwang er Niemanden zum Heidenthume durch Gesetze. Aber Arianer und Athanasier durften sich einander nicht verfolgen, sondern nur disputiren. Er war von dem Vorzuge der heidnischen Gelehrten und Bücher so überredet, daß er den Christen den größten Schaden zu thun glaubte, durch das sonderbare Verbot, ihre Kinder nicht in heidnische Schulen weltlicher Wissenschaften zu schicken, und heidnische Bücher sie nicht lesen zu lassen. (*) Er hat in Schriften seine Verachtung gegen das Christenthum und gegen seine Vorfahren bezeigt. Jovianus, sein Nachfolger, war Athanasisch, Valens, dessen Nachfolger (der anfangs Nebenkaiser hatte), wieder Arianisch. In diesen Zeiten ward nicht bloß disputirt, sondern von beyden Seiten herzlich verfolgt. Der Nachfolger Theodosius der Grosse war wieder Athanasisch. Da wurde zu Constantinopel ein Concil gehalten, und wider die Macedonianer zur Bestätigung des Nicänischen Concils beschlossen, der heilige

Geist

(*) Ueber dieses Verbot beschwerten sich viele der damaligen Christen. Jetzund sind die Zeiten anders. Denn die meisten christlichen Consistorien und Regierungen in den verschiedenen Kirchen glauben, dass ihre Kirchen nach und nach zu Grunde gehn würden, wenn die Jugend, auch nur weltliche Wissenschaften, aus dem Vortrage oder durch Bücher der Nichtchristen und der Dissidenten lernten. Ausgenommen die Autores, als Sappho, Anacreon, Ovidius, Petronius.

Geist sey eine sowohl dem Vater als dem Sohne an Gottheit gleiche Person. Dieser Kaiser verbot bey Lebensstrafe den heidnischen öffentlichen Götterdienst, ließ ihre Göttersäulen und Tempel umreissen, oder zu andern Gebrauche bestimmen. Doch ein Heide zu seyn, war damals noch nicht verboten; sondern es kamen noch oftmals Heiden zu den ansehnlichsten Aemtern, welche Erlaubniß also von diesem sonst eifrig christlichen Kaiser für keine Sünde gehalten ist. Nach ihm folgte zu Rom in Westen sein Sohn, Honorius; zu Constantinopel in Osten aber dessen Bruder, Arcadius. In beyden Reichen waren Nachfolger. Das westliche Reich zu Rom wurde am ersten und meisten geschwächt durch eindringende (grösstentheils Teutsche) Völker, welche eine Provinz nach der andern wegnahmen, bis noch vor Ausgang des fünften Jahrhunderts selbst Rom und Italien von Herulern, und hernach von Ostgothen, erobert und in ein Königreich verwandelt wurde. Das abgetheilte Reich des Arcadius in Constantinopel daurt bis auf den heutigen Tag. Doch hier muß ich nur der Kaiser in der Römisch-Christlichen Zeit erwähnen. Arcadius gab Edicte wider dissidentische (*) Unterthanen, und nahm ihnen das Recht,

(*) In der Geschichte, die über Religion nicht urtheilt, muss keine der Partheyen ketzerisch oder rechtgläubig heissen. Den meisten Bischöfen zu Zeiten der Kaiser Constantius und Valens war ganz etwas Anders rechtgläubig, als zu Zeiten des Nic. Concils.

Recht, sowohl Testamente zu machen, als in militarischen Aemtern zu stehen. Sein Bruder, Honorius, in Rom, war noch strenger wider andre Dissidenten, z. E. wider die Pelagianer und Manichäer, verbot ihnen zu handeln und zu wandeln, und hatte doch ihre Güter für sich oder die Kirchen confiscirt. (*) Des Arcadius Nachfolger, Theodosius II, trug aus Andacht beständig, anstatt des Mantels, den Oberrock eines todten Bischofs. Er befahl das Heidenthum völlig auszurotten, die Tempel desselben niederzureissen, und Crucifixe an die Stelle zusetzen. Er hielt wieder Nestorianer (deren Nachfolger noch jetzund im Oriente zahlreich sind) zu Ephesus in Natolien ein Concil, welches beschloß, Niemand solle, bey Strafe der Verdammung, der Jungfrau Maria den Namen einer Gottesmutter absprechen, oder diese Redensart (weil daraus zu folgen scheine, daß Gott eine Mutter habe) für unschicklich ausgeben. Wider Eutychianer (die im Oriente noch unter verschiedenen Namen als Menotheliten, Jacobiten, Armenier und so weiter fortdauren) hielt sein Nachfolger, Marcianus, zu Chalcedon in Asien (Constantinopel gegen über) ein Concil, welches (wenn man die Erklärung derer Ausspräche durch fol-

(*) Auf eine (gewöhnlicher Weise) ehrliche Art sollten sie also ihr Brod nicht verdienen. Das Recht oder die Versuchung ist gros, die man solchen Unglücklichen giebt. David nahm Schaubrode vor Hunger.

folgende Concilien zu Rathe zieht) beschloß, es sey in Christo, der einzigen Person, nicht eine (in eine einzige vereinigte) sondern zwiefach bleibende Natur, die göttliche und menschliche, ein doppelter ungleicher Verstand (davon der eine sich zu wissen entäussern könne, was der andre allwissende Verstand wisse) und ein doppelter Wille, nämlich in jeder Natur einer, welche zusammen zwey machen. Aber die nachfolgenden Kaiser im Oriente waren bald Eutychianisch, bald Chalcedonisch, und ein jeder verfolgte die ihm widrige Parthey (wegen der Wahrheit der seinigen) zuweilen mehr, zuweilen weniger, und oft mit Blutvergiessen. Das Register solcher mit Blut unterzeichneter Glaubensartikel (die man annehmen, oder Güter, Ehre, Freyheit und Leben verlieren mußte) ward in den folgenden Zeiten immer verlängert, durch Concil nach Concil, und durch ein kaiserlich Edict nach dem andern. Der langwierigste Streit war, ob man Bilder (welche Engel, Christum, Maria und Heilige vorstellten) in den Kirchen haben und verehren, oder, damit die Verehrung nicht geschehe, abbrechen müsse. Viele Kaiser waren Bilderstürmer, andre aber Bilderverehrer. Nach dem Unglücke Unzähliger, die darum Güter, Freyheit und Leben verloren haben, blieb endlich die zahlreichste Parthey und der Hof bilderverehrend. Einer von den spätern Nachfolgern Marcians war Anastasius, den der Patriarch nicht eher für einen

Kai-

Kaiser erkennen wollte, bis er versicherte, Chalcedonisch gesinnt zu seyn. Ich vermuthe daher, daß irgend einer der vorhergehenden souverainen Kaiser ein Kaisergesetz gemacht habe, daß der Kaiserthron nur mit Chalcedonisch-Gesinnten besetzt seyn sollte. War ein solch Gesetz, so ist es hernach nicht gehalten; und alsdann ist eins von beyden wahr, entweder, daß ein solch Kaisergesetz veränderlich sey, oder daß die antichalcedonischen Kaiser (auch Justinian) nur Usurpateurs, das ist, unrechtmässige Besitzer des Kaiserthrons gewesen sind.

i) Vor-Teutsche Zeit. Die Italiänische.

Nun sehe man eine Zeitlang zurück in ältere Zeiten und Europens westlichere Gegenden. Vor Christi Geburt wollten die Cimbrier (die aus Norden durch Teutschland gingen) und die Teutonen, auch die Helvetier, einige Römische Provinzen erobern und bewohnen. Marius und Cäsar hiessen die Römischen Feldherrn, durch welche sie, von diesem Vorhaben abzustehen, gezwungen wurden. Durch den letzten litten die Teutschen unter Arioviſtus, der sie anführte, eine grosse Niederlage. Glücklicher waren sie kurz nach Christi Geburt unter Marobooduus, einem Marcomannischen, und Arminius (oder Herrmann), einem Cheruskischen Anführer. Doch wurden in den nachfolgenden Zeiten einige Provinzen Teutschlandes von den

Römern unterjocht gehalten bis nach der Mitte des 5ten Jahrhunderts. Vor und nach dem Ende der Römisch-Christlichen Zeit ist nach und nach zuerst in den südwestlichen, später (nämlich im neunten Jahrhunderte) in den nördlichen, noch später in den südöstlichen und nordöstlichen Theilen Teutschlandes eine Art des Christenthumes durch Ueberredung, geglaubte Wunder und Waffen eingeführt.

Nach der Mitte des fünften Jahrhunderts ward ganz Teutschland von den Römern frey. Damals waren daselbst die berühmtesten Völker, die Franken, Sachsen und Burgundier. Später wurden, besonders in Osten, mächtig die Slaven oder Wenden, ein Volk von einer ganz andern Sprache. Die Hunnen waren kein Teutsches Volk, gingen aber noch zur Christlich-Römischen Zeit unter ihrem Attila in Italien, aus welchem einige Flüchtlinge Venedig erbauten. Dieses Hunnische Volk hat sich zuletzt in Pannonien oder einigen Ungarischen Ländern niedergelassen, und von dort aus Teutschland oft beunruhigt.

Die Römisch-Christliche Zeit endigt sich mit dem Untergange des westlichen Kaiserthums in Italien. Der letzte Nachfolger des Honorius hieß Augustulus. Nach ihm regierten in Italien unter ihren Königen eingedrungene Völker Teutsches Ursprunges; sehr kurz die Heruler, unter Odoacer; fast ein Jahrhundert die Ostgothen, unter Theodoricus I, und Tejas

dem

dem letzten, und fast 2½ Jahrhunderte die Longobarden, deren erster König Alboinus, der letzte aber Desiderius hieß. Sie erstreckten ihre Herrschaft von Norden an, bald mehr bald weniger südlich. Die südlichen Theile nämlich gehorchten eine Zeitlang einem Exarchen, das ist, einem Statthalter der östlichen Römischen Kaiser zu Constantinopel. Diese Zeitperiode, welche von dem Ende der Christlich-Römischen Zeit über 3 Jahrhunderte währt, nenne ich die Italiänische, oder Ostgothisch-Longobardische Zeit, weil damals durch Vermischung der Sprachen dieser Völker mit der lateinischen, die jetzige Italiänische Sprache entstanden ist.

Während der ganzen Vor-Teutschen Zeit, besonders der Römisch-Christlichen und Italiänischen, waren die Römischen Bischöfe oder Päbste immer ansehnlicher geworden, weil durch ihre Sorgfalt das Christenthum in Italien und vielen Europäischen Gegenden ausgebreitet war. Innerhalb der Italiänischen Zeit war der größte Theil Frankreichs und ein Theil Teutschlandes Fränkischen Königen aus der Merowingischen Familie unterworfen. Pipin stiftete ein neues Haus, welches von seinem Sohne, Carl dem Grossen, der im Anfange des Teutschen Kaiserthums lebte, das Carolingische heißt. Dieser Carl erweiterte seine Gränzen gegen alle 4 Weltgegenden, zwang den Sächsischen Fürsten Witrekind (von welchem einige Teutsche Fürstenhäuser abstammen sollen), ein Christ und sein Vasall zu

werden; machte sich, nach Unterjochung der Longobarden, zum Herrn über den größten Theil Italiens; soll dem Pabste die Stadt Rom und einige angränzende Länder mit fürstlicher Gewalt geschenkt haben, und ward vom Pabste als Kaiser gekrönt. Von dieser Zeit an ist der Pabst auch ein Fürst in einem Theile Italiens. Die ganze nachfolgende Zeit nenne ich die Zeit des Teutschen Kaiserthumes. Denn Carl war seiner Abstammung nach, und wegen eines Theiles von seinem Gebiete ein Teutscher. Und nach ihm ist (ausser dem östlichen Kaiser zu Constantinopel) allezeit im Westen und fast immer aus Teutschland ein Kaiser gewesen, der ehemals (denn jetzund ist es anders) über alle angränzende Potentaten (gleichwie der Pabst über alle Bischöfe) bald mehr bald weniger Vorzug behauptete, und einige bald mit weniger bald mit mehr Widerspruch derselben, als seine Vasallen, oder wenigstens als solche betrachtete, denen nur er und der Pabst Titel und Würden, (z. E. den Königsnamen) geben und nehmen dürfte.

Im Anfange der Italiänischen Zeit ließ der östliche Kaiser Justin allenthalben Edicte anschlagen, daß ein Jeder die Chalcedonischen Aussprüche wahr finden oder sich dazu bekennen solle. Der Gebrauch dieser (nach der menschlichen Natur allerdings kräftigen) Mittel, dem Ausbruche dissidentischer Meynungen vorzubauen oder zu steuren, ist in allen christlichen

chen Kirchen (dort mehr, hier weniger) ein Recht worden, für dessen Verewigung die Geistlichkeit (die alsdann Zions Wächter genannt wird) zu wachen pfleget; damit die Obrigkeit (welche in diesem Geschäfte eine bewaffnete Säugamme der Kirche heißt) dieses Recht, bey vorfallender Gelegenheit durch Edicte, und durch Ausübung derselben nach Consistorialurtheilen, wirklich in Kraft erhalte; nämlich durch Drohung, durch Absetzung von weltlichen Aemtern und Würden, durch Landesverweisungen; auch an gewissen Orten durch Confiscationen, Gefangensetzung, kleinere oder grössere Marter; auch wohl noch durch Lebensstrafen. Auf solche Weise kann dieses Recht nicht verjähren oder unkräftig werden. (*) Bekannt sind die wider Heiden, Juden und dissidentische Christen gerichteten Gesetze des Kaisers Justinian I, der in solchem Grade für die Athanasier war, daß er alle Arianer des Landes verwies, ihre Kirchen Preis gab, ihre Güter aber theils selbst behielt, theils an Nicht-Arianer zum guten Gebrauche verschenkte. Dieses Verfahren verliert etwas von dem ersten Anscheine des Unrechts, wenn

(*) Z. E. Die christlich-lutherische Obrigkeit in Hamburg 1764 (man sehe Basedows Hauptprobe S. 141) untersagte bey Landesverweisung Allen, welche die Jugend in Glaubenslehren unterrichten wollten, andere Methoden, als die in dem obrigkeitlich eingeführten Catechismus ist.

man bedenkt, daß damals ein ansehnlicher Theil Europens, auch Africanische Länder Arianisch waren, welche ja, wenn sie wollten, denen von Justinian vertriebnen Elenden von allerley Ständen, Geld zur weitern Reise schenken, und sowohl Lebensunterhalt, als verlorne Güter und Kirchen wiedergeben konnten. Ueberdies ist es ja unter Arianischen Kaisern den Athanasiern vielleicht nicht besser gegangen. Doch merkwürdig ist es, daß Justinian in den letzten Zeiten seines Lebens selbst Eutychianisch und nicht Chalcedonisch war, daher in nachfolgenden Zeiten, worinnen sein Gesetzbuch galt, (welches er sonder Zweifel nach seiner letzten kaiserlichen Gesinnung erklärt wissen wollte) die Frage entstehn konnte, ob seine Gesetze wider Dissidenten (oder sogenannte Ketzer) auch wider die Chalcedonischgesinnten gerichtet gewesen wären und gelten müßten. Es kömmt dabey darauf an, ob er sie nach seiner letzten Gesinnung ausgeübt habe. Doch (was bedarf es solcher Untersuchung?) es sind ja alle solche Gesetze ihrer Natur nach nicht ewig, weil die zuvor lebende souveraine Majestät eines Staates der hernachlebenden souverainen Majestät keine ewige Gesetze geben kann. Diesen Kaiser Justinian haben die Advocaten vieler Länder es zu danken, daß sie in dem größten Gesetzbuche von der Welt (corpus juris romani genannt, worinnen Römische Gesetze aus allen Zeitaltern, die sich größtentheils einander aufheben, glücklich zusammengeordnet sind) von

An-

Anfang bis zu Ende etwas aufsuchen dürfen, was ihrer Sache zu dienen scheint. Doch diese Wohlthat erstreckt sich nicht bis an die Dänischen Advocaten, als welche Strafe geben müssen, wenn sie Justinians Corpus juris, das größte Gesetzbuch von der Welt, nur in einer Sylbe anführen.

k) Zeit des Teutschen Kaiserthums.

Die Alte.

Diese Zeit fängt sich mit dem 9ten an, und enthält 5 Jahrhunderte. a) Im neunten Jahrhundert sind die Kaiser allesammt aus dem Carolingischen Hause. Z. E. **Carl der Grosse; Ludwig der Fromme;** bis auf **Ludwig IV.** In der Mitte dieses Jahrhunderts, sagen einige Fabulisten, soll eine Weibsperson Pabst gewesen seyn. — b) Das zehnte besetzen größtentheils Kaiser aus dem Hause Sachsen. Z. E. **Heinrich der Vogelsteller** und 3 **Ottonen.** Aus diesen beyden Häusern heissen diejenigen, die nicht vom Pabst zu Kaisern gekrönt sind, bey einigen Schriftstellern nur Teutsche Könige. — c) Im größten Theile des eilften herrschten Kaiser aus dem Neu-Fränkischen Hause in Teutschland. Z. E. **Conrad der Salische** und 3 **Heinriche,** der dritte, vierte und fünfte (der das folgende Jahrhundert anfing) deren Macht und Schicksal sehr abhängig von den Päbsten war. Von

ihnen nämlich wurden einige dieser und folgender Kaiser in den Bann gethan, und entweder wieder losgesprochen oder abgesetzt. Der erste unter den sehr mächtigen Päbsten, die besonders von dieser Zeit an Kronen und Länder verschenkten, war Hildebrand oder Gregor VII, dem fast vor 400 Jahren in der Italiänischen Zeit den Weg gebahnt hatte Bonifacius III, der von dem östlichen Kaiser, (fast zur selben Zeit, als Mahomed im Oriente lehrte und eroberte), den Namen eines allgemeinen Welt-Patriarchen erhielt. — d) Kaiser aus dem Hause Schwaben sind die merkwürdigsten im 12ten Jahrhunderte. Zum Exempel: **Conrad aus Schwaben**, und **Friedrich der Rothbart**, dem der Pabst viele Noth verursachte. Mit diesem Jahrhunderte beginnen die Kreuzzüge Europäischer Fürsten und Privatpersonen nach Asien, die den Zweck hatten, des Grabes Christi halber, das von Mahomedanern besetzte Palästina einzunehmen. Diese Züge, welche nach der damaligen Meynung Vergebung der Sünden und Seligkeit schaffen konnten, und welche zu unterstützen viele Ritterorden, z. E. (der Kreuzritter, der Teutschen Ritter, der Johanniter-Ritter) errichtet wurden, entvölkerten Europa; setzten den Geschmack des Religionszwanges fest; vermehrten die Päbstliche Macht; brachten einige Sitten, Künste und Früchte der Morgenländer in die Abendländer; und wirkten nichts weiter, als daß innerhalb 150 Jahren

ren christliche Könige von Jerusalem, (z. E. der erste Gottfried und verschiedene Balduinen und Fürsten in umliegenden Gegenden) waren, von welchen die Nachkommenschaft bis auf den heutigen Tag den Titel führen, obgleich alles Land (das in diesen Zeiten die wirklichen Könige niemals ruhig besassen), etwa 150 Jahr nach dem Anfange dieser Züge, gänzlich wieder in die Hände der Mahomedaner gefallen ist. —

e) Das 13te Jahrhundert fängt an mitten in der Zeit der Kreuzzüge. Damals war Kaiser wider Kaiser, die allesammt kaum zur Regierung kamen; oder kurz, es war die Zeit des Interregnums, welche Rudolph von Habsburg endigte, der Stifter des Erzhauses Oesterreich. Vom Anfange bis in die Mitte dieses Jahrhunderts waren zweyerley östliche Kaiser, nämlich in Constantinopel lateinische, oder aus abendländischen Häusern (z. E. Balduinus), die bey Gelegenheit der Kreuzzüge es erobert hatten; und in Asien von der aus Constantinopel vertriebnen Familie.

1) Zeit des Teutschen Kaiserthums. Die Neue.

a) Im 14ten Jahrhundert regieren Kaiser aus verschiedenen Häusern, unter andern Carl IV und Wenzel, sein Sohn, aus Böhmen. Der erste hat das Gesetz, genannt die güldne Bulle, in Teutschland gegeben; der zweyte

ward abgesetzt. Damals widersprach dem Pabste und seiner Lehre ein Haufe früher entstandener Waldenser in Italien, und Wiclef in England, aber ohne sonderliche Wirkung. Am Ende dieses, und im Anfange des folgenden Jahrhunderts, waren fast 40 Jahr hindurch 2 Gegenpäbste, einer in Rom, der andre in Avignon, gewählt von verschiednen Partheyen. Auch die Erfindung des Compasses und des Pulvers fällt in dieses Jahrhundert. Diese und einige folgende Umstände erhoben Europa nach und nach über die übrigen Welttheile.

b) Während des funfzehnten Jahrhunderts war die Buchdruckerkunst erfunden; der Seeweg nach Ostindien um Africa herum von den Portugiesen zu ihren künftigen Eroberungen; Amerika aber von den Spaniern entdeckt, und hernach zum Theil besetzt; endlich das östliche Kaiserthum mit Constantinopel gänzlich in die Hände derer Mahomedaner, die man Türken und Otschmanner nennt, gefallen. Die letzte Begebenheit gab den Flüchtlingen Gelegenheit, die Liebe Griechischer und alter Wissenschaften, die längst in vielen finstern Jahrhunderten verloschen war, im Westen Europens wieder zu erneuren. Teutsche Kaiser aber herrschten aus verschiedenen Häusern, z. E. **Siegismund.** Unter diesem ward auf dem Concil zu Costnitz, worauf die Gegenpäbste ein Ende nahmen, Johann Huß und sein College, Hieronymus von Prag, wegen Widerspruch

gegen Lehren der Römischen Kirche verbrannt. Sehr lange regierte **Friedrich III** von Oesterreich, nach welchem man bis jetzund fast immer die Kaiser aus demselben Hause erwählt hat. Dem Huß folgten in der Lehre viele Hussiten, über welche hernach Hussitenkriege entstunden, und von welchen sich die jetzige Gemeine der Böhmischen und Mährischen Brüder ableitet.

c) Das sechszehnte kann das Oesterreich-Spanische Jahrhundert heissen, weil diese beyden verwandten Häuser damals die ansehnlichsten in der Welt waren. Denn Kaiser **Maximilian I** erwarb seinem Sohne durch die Mutter die Niederlande. Dieser Sohn bekam durch die Spanische Erbinn das Recht zu Spanien, Neapolis und Sicilien, Sardinien und Amerika. Alles dieses, nebst den Oesterreichischen Landen, besaß dessen Sohn, Kaiser **Carl V**, der endlich vom Throne kurz vor seinem Tode in ein Spanisches Kloster ging, und dem Sohne alles Uebrige, nebst Mayland; dem Bruder und Kaiserlichen Nachfolger aber, **Ferdinand I**, der die Reiche Böhmen und Ungarn sich und seinem Hause erheyrathete, Oesterreich und die Kaiserliche Würde hinterließ. Ihm folgte sein Sohn, **Maximilian II**, und hernach dessen Sohn, **Rudolph II**. Unter Maximilian I, und seinem Enkel, Carl V, lehrten wider den Pabst und die Römische Kirche (anfangs aber nur wider den Ablaß,

den besonders Tetzel predigte) Luther in Sachsen, und Zwingel (wie sein später Nachfolger Calvin) in der Schweiz. Da entstunden die protestantischen Kirchen in Teutschland, und breiteten sich aus, auch über die Niederlande, Dännemark, Norwegen und Schweden, und auch an andern Orten, wo sie wieder unterdrückt wurden, oder (gleichwie an protestantischen Orten die Catholiken) noch in der Unterdrückung fortdauren. Aehnlich der reformirten Kirche ward die von ihren Gegnern sogenannte hugonottische Kirche in Frankreich, und mancherley Art der Engländischen Kirchen in Brittannien. Luther und die von ihm überredeten Fürsten wurden vom Pabste in den Bann gethan und von dem Kaiser in die Acht erklärt. Sie aber protestirten 1529, und übergaben 1530 die Augspurgische Confession. Die protestantischen Fürsten (besonders Sachsen, Hessen und Anhalt) machten zu Smalkalden einen Bund. Es kam zum Religionskriege. Der Kaiser siegte, und es ward den Protestanten ein Buch, Interim, bis ein geistlich Concilium die Sache entscheiden könnte, vorgeschrieben. Da schien der Protestantisme in Teutschland dem Untergange nahe, als Mauritius, ein Ahnherr des jetzigen Churſächsischen Hauses (der die Churstatt des jetzigen Sächsisch-Gothaischen Hauses bekommen hatte) mit Frankreichs Hülfe den Kaiser und die Catholischen Fürsten zum Religionsfrieden 1555 nöthigte. In diesem Jahrhunderte

ist auf dem letzten Concil zu Trident, welches auf das Costnitzische und Baselsche folgte, und 1563 sich endigte, die Römisch-Catholische Lehre und das damit verknüpfte Kirchenwesen von neuem festgesetzt, und ein Jeder, der ihnen widerspricht, verdammet worden.

d) Das folgende siebzehnte Jahrhundert, welches aus ähnlicher Ursache das Oesterreichisch-Französische heissen kann (weil Heinrich IV und Ludwig XIV dem Französischen Reiche das höchste Ansehn gaben) hatte die Kaiser, **Matthias**, Rudolphs Bruder, **Ferdinand II**, einen Vetter des vorigen, **Ferdinand III**, dessen Sohn, **Ferdinand IV**, dessen Sohn, und **Leopold**, Bruder des vorigen. Unter Kaiser Ferdinand II, und seinem Nachfolger dem III, war in Teutschland der 30jährige Krieg des Kaisers und der catholischen Stände gegen die protestantischen, und zwischen theilnehmenden Mächten. Ihn endigte der Westphälische Friede 1648, vermöge welches von Religionssachen in Teutschland Einer dem Andern nur auf dreyerley Art (nämlich catholisch, lutherisch und reformirt) öffentlich genug, ohne die Reichsgesetze wider sich zu haben, soll widersprechen, und eine Gemeine gestiftet werden dürfen. Doch sind hin und wieder Juden, Menoniten, und seit einiger Zeit in Ostfriesland auch Socinianer, denen man Gottesdienst verstattet. Einen kürzern Krieg wider Frankreich,

das die Niederlande angriff, endigte Leopold durch den Nimwegischen, und einen andern, nach welchem Frankreich Elsaß erhielt, durch den Ryswickischen Frieden.

e) Das jetzige Jahrhundert wird die Nachwelt vielleicht nennen das Oesterreichs-Russisch-Preussische. Kaiser hat es bisher gehabt (ausser **Leopold**) der es anfing, dessen Sohn **Joseph I**; dessen Bruder, **Carl VI**; hernach einen Churfürsten von Bayern, **Carl VII**; alsdann einen gebohrnen Herzog von Lothringen und durch Tausch Großherzog von Florenz, **Franz I**, Gemahl der **Maria Theresia**, welche in alle Länder Carls VI als Tochter folgte; und endlich die jetzige Kaiserliche Majestät, **Joseph II**, den Sohn des vorigen, Erben und Mitregenten der noch lebenden Maria Theresia. Leopold bestimmte seinem Sohne, Carl VI, die Spanische Erbschaft, an welche sein Haus, aber auch Frankreich, Recht zu haben glaubte. Darüber entstand ein Successionskrieg, den Kaiser Josephus II und Carl VI fortsetzten, bis nach Friedensverträgen zu Uetrecht und Baden ein Französischer Prinz Spanien und America behauptete; Carl VI aber die Niederlande, Mayland und die beyden Sicilien bekam. (Denn Sardinien ist zuletzt dem Hause Savoyen abgetreten). — Der zweyte Krieg entstund über die Polnische Königswahl. Frankreich und seine Bundesgenossen, unterstützten den ehmals von Schweden eingesetzten

und

und hernach abgesetzten Stanislaus, einen Schwiegervater des Französischen Königes und (welches weit wichtiger ist) einen der größten unter allen weisen und menschenfreundlichen Fürsten. Aber der Kaiser mit den Seinigen war für August II, Sächsischen Churfürsten, den eine andre Polnische Parthey gewählt hatte. Nach diesem Kriege blieb August König; Stanislaus behielt den Titel, und bekam Lothringen, welches nach dessen Tode an Frankreich gefallen ist. — Für Lothringen erhielt der vorige Besitzer, Herzog Franz, Schwiegersohn des Kaisers, und hernach selbst Kaiser, das Recht zu dem Großherzogthum Florenz, wo das regierende Haus bald darauf ausstarb. Dieses land beherrscht jetzund ein Sohn Franzens und Theresiens, des jetzigen Kaisers Bruder. Die beyden Sicilien überließ der Kaiser Carl an Carl, einen Spanischen Prinzen, der nun König in Spanien ist, und eben diese Reiche an Ferdinand, einen seiner jüngern Söhne abgetreten hat. Durch folgende Tractaten bekam Petrus, des Sicilischen und hernach Spanischen Königes Bruder, Parma und Piacenza, deren Herzogliche Linie ausgestorben, und welche eine Zeitlang Oesterreichisch gewesen waren. Dieses Petrus Sohn ist jetzund Herzog. — Doch ehe Verschiedenes von diesen Dingen in die jetzige Verfassung kam, entstand nach Carls VI Tode ein Oesterreichischer Successionskrieg. Spanien, Sardinien, Bayern, Sachsen und Preussen verlangten nach mancherley Erklärungen ihres

Rechts

Rechts, Antheil an den Oesterreichischen Landen. Aber nur Preussen hat sich in dreyen Schlesischen Kriegen, davon die beyden ersten mit dem Successionskriege zusammenhiengen, den größten Theil Schlesiens erworben. Während dieses Successionskrieges ward Carl VII Kaiser, eine kurze Zeit König in Böhmen, seiner Erbländer aber bald mehr bald weniger beraubt. Nach dessen Tode blieb sein Sohn Churfürst in Bayern. Aber Kaiser ward, noch zur Zeit des Krieges (welchen endlich der Achner Friede endigte), Franz I. — Der letzte unter den Kriegen in Teutschland ward nach und nach ein fast allgemeiner. Oesterreich, Sachsen, Rußland, Schweden, Frankreich, und das Teutsche Reich vereinigt, konnten den grossen Preussischen Friedrich, obgleich sein Glück oft wankend gewesen war, nicht kleiner machen. Sondern er behielt 1763 im Frieden zu Huberrsburg (in welchem, was Schlesien betraf, die vorigen zu Breslau und Dresden zum Grunde gelegt wurden) alle seine Länder. Nur Großbrittannien (welches aber einen Seekrieg gegen Frankreich und Spanien in allen Welttheilen führen mußte) nebst Hannover, Braunschweig und Hessen, welche darüber Viel von den Franzosen litten, waren auf Friedrichs Seite gewesen. Großbrittannien erhielt im Frieden zu Paris 1763 viele Länder in Canada und Florida, welche vormals Französisch und Spanisch gewesen waren. Nach Franzens Tode 1765 bestieg sein Sohn, Joseph II, den kaiserlichen Thron, und verspricht,

spricht, vermöge seines grossen Geistes und der patriotischen Liebe zu seinen Teutschen, dem Vaterlande die glorreichste Periode, welche dasselbe nach der jetzigen Lage der Sachen durch Sicherheit bey einem fortwährenden Frieden am zuverlässigsten erreichen wird.

m) Besonders von dem östlichen Kaiserthume.

Doch wir müssen wieder in das östliche Kaiserthum zu Constantinopel (während der Zeit der Teutschen Kaiser) zurückschauen. Dieses Kaiserthum ist nach und nach durch mancherley einfallende Völker, besonders aber durch Mahomedanische geschwächt worden. Es war nämlich 80 Jahr nach dem Anfange der Italiänischen Zeit (im Jahr 582) in Arabien zu Mecca Mahomed gebohren; welchen ein grosser (vielleicht der dritte) Theil der Menschen, als den größten und letzten Gesandten Gottes, verehrt. Zu Kaiser Carls des Grossen Zeiten in Teutschland, während des blutreichen und langwierigen Streits um die Bilder in Constantinopel, regierte daselbst die Kaiserinn Irene, die sich mit dem ersten Teutschen Kaiser gern hatte vermählen wollen. Ihre Nachfolger besassen noch Reste des Exarchats in Italien, verloren aber (auch) im Oriente) eine Provinz nach der andern, vornehmlich an Mahomedanische Califen, Sultane und Fürsten von andern Titeln. Die Constantinopelsche oder Grie-

chische und die Römische oder Lateinische Kirche waren von Alters her uneinig, unter andern auch wegen der Frage, an welchem Tage des Jahres man Ostern feyren müsse, und ob der Pabst zu Rom ein allgemeiner Weltpabst, das ist, ein Oberhaupt über alle rechtmässige Christliche Geistlichkeit sey. Nachmals entstunden auch Mishelligkeiten über Kirchengebräuche und Kirchenlehren. In jedem Jahrhunderte wurden diese Hauptkirchen unversöhnlicher, obgleich die Versöhnung von den östlichen Kaisern, auch aus politischen Ursachen, oft versucht wurde. Schon oben ist erwähnt, daß bey Gelegenheit der heiligen Kriege oder Kreuzzüge, welche das östliche Kaiserthum nicht ernsthaft unterstützen wollte, dieses Reich eine Zeitlang in zwey Theile gespalten wurde. Aber auch nach der Wiedervereinigung wurde es immer schwächer, durch mächtige Nachbaren, durch innerliche Unruhen und durch die Untüchtigkeit seiner Kaiser, welche bald höchst einfältig, bald sehr lasterhaft waren, oder (theils nach eigenen, theils nach fremden Willen) priesterlichen Grundsätzen der Regierung folgten. Im Anfange des 15ten Jahrhunderts waren die Mahomedanischen Türken, selbst in Europa, schon sehr mächtig, so daß sie auch Polen und Ungarn bekriegen konnten. Ein Epirotischer Fürst und Held, Scanderbeg, widerstand ihnen zwar einige Zeit zum Vortheile der Christen. Aber 1452 eroberte Sultan Mahomed II, als der letzte Christliche Kaiser Constantin XI regierte, Constantinopel

und

und den Rest des Reichs. Von dieser Zeit an bis jetzund folgen daselbst Türkische Kaiser. — Mahomed II zerstörte auch bald ein Christliches Asiatisches Fürstenthum am schwarzen Meere, das Trapezuntische Kaiserthum genannt. Seine Nachfolger haben an und auf dem mittelländischen Meere Vieles erobert, was sonst den Venetianern gehörte, und durch verschiedene Kriege in der Gegend der Ungarischen, Russischen und Persischen Länder bald ein Gebiet gewonnen, bald wieder verloren. Zu Kaisers Carl V Zeit belagerte Soliman II die Stadt Wien, obgleich vergeblich. Nochmal ward Wien von den Türken unter Mahomed IV vergeblich belagert, zur Zeit des Kaisers Leopold. Das Schicksal des jetzigen Türkischen Großherrn, Sultans oder Kaisers, Mustapha III, der vor den Waffen der Russischen Catharina zittert, ist noch nicht entschieden.

5) Zusätze zum Grundrisse der Universalhistorie.

a) Noch Etwas vom Jüdischen Volke.

Tab. LXXIX und LXXX.

Wenn man die Vorfahren des Jüdischen Volks von Adam an, bis an Jerusalems letzte Zerstörung durch Titus, bedenkt; so beträgt ihre Zeit etwas über 4000 Jahr. Ohngefähr in der Hälfte derselben lebte Abraham, von dem in der Bibel erzählt wird, daß er viele göttliche Offen-

barungen gehabt habe, und daß ihm also die Kennzeichen derselben bekannt gewesen seyn. Unter andern soll ihm Gott durch eine Offenbarung befohlen haben, den Sohn Isaac, statt eines Brandopfers, zu opfern. Diese Offenbarung erklärte er in dem eigentlichen Wortverstande, und trug aus Gehorsam kein Bedenken, zu diesem Menschenopfer alle Anstalt zu machen. Aber wie er den tödtenden Stahl ansetzen wollte, ward er durch eine neue Offenbarung gewarnet, die That zu vollführen; und sein bereitwilliger Gehorsam gepriesen. Diese von den Malern oft vorgestellte Geschichte findet ihr **auf dem ersten Vierthel**, Tab. LXXIX. — **Auf dem zweyten** seht ihr, die Bauart und die Pracht des Tempels, welchen ohngefähr 1000 Jahr nach Abraham König Salomo dem Jehova **bauen ließ.** Wenn ihr euch die Theile desselben von einem in diesen Geschichten erfahrnen Manne erklären laßt; so könnt ihr viele Stellen der Jüdischen und Christlichen Bibel besser verstehen. — Dieser Tempel wurde von Babyloniern zerstört, und auf Erlaubniß Persischer Könige wieder erbauet. Ohngefähr 1000 Jahr nach Salomons Zeit waren vergangen, als Jesus lebte, den die Christen Christus, oder den Messias, nennen. Er ward bekannter Maassen von den Vorstehern des Jüdischen Volks verworfen, und auf ihr Anstiften gekreuzigt. Ihr seht ihn **auf dem dritten Vierthel**, sein Kreuz zur Richtstätte tragend; eine Bedeckung von Römischen Kriegesleuten; eine Menge von Zuschauern, **davon einige neben ihm mitleidig**

weinen.

weinen. Mit diesen redet er, nach der Erzählung in der Christlichen Bibel, und bedeutet denselben, nicht über ihn, sondern über das bevorstehende Unglück Jerusalems und des Jüdischen Landes zu trauren. — Ohngefähr 40 Jahr nach seinem Tode (und, wie seine Jünger predigten, nach seiner Auferstehung) nahm der Jüdische Staat durch des Tempels und Jerusalems Zerstörung ein Ende, unter Anführung des nachmaligen Kaisers Titus. Ihr seht auf dem vierten Viertheil Jerusalems Brandstätte, worauf gefangene Juden von den Römern gemishandelt, und als Sclaven zusammengekoppelt werden.

Tab. LXXX. Ohngeachtet dieser Zerstörung blieb das Jüdische Volk ziemlich zahlreich, sowohl in dem Jüdischen, als in andern Ländern, wohin sie sich vorher zerstreuet hatten. Es kam ein falscher Messias nach dem andern, welcher sie zu Aufruhren gegen die Römer und zu wahnsinnigen Unternehmungen verführte. In diesem Zustande waren sie den Christen fast an allen Orten mehr zuwider, als den Heiden. Dadurch erwuchs gar bald ein gegenseitiger Nationalhaß, welcher zum Leidwesen der Menschenfreunde bis diese Stunde daurt. Einer der Merkwürdigen, die sich für ihren Messias ausgaben, war im Anfange des andern Jahrhunderts zu Adrians Zeiten Barchochab. In diesem Aufruhre kam um eine Menge von mehr als 500000 Juden. Ohngefähr in der Mitte des fünften Jahrhunderts wollte ein Moses in Creta die Juden weit über 100 Meilen durchs Meer

nach dem gelobten Lande führen. Da steht er in dem ersten Vierthel auf einem hohen und steilen Vorgebirge, als Messias verehrt von einer grossen Menge, davon ein Theil sich schon herabgestürzt hat, und in den Fluthen umkömmt, ausser sehr Wenigen, die von Fischern aufgefangen werden. — Doch von Zeit zu Zeit sind unter dieser Nation auch vernünftige, rechtschaffene und sehr gelehrte Männer bekannt worden. Unten andern im 12ten Jahrhundert **Moses Maimonides**, in dessen Schriften man von Gottes Vorsehung und der Vollkommenheit der Welt bis zur Verwunderung dieselben Wahrheiten findet, welche erst in unserm Jahrhunderte durch die grossen Männer, Leibnitz und Wolf, unter den Christen ausgebreitet sind. Ein eben so verehrungswürdiger Mann ist zu unsern Zeiten **Moses Mendelssohn**, dessen philosophische und critische Schriften von Juden und Christen aller Sekten mit gleich grossem Beyfalle gelesen werden. Ihr seht diesen grossen Mann **auf dem zweyten Vierthel** im Brustbilde vorgestellt. — Aber der alte Nationalhaß zwischen Christen und Juden ist bisher noch wenig vermindert. In einigen Christlichen Ländern werden Juden gar nicht geduldet, und wenn sie sich heimlich darinn aufhalten lebendig verbrannt, wie in Spanien und Portugall. Anderswo läßt man sie bald diese, bald jene sehr unangenehme Bedingungen unterschreiben, ehe man sie aufnimmt. Fast Nirgends dürfen sie Grundstücke und Ländereyen besitzen, oder solche Künste und Handwerke treiben,

wozu

wozu sie etwa Lust und Geschicklichkeit haben, sondern an den meisten Orten bleibt ihnen nur das Mittel übrig, sich durch eine eingeschränkte Art des Handels, und durch Ausleihen auf Pfänder und Zinse zu nähren, wobey es ihnen sogar durch die Landesgesetze erlaubt ist, eine so hohe Zinse zu nehmen, welche unter Christen gegen Christen durch eben diese Landesgesetze verboten ist. Dies geschicht nämlich, weil man den Juden die Mittel, auf eine redliche Art ihr Brod zu verdienen, abgeschnitten hat. Bey solchen Umständen kann der gegenseitige Nationalhaß um desto weniger aufhören, da eine den übrigen für ungleich erklärte oder unterdrückte Gemeine, vermöge der menschlichen Natur, von Zeit zu Zeit Versuche wagt, die vorgeschriebenen Gränzen der Ungleichheit zu überschreiten. In einer Teutschen Reichsstadt, in dem gegenwärtigen Menschenalter, wollten die Juden ihre Synagoge (wie denn die Christen dieses gleichfalls zu Ehren Gottes und der Religion zu thun pflegen) so aufbauen, daß sie sich von Wohnhäusern unterschiede. Dadurch entstand, wie ihr auf dem dritten Vierthel seht, gegen die Synagoge und die Juden ein Aufruhr des Pöbels, der bekannter Maassen fast allemal verursacht wird durch harte öffentliche Reden solcher Männer, die alsdann auch eines pöbelmässigen Verhaltens schuldig sind. Hier und dort seht ihr Juden gemishandelt und bedroht. Grössre Unordnung zu verhüten, mußte die Bürgerschaft ins Gewehr, und besonders die Gegend der Synagoge stark besetzen. — Ich

werde allemal nachdenkend, wenn ich an Oerter komme, wo ein durchreisender Kaufmann aus Hamburg oder Amsterdam, wegen eines an den Päßen gefoderten Judenzolles, sich so nicht nennen darf, wenn ihm etwas Vorhaut fehlet, und er die Zukunft eines Messias hofft. Seht auf dem vierten Vierthel einige Juden in Begleitung einer Schildwache über den Wall von einem Thore zum andern führen. Dieses geschicht an denen Orten, wo man ihnen Gottes Erdboden zum Wege zwar nicht versagt, aber wo es ihnen nicht erlaubt ist, die Nachtluft einzuathmen. Es würde dem Moses Mendelssohn an vielen Orten nicht besser gehen: denn er ist ein Jude. Solche Dinge muß ich dir erzählen, liebe Jugend, damit du vor einer solchen Verwunderung bewahret bleibest, die ein Zeichen der Unwissenheit und der übeln Erziehung ist.

b) Noch Etwas vom Kirchenwesen der Christen. Tab. LXXXI .... LXXXIV.

Ihr kennt aus dem Vorigen (IV. 22. c.) schon Vieles davon. Der prächtigste Gottesdienst ist in der Römischen und Griechischen Kirche. Sehet Tab. LXXXI. das Inwendige der **St. Peterskirche in Rom**, eines erstaunenswürdigen Gebäudes, wo an verschiedenen Orten Gottesdienste gehalten werden, die einander nicht hindern, und wozu das Geld vor $2\frac{1}{2}$ Jahrhunderte durch Ablaß aus ganz Europa zusammen floß. Davon nahmen Luther und Zwingel den ersten Anlaß, der

Römi-

Römischen Kirche zu widersprechen. Dasselbe Gebäude seht ihr von aussen Tab. LXXXII, zu der Zeit, da der Pabst, dessen Titel seine Heiligkeit ist, die auf dem Vorplatze versammlete erstaunliche Menge der Catholiken segnet, und hingegen alle Dissidenten oder Ketzer verflucht. Dennoch finden sich gar oft vornehme Protestanten ein, welche, mitten in der Versammlung der Cardinäle um den Pabst, diese ihre Verdammung aus Neubegierde anhören. Du kannst es sicher glauben, liebe Jugend, wenn dir so Etwas künftig umständlich erzählt wird. Die Grösse des Gebäudes und des Obelisken kannst du schliessen, aus ihrer Proportion gegen die Höhe der Menschen.

Es haben aber solche **Verdammungen zuweilen Folgen**, welche von den Verdammenden selbst nicht lange gebilliget werden. So ging es auch zu den Zeiten **Socrates in Athen**. Dieser gute Mann redete von der Gottheit nicht auf dieselbe Weise, als es in Athen rechtgläubig oder landüblich war. Er ward also als ein Gotteslängner zum Tode verurtheilt. Da seht ihr ihn Tab. LXXXIII **auf dem ersten Vierthel** ganz ruhig und menschenfreundlich im Gefängnisse, aus welchem er bey gegebener Gelegenheit, vermöge des Gehorsams gegen die Landesgesetze, nicht hatte entweichen wollen. Seine Freunde, mit denen er sich von der Unsterblichkeit der Seele und der Belohnung der Frommen unterredet hatte, stehen traurig um ihn herum. Der Gerichtsdiener reicht ihm den Becher mit Gift. Socrates nimmt ihn,

so ruhig als einen Labetrunk. Kurz nach seinem Tode aber bereueten die Athenienser das Urtheil, und setzten ihrem Weisen eine Ehrensäule. — So geht es auch unter Christen zuweilen mit den Verdammungen der Personen und Bücher. Ihr seht auf dem zweyten Viertheil eine Versammlung vornehmer Römischer Geistlichen, welche das Copernicanische System im Jahr 1616 für verdammungswürdig erkläret, und kurz nachher den berühmten Mathematiker Galiläus im Gefängnisse zwingt, auf sein Lebenlang es zu verschwören und zu verfluchen. Es liegt vor ihnen ein grosses Blatt auf dem Tische, welches den Titel hat: Systema Cosmicum Copernicanum. Dieser grosse Mann hat in seinen Worten und Schriften seinen Eid gehalten, sonst wäre er in Lebensgefahr gewesen. Aber jetzund ist keine der Christlichen Kirchen, deren grosse Mathematiker dies System nicht öffentlich als wahr erkennen dürfen. Solche Verdammungen, die auch von den Protestanten gegen ihre Dissidenten geschehen, hatten in Frankreich zur Zeit der Hugenotten besondere Wirkungen. Ich habe oben der Parisischen Bluthochzeit unter dem Könige Carl IX erwähnet. Auf der zweyten Hälfte seht ihr sie vorgestellet. Ihr seht einen Theil des Louvres. Aus dem Fenster geschehen Schüsse nach Hugenotten, die sich durch Schwimmen, und auf andre Art, über die Seine retten wollen. Da ist ein Hugenott aus dem Fenster seines eigenen Hauses aufgehängt. Anderswo wirft man Todte und Lebendige aus dem öber-

sten Stockwerke. Dort suchen bewaffnete Catholiken einzudringen. Das weibliche Geschlecht wird auf barbarische Art gemishandelt. Die Parisischen Gassen sind mit Leichen besäet. Das war der 24ste August 1572, wo in Paris 10000, und kurz darauf im Reiche 70000 unbewaffnete, aber wegen ihres Glaubens von der catholischen Geistlichkeit verdammte, Menschen umkamen. Aber nun lebt fast kein Catholik von einigem Nachdenken, der diese That nicht misbilligen sollte, wenn er gleich gelindere, z. E. protestantische Verfolgungen billigt, welche allesammt in der Meynung, daß man durch Gesetze und ungleiche Freyheit die Ausbreitung der Religions-Irrthümer hindern dürfe, ihren Grund haben, und doch, wie die Erfahrung zeigt, so kräftig nicht sind, als die Spanische Inquisition. Doch wir wollen dieses Bild bald verlassen.

Es ist Tab. LXXXIV. auf dem ersten Viertbel vorgestellt ein Theil einer Lutherischen Kirche in Dresden. Da sitzt ein Prediger in seinem Beichtstuhle, dessen Fenster der Maler mit Fleiß offen gelassen hat, damit man hineinsehen könne. Er vergiebt dem Beicht-Sohne in Gottes Namen die Sünde, und legt die Hand aufs Haupt. Dieser aber hält die eine Hand halb und halb geschlossen; denn er hat das Beichtgeld darinn, welches er unmittelbar nach der Absolution beym Handgeben dem Beichtvater zuwenden will, und welches ihm während der Andacht, wenn er es auf andre Art in der Hand hielte, leicht herausfallen

und

und einen unanständigen Klang geben könnte. Nicht weit davon in derselben Kirche wird ein Kind getauft. Die Pathen beantworten alle Fragen von dem, was das Kind nach der Lehre der Lutheraner schon glaubt, mit einem Ja, auch daß es getauft seyn wolle, weil das Kind selbst kein Ja aussprechen kann. Diese vorgestellte Taufe geschah vor 1590, da unter dem Schutze des Canzler Crells (eines Cryptocalvinisten, der aber auch hernach geköpft wurde) bey vielen Sächsischen Geistlichen, der Exorcismus abgeschafft war. Es besteht aber der Exorcismus bey der Taufe eines Kindes, nach Catholischem und Lutherischem Gebrauche, in folgenden an irgend einen unreinen Geist gerichteten Worten des Täufers: Ich beschwöre dich, du unreiner Geist, daß du ausfahrest aus diesem Diener Christi! Es waren aber nicht alle Sächsischen Geistlichen der Meynung, daß dieser Gebrauch nicht gut wäre. Derselben Meynung war auch ein Fleischer, der Vater dieses Kindes. Er wurde aus Besorgniß dessen, was seinem Kinde durch Weglassung des Exorcismus fehlen würde, vermuthlich seiner Vernunft beraubt. Denn er eilet, wie das Bild zeiget, herbey, und hat ein Beil unter dem Rocke, womit er zum grossen Schrecken Aller, die in der Kirche sind, dem Prediger, wenn er den Exorcismus weglassen wollte, den Kopf einzuhauen droht. Alle solche für dich merkwürdige Geschichte, liebe Jugend, schreibe ich aus Büchern und Nachrichten, die keinem Zweifel unterworfen sind. — Auf

dem

dem zweyten Vierthel könnt ihr sehen, wie bey einigen Lutheranern, z. E. in Leipzig, die Gottesdienstliche Mahlzeit gehalten wird, welche man das heilige Abendmahl nennt. Da zur Linken sind die Communicanten, welche nach der Lehre der Lutheraner in den Oblaten den Leib Christi, und hernach auf der andern Seite in dem Weine das Blut Christi nehmen. Da seht ihr die Knaben, welche ein Tuch unter halten. Dort winkt oder sagt der Küster, um alle Unordnung zu verhüten, nach dem Range, wie ein Jeder vortreten dürfe. Für diese Bemühung und Untersuchung des Ranges bekömmt er beym Weggehen von Jedem, ausser den Armen, die keinen Rang haben, ein Geschenk, welches sie bey der Handlung entweder in der Hand halten, oder doch so in der Tasche verwahren müssen, daß sich das Bestimmte leicht finden läßt. — Auf der letzten Hälfte ist eine Procession der Römischcatholischen Christen. Dort unter dem Baldachin geht der Bischof mit dem Venerabile oder der Hostie, welche vor der Einsegnung Brod war, aber nach der Lehre dieser Kirche Jesus geworden ist, und also angebetet werden muß. Unter dem grossen Haufen von Zuschauern seht ihr einen Menschen, der sich vergebens wehrt, da man ihm mit Gewalt den Hut abnehmen will. Das ist ein Protestant von dieser besondern Art, daß er glaubt, es sey ihm vergönnt, sich in diese Versammlung zu wagen; aber es sey eine Abgötterey, wenn er mit entblößtem Haupte, oder bey

dem

dem Knien der Andern kniend, ein Zuschauer dieses Gottesdienstes seyn würde.

c) Noch Etwas von den verschiedenen Völkern.

Die ersten Beförderer der Sternkenntniß und anderer Wissenschaften waren die Chaldäer (oder Babylonier) und Egyptier. — Die größte Handlung haben in sehr alten Zeiten getrieben (wie jetzund die Britten und Holländer) die Phönicier und Carthaginenser, die hin und wieder Comtoirs und Colonien hatten. — Die Araber sind fast alle Abrahams Nachkommen. Aus ihnen war Mahomed, dessen Nachfolger im Priesterthume und Regimente Caliphen hiessen. Sie sind aber aus verschiedenen Familien auf einander gefolgt: 1) Mahomeds Haus; 2) Ammajaden; 3) Abasiden. Die Residenz der letzten war Bagdad. Aber ihre Generale wurden Fürsten oder Sultane, und sie blieben fast nichts, als Oberpriester. Zuletzt wurden sie auch aus dieser Stadt vertrieben, und flüchteten nach Egypten, wo auch Mahomedaner herrschten, und wo man ihre Nachkommen fast 300 Jahr als Caliphen verehrte. — Diejenigen, durch welche die Caliphen aus ihren Besitzthümern verdrungen wurden, waren Türkischer Nation, welche später als die Arabische, Mahomedanisch geworden war. Diese Nation hat grosse Reiche gestiftet, z. E. 1) das Reich in Gasna, u. s. w. 2) das Seldschukische

schukische Reich, welches abermal in verschiedene Sultanschaften vertheilt wurde, z. E. in Aleppo, Damascus. Einer von solchen Sultanen war Osmann, dessen Nachkommen von Zeit zu Zeit mächtiger wurden, und nun auf dem Kaiserlichen Throne zu Constantinopel sind. — Noch sind unter den orientalischen Völkern sehr merkwürdig die Mogoln oder die Calmucken. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts wurden sie unter Dschinkis-Chan und seinen Nachfolgern so mächtig, daß sie mit 1½ Million Menschen gegen alle Völker von China bis Schlesien in Bewegung waren. Dies grosse Reich wurde bald wieder zertheilt. Aber Timur-Beck ward von neuem sehr mächtig am Ende des 14ten Jahrhunderts, und bekam den Osmannischen Sultan Bajazed gefangen. Seine Nachkommen verloren wieder das Meiste; doch der Indianische Grosse Mogol ist noch aus diesem Hause. — Die Chineser rühmen sich eines ausserordentlich langen Alters, (gleichwie ehmals auch die Chaldäer und Egyptier). Die Meisten unter ihnen verehren den Himmel, oder Gott, nach den Lehren eines Confucius, der 450 Jahr vor Christo gelebt hat. Jetzund ist das Kaiserliche Haus Tatarisches Ursprunges aus dem Hause Mandschu. Der zweyte Kaiser vor dem jetzigen gab den catholischen Christen Religionsfreyheit. Sein Nachfolger aber widerrief die Freyheit, und verfolgte die Christen. Der jetzige Kaiser, sagt man, ist wieder geneigt, ihnen Freyheit zu geben. Für sich selbst können die Chineser keine

Ver-

geltung erwarten; denn sie pflegen nicht ausser Landes zu reisen. Man sieht aber daraus, daß in China keine Kaiser-Gesetze sind, die den Kaiser verbinden, alle Einwohner des Landes zu einer einzigen theurbeschwornen Religion anzuhalten. Genug von den Chinesern. — Eins von denen Völkern, deren Sprache und Nachkommenschaft sich am weitesten ausgebreitet hat, ist das Volk der **Slaven.** Von ihm stammen 1) die **Slovaken** in Ungarn; 2) die **Winden** in Steyermark, Cärnthen, Crain und dem Friaul; 3) die **Wenden,** welche vormals von der Elbe bis an die Weichsel wohnten, und in Obotriten und Pommern, Ukern, Sorben und Lusitzer eingetheilt wurden; 4) die **Böhmen** und **Mähren,** die Schlesier, **Polen** und **Russen;** 5) die Illyrischen Slaven, dazu gehören diejenigen, die sich in Dalmatien, Sclavonien, Croatien, Servien und Bosnien niedergelassen haben. Auch Viele in Bulgarien sollen dieser Abkunft seyn, aber ihre Sprache ist sehr verschieden. — **Normannen** hiessen vor Zeiten alle diejenigen, welche Dännemark, Norwegen und Schweden bewohnten. Zu ihnen gehörten die Wäringer, welche auf der Ostsee herum schwärmten, und von denen in alten Zeiten ein Staat in Rußland, ein andrer in Lithauen, und noch ein andrer in Kiow errichtet wurde. Rollo, ein Normann, stiftete das Herzogthum Normandie in Frankreich. Andre Normänner setzten sich in dem untern Italien fest, und stifteten das Königreich Neapel. — Die

alten

alten Griechen und Römer, ehe ihnen die Einwohner der nördlichen Länder recht bekannt wurden, nannten sie allesammt Scythen, und wenn sie weiter westlich wohnten, Celten, so daß Germanier, oder Teutsche, und Gallier (die in Frankreich wohnten) vor Zeiten auch Celten genannt wurden. Der Celten Lehrer, Priester und Dichter, waren die Druiden und Barden, gleichwie bey den Persern die Magier, und bey den Indianern die Braminen. (*)

(*) Von den hier erwähnten Umständen der Araber, Türken und Mogoln, ist mir Nichts bekannt, als die angeführten Namen. Weil aber ein in der Geschichte sehr kundiger und verdienstvoller Mann, Herr Schlözer, *in der Vorstellung seiner Universalhistorie* die Geschichte dieser Völker in Ansehung der gemeinnützigen Erkenntniss eben so hoch schätzt, als der alten Völker, deren Revolutionen in unsern abendländischen Handbüchern der Universalhistorie Platz fanden; so vermuthe ich, dass man jetzund erweislich zuverlässige Nachrichten von den Thaten und Schicksalen dieser Völker habe, und dass lehrreiche Geschichtbücher davon zum Besten unsrer Zeiten und Gegenden geschrieben werden können. Und eben darum habe ich diese vorgängige Namenerkenntniss nicht weglassen wollen. Sollen aber solche bisher verborgne Geschichte lehrreich seyn; so müssen sie uns mehr politische, moralische oder kunstbefördernde Einsicht geben, als wir aus den Geschichten der bey uns bekanntern Völker erlangen können. Denn sonst muss ich zum Besten unserer mit historischer Erkenntniss überladenen Zeit wünschen, dass solche Geschichte unbekannt bleiben, damit das Gedächtniss unsrer studirenden Jugend nicht irgend einmal belastigt werde, mit

einer Reihe Chovaresmischer, Seldschuckischer und Gasnischer Potentaten, und dafs wir keinen *Kurultai*, so wie den Reichstag zu Regenspurg, und keinen *Ilidschuzai*, wie den Mecänas, in unsern Schulen bekannt zu machen verpflichtet werden. Was hilfts, einerley Art von Völkerbegebenheiten mit Griechischen, Römischen, Brittischen, Französischen, Teutschen, Arabischen, Türkischen, Mogolschen und Chinesischen Namen, den Lesern vorzutragen, die nicht blofs die Namenkenntnifs erweitern wollen? Ich habe neulich ein ziemlich starkes Handbuch der Chinesischen Geschichte durchgeblättert, aber (wenn ich die fremden und uns schweren Namen der Völker, Familien, Personen, Oerter, Zeitperioden und andrer Sachen abrechne) keine, oder sehr wenig solche Realität gefunden, die man nicht auch aus der bisher bey uns bekannten alten Historie, und aus den Begebenheiten der Franzosen, Britten und Teutschen lernen könnte. Wenigstens kann man die dortigen Realitäten von neuer Art auf einige Blatter bringen. Ein solcher Zuwachs der Studien ist schädlicher, als die Erweiterer derselben denken. Denn da man von den Geschichten Gewifsheit verlangt; so wird nun ein neues critisches Studium von der Zuverläfsigkeit der Quellen anwachsen. Alsdann wird ein Critikus von dem andern mehr Kenntnifs der Mythologie, der Alterthümer und der Sprachen dieser Völker verlangen. Alsdann sind wir in Gefahr, auf hohen Schulen Professores der Turkumannischen, Mogolschen und Chinesischen Litteratur für nöthig zu halten, u. s. w. Wüfste ich die Magellanische Sprache; fande ich einen Livius oder Hume der Magellanischen Geschichte; wüfste ich aber, dafs nur zehn Blatter voll solcher Realitäten darinn wären, mit welchen wir nicht schon zum Ueberflusse versorgt sind; so würde ich den

Inhalt der zehn Blätter so vortragen, dass man ihn ohne gründliche Kenntniss der Magellanischen Geschichte und Sprache verstehen konnte; aber durch Uebersetzung und Anpreisung dieses Buchs die Magellanische Geschichte nicht universalhistorisch machen; wenn auch diess Volk in vielen alten Jahrhunderten über das ganze südliche Amerika geherrscht hätte, und darinnen den Römern zu vergleichen wäre. Dieses ist meine Denkart, weil ich glaube, dass, wenn unsre Zeit durch Wissenschaften verbessert werden soll, *nicht viele* Dinge, die nur unwichtige Unterschiede haben, sondern *wenige Dinge*, durch deren Verbindung die gemeinnützige Erkenntniss wirklich vergrössert wird, *oft* gelesen, *oft* überdacht und *oft* zu unsrer Verbesserung angewendet werden müssen. Sonst verstudiren wir alle Kraft und Zeit zur Verbesserung unsers Verstandes und Herzens.

6) Etwas aus der Mythologie oder Fabellehre.

a) Von mythologischen Gottheiten und Geschichten.

An Kinderfreunde.

Ich beschwöre euch bey der Wichtigkeit der gesunden Vernunft und der Religion eurer Kinder, dass ihr, ehe der wahre Glaube an Gott in dem Verstande und Herzen recht eingewurzelt ist, den Namen *Götter* vermeidet, und nichts Gott nennet, was nicht Gott ist; folglich der mythologischen Erkenntniss mit keiner Sylbe erwähnet; sondern dass ihr, wenn zufalliger Weise etwas von dem Kriegesgotte Mars, oder von dem Meergotte Neptun (u. s. w.)

vorkömmt, alles als dummes Geschwätz (welches von unwissenden Menschen seinen Ursprung hat, und wovon ihr künftig erst das Nöthige sagen wollet) in die Vergessenheit zurück werfet. Ein Menschenfreund muss sogar wünschen, dass keine Mythologie sey, und dass ihre Erkenntniss aufhöre, wegen der alten in gewisser Betrachtung guten Bücher und Künste, den Wohlerzognen nothwendig zu bleiben. Im Ganzen verliert das jetzt lebende Menschengeschlecht und die Nachwelt durch das Daseyn der Mythologie unter der Zahl der den gesitteten Ständen für nöthig gehaltenen Wissenschaften, oder dadurch, dass sie durch den Eigensinn der jetzigen Bücherschreiber, und der für das Publicum arbeitenden Künstler nöthig ist. O, wenn nur Dichter und Künstler Mythologie lernten, um nach Mustern, welche sie ohne Mythologie nicht beschauen können, für die Nachwelt solche Arbeiten zu machen, die auch ohne Hülfe mythologischer Erkenntniss belehrten, unschuldiger Weise ergötzten, und die Kunst unterhielten und verbesserten! Das wäre unschädlich. Nun aber muss ein philosophischer Menschenfreund die an sich verachtungswürdige Mythologie selbst lernen, als eine Schulwissenschaft dulden, und (als ein minderes Uebel) sogar anpreisen, ob er gleich weiss, wie (ausser in Absicht auf das Verständniss guter Bücher und Kunstwerke) unnütz, zeitverderbend, und (wenn nicht Vorsichtigkeit gebraucht wird) wie schädlich und verführend diese Schulwissenschaft sey. Bey solchen Gedanken von der Mythologie habe ich mir nicht grosse Mühe gegeben, die ächtern oder unächtern mythologischen Vorstellungen (z. E. ob man dies oder das so oder anders abgebildet habe, ob diese oder jene Namen einerley bedeuten) zu unterscheiden. Mancher Primaner mag dieses oder jenes in der Mythologie besser wissen als ich. Beym Behandeln dieser folgenden my-

thologiſchen Abſätze wird eine Sammlung mythologiſcher Kupfertafeln groſſe Dienſte thun. Denn das Auge hat ein ſcharfer Gedachtniſs, als das Ohr. Aber damit nicht zu früh und zu oft gefragt würde; habe ich ſolche Bilder dem Elementarwerke nicht beyfügen wollen.

Die alten Egypter, Griechen und Römer glaubten, die Natur würde in Ordnung gehalten durch eine groſſe Anzahl übermenſchlicher Weſen, welche ſie **Obergötter, Untergötter und Halbgötter** von beyden Geſchlechtern nannten. Wir wollen ſo davon reden, als wenn die Erdichtungen wahr wären. Der **Wohnſitz** dieſer Götzen iſt der überirdiſche Himmel, das Meer, die Erde, und die unterirdiſche Gegend. Aber da ſind ſie nicht immer; ſondern können mit einer erſtaunlichen Geſchwindigkeit bald hier bald dort ſeyn, in mancherley und zwar in ſolchen Geſtalten, daß ſie auch **mit Menſchen Kinder zeugen**, und von menſchlichen Waffen **verwundet werden** können. Mehr als an andern Orten, halten ſie ſich auf, oder wirken in ihren Tempeln, bey ihren Bildſäulen, oder da, wo man ſie durch Gebet und Opfer verehret. Wenige unter ihnen ſind **bösartig**, müſſen aber, auch wohl durch **Menſchenopfer**, beſänftigt werden, damit ſie nicht ſchaden. Der Himmel, die Sonne, der Mond, jedes Geſtirn, jeder Wind; das Meer und jeder Fluß; die Berge und jeder Berg; die Wälder, jeder Wald und jeder Baum; die ganze Erde, und jedes Land, und jede Stadt, und jede Familie, und jedes Haus, und jede Perſon;

son; jeder Umstand des Menschen, die Zeugung, die Schwangerschaft, die Geburt, die Jugend, die Ehe, das Schicksal, das Leben und der Tod; jeder Stand und jedes Gewerbe haben ihre besondere Schutz-Gottheiten, entweder allein oder in Gesellschaft mit andern Gottheiten. In die Zahl dieser Gottheiten werden aufgenommen nach ihrem Tode die verdienstvollen Menschen, besonders von göttlichem Geblüte. Auch kann ein Mensch schon bey seinem Leben ohne sein eigen Wissen ein Gott seyn, indem nämlich die Kraft, die ihm hernach ertheilt werden soll, jetzund in seinem Namen schon wirket. Diese Götter, welche allesammt Ambrosia essen und Nectar trinken, verhalten sich unter einander wie Herren und Diener, sie sind mehr oder weniger freundschaftlich, oft im Streite, voll menschlicher Leidenschaften, der Furcht und Hoffnung, der Freude und Traurigkeit, der Liebe und des Hasses. Sie besitzen die Kraft der Verwandlung der Menschen in Thiere und in leblose Wesen, der Bildsäulen in lebendige Menschen, u. s. w. Diesen Göttern sind gewisse Thiere und Bäume heilig, für welche sie entweder besondre Sorge tragen, oder deren sie sich zu ihren Verrichtungen zu bedienen pflegen. Man muß aber nicht denken, daß die ganze Mythologie, so wie ich sie beschreiben werde, und zwar nach dem Wortverstande von irgend einem heidnischen Volke geglaubt sey, oder zu seiner Religion gehört habe. Ein Theil davon hatten Dichter, ohne die Absicht geglaubt zu werden, mit

Fleiß erdichtet (wie Milton und Klopstock ihre Teufel). Etwas davon war anfangs eine bildliche Lehre dessen, was man, als zur Religion gehörig, lehren wollte. Die erste Bedeutung aber ward nach und nach verändert oder verkannt; aber die Worte und Gebräuche blieben, als überlieferte Religionssachen und Geheimnisse, die man, ohne ihre Bedeutung zu wissen, für wahr erkennen und mitmachen müßte, weil eine solche Unterwerfung der Vernunft unter den landüblichen Glauben den Göttern gefiele. Da viele Götter, mit Wissen des Volks, anfangs Menschen gewesen waren; so konnte man gar wohl glauben, daß ihre Verehrung zum Theil in solchen Handlungen bestünde, die das Andenken ihrer menschlichen Thaten und Schicksale verewigen könnten. Wenn die Prinzessinnen und Fürsten zu Falle kamen; so war es ja nichts Unmögliches (bey dem Glauben an solche Götter), daß Götter Schuld daran waren. Man breitete also solche Gerüchte aus. Und hernach hatten die Poeten an denselben Gegenstände, die sie ausbilden und verschönern konnten. Zuweilen wurden also die Glaubensartikel durch absichtvolle Veranstaltung der Regenten, mit Hülfe der Priester, und hernach sogar durch Dichter vermehrt, wie auch wohl unter Christen (wobey ein Jeder sich nur die ketzerischen Christen denken darf) geschehen ist. Daher ist es unerforschlich, wie viel von der Mythologie, und in welcher Bedeutung, zur öffentlichen Religion in Egypten, Griechenland und Rom gehörte. Dieses ist aber wohl

gewiß, daß diejenigen, die unter dem Namen Jupiter einen unerschaffnen, ungebohrnen, ewigen, allwissenden und gütigen Vater der Götter und Menschen, einen König und Herrn des Himmels und der Erden verstanden, alle Erdichtungen von Jupiter, die dawider stritten, entweder figürlich, oder von andern Göttern auslegten, die nur denselben Namen führten, aber nicht jener grosse Jupiter waren. Hier will ich noch hinzusetzen, daß die Wahrsagerkunst ein grosser Theil des heidnischen Gottesdienstes gewesen ist. Es ward nämlich geglaubt, daß die Götter an gewissen Orten, oder durch den Flug und das Geschrey gewisser Vögel, oder durch die Beschaffenheit der Eingeweide in den Opferthieren, oder auf andre Art, künftige Dinge durch solche Zeichen anzeigten, welche nur die Priester und Wahrsager erklären könnten.

Nun zur Beschreibung der einzelnen Gottheiten! Einer von den Jupitern (denn es waren ihrer viel) ist der allmächtige König und Vater der Götter und Menschen, der unmittelbar den Himmel regiert und donnert. Donnernd oder mit einem Adler wird er vorgestellt. Juno, seine eifersüchtige Gemahlinn, erscheint majestätisch als eine Matrone mit einem Zepter oder Spiesse, und fast allemal mit ihren Pfauen; von 12 Nymphen, oder wenigstens von ihrer getreuesten Iris, bedient. Sie ist die vornehmste Göttinn der Damen in allen Angelegenheiten. Dieser (oder ein andrer Jupiter) war Vater des Hercules durch Alcmene, die er in der Gestalt ihres Gemahls betrog; des Perseus durch Danae,

die

die er in Gestalt eines göldnen Regens befruchtete. Solche Verwandlungen Jupiters geschahen viele. Er ward ein Stier, die geliebte Europa über den Hellespont zu bringen; ein Adler, um den geliebten Ganymed, der sein Mundschenk werden sollte, zu entführen; vermuthlich wieder ein Stier, um der Jo zu geniessen, die er in eine Kuh verwandelt hatte, und die hernach auf der Juno Befehl von dem hundertäugichten Argus bewacht ward, bis Merkurs Flöte sie einschläferte; er ward ein Schwan, damit die Leda Eyer legen möchte, woraus Castor und Pollux wurden; er ward die Gestalt der Diana, um Calliſto zu betrügen, welche von Juno in eine Bärinn verwandelt, und von ihrem Sohne Arcas erschossen ward.

Nach dem Jupiter und der Juno will ich einige der andern Götter nennen. Saturn, der Gott der Zeit, Jupiters Vater, (vorgestellt als ein alter Mann mit einer Sense) wußte, daß seine Kinder ihn vom Throne stürzen würden. Daher wollte er sie alle bey der Geburt auffressen. Aber seine Gemahlinn Rhea oder Cybele (vorgestellt mit einer thurmvollen Krone auf einem von Löwen gezognen Wagen) gab ihm Steine zu verschlingen, die er von Kindern nicht unterschied. Also wurden seine Söhne, Jupiter, Neptunus und Pluto, gerettet. Verjagt vom Jupiter, entfloh er nach Italien, und herrschte daselbst in der göldnen Zeit, wo noch keine Laster und keine Uebel waren.

Jupiter ließ seinem Bruder Neptun die Herrschaft des Meers, und die Sorge für das Erd-

beben. Er, Neptun, wird vorgestellt nackt, bärtig, einen Dreyzack in der Hand. Er fährt durch die Fluthen auf einem mit Meerpferden bespannten Wagen, begleitet von unterworfnen Seegottheiten, z. E. Nereus, Glaucus, und seinem Trompeter Triton. Seine Gemahlinn Amphitrite hat zuweilen oben die Gestalt eines Weibes, und unten eines Fisches. Dieser gute Neptun ließ die Insel Delos entstehn, damit Latona, die vom Jupiter mit Apollo und Diana schwanger ging, und von Juno allenthalben verfolgt wurde, irgendwo in Sicherheit gebähren könnte.

Doch wir wollen zuvor Etwas von den Nymphen, oder den Halbgöttinnen, sagen, welche in schöner jugendlicher Gestalt vorgestellt werden. Es giebt Himmelsnymphen, z. E. die Iris; Meernymphen, Nereiden; Flußnymphen, Potamiden; Teichnymphen, Limnaden; und Quellnymphen, Najaden: ferner Bergnymphen, Oreaden; Thalnymphen, Napeen; und Waldnymphen, Dryaden; endlich auch Baumnymphen, Hamadryaden, deren Schicksal von des Baumes Schicksal abhängt.

Nymphenartig sind auch die 9 Musen, oder Pierinnen, die für die schönen Künste und Wissenschaften sorgen. 1) Uranie, für die Himmelskunde; 2) Calliope, für das Heldengedicht; 3) Melpomene, für die Tragödie; 4) Thalie, für die Comödie; 5) Polyhymnie, für die Ode; 6) Erato, für die Liebesdichter; 7) Clio, für die Geschichte; 8) Eurerpe, für die Musik; 9)

Terpsi-

Terpsichore, für den Tanz. Ihr Vorsteher und Lehrer war Apollo, auf dem Berge Parnassus, oder Helicon. Daraus kam die Quelle Hippocrene, welche Pegasus, ein geflügelt Pferd, geöffnet hat.

An diesem Berge war auch der Castalische begeisternde Brunnen und Apolls Delphisches Orakel. Den Ausspruch that die Priesterinn Pythia auf folgende Art: Erst heiligte sie sich; dann ward sie über einer Höhle, auf einem Dreyfusse, durch einen aufsteigenden Dampf begeistert, oder wie rasend, und brachte zuweilen einige Worte hervor, welche die Priester zusammensetzten, erklärten und in Verse brachten. Aber mit Jupiters Orakel zu Dodone ging es auf andre Art zu. Es waren Kessel von verschiedenem Klange, in freyer Luft nahe bey einer Bildsäule aufgehängt, welche einen vom Winde beweglichen Stock in der Hand hielt, so daß derselbe oft an die schwankenden Kessel schlug. Dieser Schall ward von den Priestern erklärt; und dann war es Jupiters Ausspruch.

Aber noch Etwas von dem Apollo. Er war nicht nur über die Wissenschaften, sondern regierte auch die Sonne. Er hieß auch oft Titan und Phöbus. Vorgestellt wird er als ein schöner Jüngling mit einer Leyer; auch wohl mit Bogen und Pfeilen, oder mit einem strahlenden Haupte. Eine Zeitlang war er Admetens Hirt, als ein aus dem Himmel Verbannter, und zwar aus folgender Ursache. Er hatte einen Sohn, Aesculap,

den

den Gott der Aerzte, den man mit einem Stabe, um den sich eine Schlange windet, vorzustellen pflegt. Dieser heilte so viele Menschen, daß Pluto, der Gott der Verstorbnen, sich bey seinem Bruder Jupiter darüber beschwerte. Also wurde Aesculap vom Jupiter durch Donnerkeile getödtet, welche unter Anführung Vulcans, des Gottes der Schmiede, die ungeheuren Cyclopen, zu deren Zahl auch Polyphem gehörte, unter dem Berge Aetna zu schmieden pflegte. Diese Cyclopen tödtete Apoll, um seines Sohnes Tod an ihnen zu rächen. Dies war Ursache seiner Verbannung. — Wegen des Vorzuges in seiner Kunst verstund Apoll eben so wenig Scherz, als die menschlichen Dichter und Tonkünstler. Einst hatte er einen Wettstreit gegen Marsyas auf der Leyer, mit Bedingung, der Ueberwundne sollte alles leiden, was dem Sieger beliebte. Apollo siegte, und schund den Marsyas lebendig. Aus ähnlicher Güte bekam Midas Eselsohren, weil er Pans Musik der Musik Apolls vorgezogen hatte. Derselbe Midas erhielt einmal von Bacchus auf sein Gebet die Gnade, daß alles, was er anrührte, Gold würde. Er mußte aber dieser Gnade durch ein neues Gebet bald wieder loszuwerden suchen. — Apolls Schwester, Diana, Göttinn der Jagd und des Mondes, wird als eine schöne Jägerinn gemalt; folglich selten ohne Hund. Eine keusche Jungfrau blieb sie immer. Aber den schönen Endymion mochte

sie

sie doch gern schlafen sehen, u. s. w. — Aurore, die Morgenröthe, sitzt auf einem Wagen mit einem langen, aber zurückfliegenden Schleyer.

Hier wollen wir eine Geschichte Vulcans, des Schmiedegottes, mitnehmen. Juno hatte ein Ungewitter erregt, um den Hercules, den Bastard ihres Gemahls, zu tödten. Solches Zeug war sie gewohnt zu machen. Dem Jupiter riß die Geduld. Er hing seine Juno bey den Beinen auf, zwischen Himmel und Erde. Vulcan wollte seiner Mutter zu Hülfe kommen. Aber Jupiter nahm ihn bey den Beinen und schmiß ihn aus dem Himmel, daß er einen ganzen Tag durch die Lüfte und endlich auf die Insel Lemnos fiel. Von diesem Falle hinkt Vulcan. Doch kam er wieder in Gnaden, und vermählte sich mit Venus. Diese aber buhlte mit dem Mars, dem Kriegsgotte. Der Herr Gemahl ertappte sie, und umschnürte beyde mit einem sehr künstlichen diamantnen Netze, um von seiner Zahnreyschaft alle Götter überzeugen zu können.

Diese Venus, oder Göttinn der Liebe, war auf sonderbare Art aus fruchtbarem Meerschaume entstanden. Sie wird allezeit als die größte Schönheit, zuweilen aus einer Muschelschaale ans Land steigend, vorgestellt; zuweilen sitzend auf einem Delphin, oder auf einem mit Tauben, Sperlingen oder Schwanen bespannten Wagen. Oft sieht man bey ihr 3 Grazien, oder Göttinnen des Reizes, die sich schwester-

lich

lich an einander halten, oder auch den kleinen Amor oder Cupido, ihren Sohn, einen schönen und schalkhaften Knaben mit Bogen und Köcher. Er ist zuweilen mit einer Binde geblendet. Aber Hymen, der Gott der Ehe, wird vorgestellt, als ein junger Knabe, mit einem Blumenkranze auf dem Haupte, in der Rechten eine Fackel, in der Linken einen Schleyer. Einer von den Lieblingen der Venus war Adonis, dessen Tod (durch ein wild Schwein) sie herzlich bedaurte. Daher verwandelte sie ihn in eine Anemone. Der Gürtel der Venus hat alle mögliche Annehmlichkeiten, die man sich nur erdenken kann; das Scherzen, das Lachen, das Gekitzel, u. s. w.

Mars war der Gott des Krieges. Man kann also leicht denken, daß er bewaffnet, behelmt, bepanzert, mit Spieß und Schild vorgestellt wird. Seine Schwester Bellone läuft zuweilen furienmässig, mit fliegenden Haaren, eine Peitsche und Fackel in den Händen, vor seinem Wagen. In der Belagerung von Troja, wollte er sich persönlich wagen, ward aber von Diomedes, einem Griechen, verwundet, und schrie so entsetzlich, wie viele 1000 Mann zusammen. Minerva oder Pallas ist zugleich Göttinn der Weisheit und des Krieges. Sie kam ganz bewaffnet aus dem Gehirne des Jupiters. Denn der hatte ihre schwangere Mutter verschluckt und schlimme Kopfschmerzen bekommen. Vulcan half dem obersten Gotte durch

einen

einen Hieb in die Stirne. Da kam Minerva heraus. Sie wird vorgestellt bewaffnet, einen Schild mit dem Medusenhaupte habend, auf dem Helme ein Käutzlein, u. s. w.

Die Ceres, Göttinn des Ackerbaues, stellt man vor als eine wohlbeleibte Frau, gekrönt mit Aehren, einen Zweig mit Mohnsaamen in der Hand; oder man giebt ihr 2 Kinder auf den Schooß, die Hörner des Ueberflusses haben; oder man setzt sie auf einen mit Drachen bespannten Wagen, in der Hand eine Fackel, ihre Tochter Proserpina zu suchen, die der häßliche Gott der Verstorbnen, Pluto, welchen keine Göttinn haben wollte, entführt hatte.

In Plutons Reich, welches unterirdisch ist, kommen die Seelen oder Schatten, wenn die letzte der 3 Parcen den Lebensfaden, welchen die erste anfieng und die zweyte fortspann, abgeschnitten hat. Aber 3 unterirdische Richter, Minos, Aeacus und Rhadamanthus, müssen erst das Urtheil fällen, daß der alte Charon sie über den Fluß Acheron hinüber fahren darf. Sonst müssen sie (ich weis nicht, wie lange?) herumirren und Larven oder Gespenster seyn. Da ist auch der Fluß Lethe oder der Vergessenheit, und der Styx, bey dem selbst Jupiter nicht falsch schwören darf. Am Ufer desselben bewahrt der dreyköpfichte Höllenhund Cerberus, dessen Haare Schlangen sind, den Eingang zu Plutons Residenz. Aber Hercules wußte ihn anzuketten, Orpheus konnte ihn durch seine

Leyer,

Geyer, und Theseus durch einen Kuchen einschläfern. Orpheus bekam sogar Erlaubniß, seine geliebte verstorbne Eurydice wieder ans Tageslicht zu bringen, wenn er sich vor dem Ausgange nicht nach ihr umsehen würde. Aber er sah sich um; und sie mußte auf ewig da bleiben. An den schlimmern Orten des unterirdischen Reiches giebt es viele schreckliche Dinge, z. E. 1) Furien, die häßlichsten Weibsbilder, die mit Schlangen peitschen. 2) Chimären, mit einem feuerspeyenden Löwenkopfe, Drachenschwanze und Ziegenbauche. 3) Harpyen, mit Weibergesichtern, aber mit Leibern und Klauen eines Geyers. 4) Scheußliche Gorgonen oder Meduſen, Weiber mit Schlangen für Haare. Das Fell eines Meduſenhauptes, über den Schild gespannt, versteinert jeden Zuschauer. Die allerschlimmste Gegend ist der Tartarus, umgeben mit dem schlammichten Flusse Cocytus, und dem Feuerstrome Phlegethon. Da muß Sisiphus, weil er den Tod einmal angekettet hielt (bis ihn Mars auf Plutons Bitte befreyte) ohne Aufhören Steine bergan wälzen, die allezeit wieder herunter rollen. Da muß eine Anzahl Danaiden, weil sie allesammt ihre Männer in der Brautnacht umbrachten, durchlöcherte Fässer, die niemals voll werden, mit Wasser füllen. Da muß Tantalus, welcher bey einem Götterbesuche, Glieder seines Sohnes aufgetischt hatte, bis an den Mund im klarsten Wasser sitzen, und unaufhörlich

Durst

Durst leiden. Da ist Jrion, der die keusche Juno nothzüchtigen wollte, an ein beständig umgedrehtes und mit Schlangen umwundnes Rad geheftet. Die Götter aber dictirten auch zuweilen sehr furchtbare irdische Strafen. Z. E. Promertheus hatte die Menschen gebildet, und entwandte zu ihrem Besten das Feuer aus dem Himmel. Er ward an das Gebirge Caucasus auf Jupiters Befehl angeheftet, wo ein Geyer ihm immer die Leber ausfraß, die alsdann von neuem anwuchs. Aber Jupiters Sohn, Herkules, erschlug den Geyer, und befreyte den Sünder. Sein Bruder Epimetheus öffnete die von den Göttern angefüllte und ihm geschickte Büchse der Pandora. Daraus flogen alle Uebel unter die Menschen; und nichts blieb darinnen, als die Hoffnung. Andromeda, ein schönes Weib, wollte schöner seyn, als Juno. Da verwüstete ein Ungeheuer das Land. Die Sünderinn mußte, nach einem Drakel, an einem Fels geheftet und ihm Preis gegeben werden. Zu rechter Zeit kam noch der Held Perseus auf dem Pegasus angeflogen, erlegte das Ungeheuer und heirathete die Sünderinn. — Aber so schrecklich der Tartarus ist; so lieblich sind die elyseischen Wohnungen für die besten der Verstorbnen. Da bleibt göldne Zeit unter dem Saturn, ohne Laster, ohne Uebel, ohne Beschwerlichkeit, voll Vergnügungen von allerley Art.

Bacchus, der Weingott, lehrte die Menschen bis in Indien hinein den Weinbau. Man stellt ihn vor, wie einen unbärtigen Jüngling, bekränzt mit Epheu; einen Thyrsusstab in der einen, und entweder Weintrauben oder ein Horn zum Trinken in der andern Hand. Er fährt mit Löwen. Sein Gefolge besteht aus Feldgöttern oder Satyren, mit Füssen, Ohren und Hörnern eines Ziegenbocks. Die vornehmsten Satyren heissen Silenen, und reiten oft auf Eseln. Man nennt sie auch wohl Silvanen, oder Faunen. Ihr Oberhaupt heißt der Pan, eine Gottheit, die man sehr verehrte, und gemeiniglich mit einer Syrinx (das ist, mit einer vielrohrrichten Flöte) malte.

Mercur, der Götterbote, und der Gott der Beredsamkeit, der Reisenden, der Kaufleute und (kaum glaube ich es) der Diebe, wird vorgestellt mit einem Friedensstabe, oder Botenstabe, welcher zuweilen beflügelt ist, wie seine Schultern, seine Füsse, und auch wohl sein Hut; Pales war Göttinn der Schäfer; Flora, Göttinn der Blumen; Pomona, Göttinn der Baumfrüchte; Fortuna, Göttinn des Glücks. Sie wird vorgestellt blind, oder mit einem Fusse auf einer Kugel stehend. Zuweilen legt sie eine Hand auf ein Rad, oder hat ein Horn des Ueberflusses, u. s. w. Are und Nemesis, zwey Göttinnen, die der Wohlfahrt der Menschen zuwider sind. Morpheus, der Gott der Träume. Comus, der Gott der frohen

frohen Feste, vorgestellt, jung, etwas betrunken und mit Rosen bekränzt. **Momus**, der Spottvogel unter den Göttern, eine Maske in der einen, einen Narrenstock in der andern Hand. **Vesta**, oder Göttinn des Feuers, vorgestellt als eine Matrone, eine Fackel oder Lampe in der Rechten. Die **Vestalischen Nonnen** mußten ein beständiges Feuer unterhalten. **Genius**, ein Schutzgott, vorgestellt als ein beflügelter Knabe. **Proteus**, der alle Gestalten annahm, bis man ihn band, alsdann behielt er die seinige, und sagte wahre Orakel. **Vertumnus**, welcher, die Pomona zu hintergehn, auch mancherley Gestalten annahm. **Suada**, die Göttinn der Ueberredung. Die Zephirs sind Westwindchens, die sich gern bey dem Busen der Mägdchen aufhalten. (Die Feen, Gnomen und Sylphen sind ein Machwerk der neueren Dichter. Die ersten sind reputirliche Hexen; die zweyten sind Bergmenschen, und was die Sylphen seyn sollen, daß weis ich selbst nicht). **Themis** ist die Göttinn der Rechtsgelehrsamkeit. **Thetis**, Gemahlinn und Schwester des Oceans, und Mutter aller Oceaniden. Noch jetzund schafft ein Schriftsteller so viel Götter, als er nöthig hat, um Dinge zu schreiben, die wichtiger scheinen sollen, als sie sind, oder von den Freunden der dichterischen Schreibart lieber gelesen werden, z. E. **Polyhistoria**, **Pedan-**

teria, Hierachia, das können lauter Göttinnen seyn, wenn man ihrer bedarf.

b) Fortsetzung des Vorigen.

Noch haben wir der Egyptischen Gottheiten nicht erwähnt. Isis und ihr Gemahl Osiris wurden als die höchsten Gottheiten verehrt, die auf Erden den Ackerbau gestiftet hatten, und hernach als Regenten der Sonne und des Mondes versetzt waren. Man kennt die Abbildung der Isis an dem Sistrum in ihrer Hand, welches ein metallnes Klanginstrument war, fast wie ein Joch gestaltet, oder an dem Kruge in der andern Hand, oder an dem Mondszeichen und an Geyerfedern auf dem Haupte. Das Bild des Osiris (welcher auch Serapis geheissen haben soll) hat einen Korb auf dem Haupte, einen Stock in der Hand, und faßt mit der andern den Kopf einer Schlange, welche ein Ungeheuer (gestaltet, wie Cerberus) umwindet, das 3 Köpfe, eines Löwen, Wolfes und Hundes, hatte. Es soll auch zuweilen vorgestellt seyn, einen krummen Stock in der Linken, und eine Peitsche mit 3 Riemen in der Rechten. — Das Bild des Anubis, eines andern Gottes, hat einen Hundskopf, ist gepanzert, und hat in der Rechten ein Sistrum, in der Linken einen Friedensstab. — Typhon, Bruder und Mörder des Osiris, wird als ein böser Gott vorgestellt, als ein Ungeheuer, mit 100 feuerspeyenden

enden Köpfen, mit Schlangen an Händen und Füssen. — Harpocrates, vorgestellt als ein Mensch mit dem Finger auf dem Munde, war der Gott des Stillschweigens. Seine Bildsäule stund vor den Tempeln aller Götter. — Orus, Sohn der Isis und Busiris, rächte den Tod seines Vaters, und wird vorgestellt als ein eingewickeltes Kind, einen Stock in der Hand, dessen Ende in einen Vogelkopf oder eine Peitsche ausartet. — Apis war ein göttlich verehrter lebendiger Ochse von gewisser Gestalt, in welchem der Geist des Osiris sich vorzüglich oder oft aufhalten sollte, u. s. w. — Cneph war den Egyptern das erste Wesen. Sie stellten es vor, entweder unter dem Bilde einer Schlange, die den Schwanz in ihren Rachen gesteckt hatte, oder als einen Mann, einen Federbusch auf dem Haupte, einen Zepter in der Hand, und ein Ey im Munde.

Noch mehr Kleinigkeiten dieser Art in alphabethischer Ordnung. Allrunen waren kleine Figuren der Hausgötter bey den Teutschen. Amazonen, kriegerische Weiber, mit denen die Halbgötter Viel zu schaffen gehabt haben. Amphion baute Theben, da die Steine nach seiner Leyer in gehöriger Ordnung zusammen tanzten. Ancile war ein heiliger vom Himmel gefallner Schild in Rom, dessen Daseyn die Stadt unüberwindlich machte. Antheus, ein Riese, ward vom Hercules in die Höhe gehalten, bis er des Todes war, weil er

durch Berührung der Erde immer wieder neue Kräfte bekam. Arminius (wovon Hermann kömmt) General der Teutschen. Seine Bildsäule, Irmensäul, ward göttlich verehrt. Astaroth, die Venus der Syrer. Astrea, Göttinn der Gerechtigkeit, verließ die Erde nach Verlauf der göldnen Zeit. Atlas war ein Riese, und ward ein Berg in Afrika durch den Anblick eines Medusenhauptes. Atreus, weil seine Gemahlinn von seinem Bruder Kinder hatte, gab ihm die Glieder derselben in einem vergifteten Gerichte. Auspicia sind Wahrsagereyen aus dem Fluge und Geschrey der Vögel. Baal, ein Gott der Assyrer. Bacchantinnen, Priesterinnen des Bacchus, liefen am Bacchusfeste wie rasend mit Thyrsen oder Feuerbränden in der Hand, und riefen bey dem Lärmen der Trommeln: Evoe Bacche! Baucis und Philemon, arme, alte, redliche Eheleute, bewirtheten nach Vermögen Fremdlinge, die ohne ihr Wissen Götter waren, und in der ganzen gottlosen Gegend keine Bewirthung gefunden hatten. Beym Abschiede auf einer Höhe, sahen sie plötzlich die ganze Gegend unter Wasser, und ihre Hütte in einen Tempel verwandelt. Die sich offenbarenden Götter erlaubten ihnen, zu wünschen. Priester dieses Tempels wollten sie seyn, und an einem Tage zugleich sterben. Sterbend ward sie eine Linde, er eine Eiche vor der Pforte des Tempels. — Beelzebub, ein verhaßter Gott der Fliegen. Bellerophon

lerophon bekam von der Minerva den Pegasus, die Chimäre zu tödten. Biton und Cleobis (Brüder) spannten sich selbst anstatt der Rinder vor den Wagen, als ihre Mutter, Priesterinn der Juno, über 2 Meilen nach dem Tempel mußte. Für diese vortreffliche Söhne erbat die Mutter das Beste. Da entschliefen sie sanftes Todes nach dem Opfer. Boreas, und jeder Wind, ist auch eine Gottheit, deren Abbildung mit Pausbacken oder Windsäcken man sich leicht vorstellt. Bucentaur (dergleichen auch Minotaur), ein Ungeheuer, hinten ein Stier, vorn ein Mensch. Castor und Pollux werden als zwey bewaffnete Reuter mit langen Spiessen zusammen gemalet. So hiessen auch bey den Alten die beyden Lufterscheinungen, welche zuweilen an den Mastbäumen gesehen werden, und den Schiffern Zeichen einer glücklichen Reise sind. — Cephalus und Procris waren zwey Eheleute. Sie liebten sich herzlich. Vergeblich suchte Aurora den Mann zu verführen; also rächte sie sich durch Einblasung der Eifersucht. Der Mann war auf der Jagd. Die Frau belaurte ihn im Busche. Er hielt die Ursache des Geräusches für ein Wild, schoß, und konnte kaum seine Geliebte umarmen, ehe sie starb. — Chiron, ein berühmter und weiser Centauer, vorn ein Mensch, hinten ein Pferd, erzog als Hofmeister die berühmten Halbgötter, Hercules, Jason und Achilles. — Claudia, eine

Vestalinn in Rom, war gewiß Jungfrau; denn man hatte aus Asien eine Bildsäule der Cybele gebracht, das Schiff aber wollte auf keine Art die Tiber hinan. Die Sybillischen Bücher sagten, eine ganz reine Jungfrau müßte es hinan ziehen. Claudia kam, und zog es an einem Stricke, wie eine Nußschaale. — Cyparissus beweinte den Tod eines geliebten zahmen Hirsches so sehr, daß ihn Apollo in einen Cypressenbaum verwandelte, den die Dichter so gut zu brauchen wissen. — Die Nymphe, Daphne, ward vom Apoll geliebt, und ehe er sie erhaschen konnte, von ihrem Vater, auch einem Gotte, in einen Lorbeerbaum verwandelt. — Dedalus, mit seinem Sohne Icarus, wurde in dem Cretischen Labyrinthe, das er selbst gebauet hatte, gefangen gehalten; aber er wußte sich und seinem Sohne Flügel zu machen, um übers Meer zu kommen. Icarus aber floh zu hoch, die Flügel schmolzen, und er fiel ins Wasser. In diesem Labyrinthe war ein Minotaurus, dem mußten die Athenienser, vermöge eines Vertrages, jährlich einige ihrer Jünglinge und Jungfrauen zu fressen geben. Unter diesen war ein Theseus. Der erlegte das Ungeheuer, und entkam, nach dem Rathe der Prinzessinn Ariadne, durch Hülfe eines Fadens aus dem Labyrinthe. — Die Dämonen bey den Alten waren theils gute, theils böse übermenschliche Wesen. — Nach der Wasserfluth waren Deucalion und Pyrrha allein in ihrer Gegend. Aber, laut eines Orakels, warf er Steine hinter sich, die wurden Männer;

und

und sie auch, die wurden Weiber. Egeria hieß die Nympfe, mit welcher König Numa in Rom Umgang vorgab. — Fanatiker bey den Heiden waren Leute, die sich in den Tempeln für begeistert hielten; alsdann wunderbare Gebehrden machten, auch sich wohl peitschten und zerfetzten. — In Phrygien war ein Gordischer Knoten. Diesen zerhieb Alexander (der Grosse) mit einem Schwerdte, da er ihn anders nicht auflösen konnte, weil, laut eines Orakels, der Held, welcher ihn auflöste die Welt bezwingen würde. Hebe, die Göttinn der Jugend, ward vorgestellt in bunten Kleidern, unter einem Blumenkranze. — Hecatomben sind Opfer von 100 Stück Ochsen oder anderm Vieh. Helle gab dem Hellesponte seinen Namen. Sie wollte ihrer Stiefmutter, auf einem Widder reitend, über dies Wasser entfliehn, und fiel hinein. Hercules war ein erstaunlich starker Halbgott. Schon in der Wiege erdrückte er zwey grosse Schlangen. Der Löwe zu Nemea, und die Schlange zu Lerna waren ihm eine Kleinigkeit. Die entsetzlich geschwinde Hindinn mit den ehernen Füssen konnte er einholen. Von den Harpyen befreyete er Arcadien. Den Diomedes, der seine Pferde mit Menschen futterte, warf er denselben vor. Den Theseus rettete er aus dem Orte der Verstorbenen, u. s. w. Er wird vorgestellt stark, nervicht, mit einer Keule und mit einer Löwenhaut. Hermes ist ein Name des Mercurs, deren Bildsäule, Termes genannt, ohne Hände und Füsse (so wie der abscheuliche Priapus) ein Zierrath der Gär-

ten sind. — Hero und Leander waren zwey Verliebte, sie wohnte disseit, er jenseit des Hellesponts. Oeffentlich lieben durften sie sich nicht, also schwamm er manche Nacht hinüber. Einst ersoff er, sie sah ihn antreiben und folgte ihm ins Meer. — Hesione hatte mit der Andromeda ein ähnliches Schicksal, aber ward gerettet vom Hercules. Janus, vorgestellt mit zweyen Gesichtern nach beyden Seiten, war ein Gott der Weisheit und des Friedens bey den Römern. — Laocoon, ein Trojaner, hatte eine (ich weis nicht, welche) Missethat begangen. Dafür straften ihn zwey grosse Schlangen, die sich um ihn herum schlungen. So wird er abgemalt. — Leucothoe wurde von Apollon, der in Gestalt ihrer Mutter erschien, verunehrt, von dem Vater lebendig begraben, allein von dem Liebhaber mit Nectar begossen. Also ward sie ein Baum, der Weihrauch trägt. — Lycaon, ein Arcadischer König, brachte alle Gäste um. Einst war Jupiter sein Gast, aber der verwandelte ihn in einen Wolf. — Einem Könige, Mausolus, bauete die Gemahlinn Artemisia ein so prächtiges Grabmaal, davon der Name Mausoleen kömmt. Memnons Bildsäule in Egypten soll, wenn die Sonne sie beschien, einen angenehmen, und wenn sie unterging, einen traurigen Klang gegeben haben. Mitra war eine gute, und Arimanius eine böse Gottheit bey den Persern. Moloch, eine Gottheit im Orient, vorgestellt unter einem Kalbe mit einem Menschengesichte. Die Füsse waren hohl und feurige Oefen, worinnen man Kinder verbrannte.

Nar-

Narcissus, ein schöner Jüngling, sollte nur leben, bis er sich spiegelte. Er sah sich in einem klaren Bache, liebte sich selbst zu Tode, und ward eine Narcisse. **Olympus**, ein hoher Berg in Thessalien, hat dem Himmel der Poeten den Namen gegeben. **Palladium** war eine Bildsäule der Pallas zu Troja, vor deren Fortbringung die Stadt nicht konnte erobert werden. **Pantheon** war ein Tempel aller Götter zu Rom, und ist jetzund die runde Marienkirche. **Phaeton**, Apollens Sohn, fand den Weg zu seinem Vater, dem Führer der Sonne. Der freuete sich, und versprach ihm durch einen Eid bey dem Styx, was er bitten würde. Der Jüngling bestund darauf, den Sonnenwagen zu fahren. Aber wie gings? Die Pferde wurden muthwillig, und Himmel und Erde hätte vergehen müssen, wenn Jupiters Donner den Fuhrmann nicht bald zerschmettert hätte. **Plutus**, der Gott des Reichthums, wurde geblendet, damit er keinen Unterschied unter Tugendhaften und Lasterhaften machen möchte. **Pygmalion** verliebte sich in eine schöne Bildsäule, die er gemacht hatte. Auf sein Gebeth an die Venus ward dieselbe belebt und seine Gemahlinn. **Pyramus** und **Thisbe**, zwey Verliebte, bestimmten zur Zusammenkunft einen Ort im Walde. Sie war die erste; und verlor ihren Schleyer auf der Flucht vor einem Löwen, der mit blutigem Maule den Schleyer zerriß. Nun kam der Verliebte, sah die Reste des blutigen Schleyers, und brachte sich um. Sie kam zurück, sah was geschehen war, und wollte gleichfalls ihr

Unglück

Unglück nicht überleben. Quirinus hieß Romulus, als Gott bey den Römern. Salmoneus, ein Fürst, wollte vermittelst einer ehernen Brücke, und eines darauf rollenden Wagens, auch donnern, wie Jupiter. Aber dieser verstand es besser, und zerschmetterte den Sterblichen. Semele, Mutter des Bacchus, und Jupiters Maitresse, ließ sich von der Juno, welche die Gestalt ihrer Amme nahm, verführen, sich beym Styx die Erfüllung einer Bitte von ihrem Jupiter versprechen zu lassen. Die Bitte war: daß er ein einzig mal völlig so, wie mit der Juno, mit ihr umgehen sollte. Jupiter mußte wohl. Aber Semele verbrannte im Augenblick zu Asche. Doch den Bacchus, womit sie damals schwanger ging, packte der Vater in seine eigne Lende hinein, bis er reif wurde. Sphinx, ein geflügelt Ungeheuer, vorn wie eine Jungfrau, an Leib und Klauen wie eine Löwinn, fraß alle Menschen, die folgendes Räthsel nicht rathen konnten: Welches Thier geht anfangs auf vier, hernach auf zweyen, endlich auf dreyen? Oedipus war der Erste, der es rieth. Da zerschmetterte sich das Ungeheur den Kopf an einem Felsen. Thetis, Achillens Mutter, rettete einmal den Jupiter gegen Juno, Minerva und Neptun, die ihn binden wollten. Sie entdeckte die Verschwörung, und berief den Riesen Briareus, mit hundert Köpfen und hundert Händen, in den Himmel. Der setzte sich neben dem Jupiter, so furchtbar, daß die Götter das Rebelliren vergassen. Zur andern Zeit wollten die Tirans, oder Riesen,

den Himmel stürmen, sie warfen ganze Berge hinan, die, wenn sie zurück ins Meer fielen, Inseln wurden. Die Götter hielten Conseil. Aber alle, ausser Jupiter, flohen nach Egypten, wo sie sich in Gestalt der Thiere verbargen. Er aber rief seinen Sohn Hercules zu Hülfe, überwand die Riesen, und schmiß sie in den Tartarus.

c) Von Argonauten und Troja.

Nun ein Paar Worte von der Schiffahrt der Argonauten. Auf dem Schiffe Argo, unter Anführung Jasons, wollten viele Griechische Helden und Halbgötter aus Colchis ein güldenes Vließ holen, welches von gefährlichen Ungeheuern bewahrt wurde. Die Prinzessinn des Landes, Medea, die viele Zauberkünste wußte, verliebte sich in Jason, und half ihm zum Vliesse. Sie entlief mit ihrem Geliebten, aber der König, ihr Vater, setzte nach. Ihn aufzuhalten, streuete sie die Gebeine ihres ermordeten Bruders auf den Weg. In Jasons Heymath machte sie seinen Vater wieder jung. Doch blieb Jason ihr nicht treu. Da vergiftete sie ihn durch ein Kleid, so wie auch Dejanira an dem starken Hercules that. Dieser Hercules war einmal in die Königinn Omphale so verliebt geworden, daß der Held und Halbgott sich bis zum Mitspinnen erniedrigte. O du lehrreiche Mythologie, du bisherige Schulwissenschaft!

Noch Etwas von gleicher Art von Eroberung der Stadt Troja! Priam war König daselbst.

daselbst. **Paris**, sein merkwürdiger Prinz; **Hector**, dessen Bruder, ein grosser Held, dessen Abschied von der Gemahlinn **Andromacha** (die das Söhnchen **Astianax** auf dem Arm hält) oft gemalt wird. Trojens Untergang war Prinz Paris. Denn 1) hatte er die Juno erzürnt bey folgender Gelegenheit: Einst war ein Götterfest, da warf die Zwietracht einen vortrefflichen Apfel hin, mit der Aufschrift: Der schönsten Göttinn. Juno, Pallas und Venus machten Anspruch daran. Paris sollte urtheilen, besah Alles genau, und gab den Apfel der Venus. 2) Er hatte die schöne **Helena** aus Griechenland entführt, deren Besitz ihrem Gemahl, Menelaus von Sparta, alle Griechische Helden versichert hatten. Also mußten diese Helden Asien verwüsten und Troja bestürmen. **Agamemnon** von Micene ward Heerführer. Andre merkwürdige Griechen waren, **Calchas** und **Tiresias**, zwey Wahrsager; **Stentor**, der Schreyhals; **Thersites**, der Ungestalteste unter allen; **Ajax**, der Trotzige und Gottesleugner; **Nestor**, der alte, weise, beredte Greis; **Ulysses** von Ithaca, der sein Hauswesen, seine treue **Penelope**, und seinen Sohn **Telemak**, dem **Mentor** als Hofmeister anvertrauete. Aber das Orakel sagte, ohne den jungen **Achilles** wäre Nichts auszurichten. Diesen hatte seine Mutter, bey der Ferse fassend, in seiner Kindheit in den Styx getaucht. Dies machte ihn unverwundbar, ausser an der Stelle, wo er angefaßt gewesen war. Doch ward er wider seinen Willen, wie es ans

Mar-

Marschiren gehen sollte, unter Mägdchen versteckt. Ulysses spürte den Ort auf, machte allen Mägdchen Geschenke, und erkannte den Achilles daran, daß er am liebsten nahm, was die Form der Waffen hatte. Agamemnons Tochter, Iphigenia, mußte, einen (ich weis nicht welchen) Zorn der Götter zu stillen, geopfert werden. Nun geht der Krieg in Asien an. Eine schöne Gefangene, Briseis, die Achilles auch haben will, wird dem Agamemnon zugesprochen. Achilles geräth also in denjenigen Zorn gegen ganz Griechenland, welchen Homer in der Iliade besungen hat. Er bleibt (ich weis nicht wie lange) in seinem Zelte, und will nicht fechten. Also können die Griechen Nichts ausrichten, besonders da Götter von beyden Partheyen sich ins Spiel mischen, und zum Theil verwundet werden. Unterdessen wird Patroclus, des Achilles Erzfreund, von dem Trojanischen Hector getödtet. Nun muß sich ja Achilles rächen. Er weis Hector wieder zu tödten, und schleift die Leiche hinter seinem Siegeswagen, die er endlich dem armen König Priamus, der seinen Sohn begraben will, für vieles Geld verkauft. Zuletzt verliebt sich der Held in eine Trojanische Prinzessinn, und macht ihrentwegen einen Vertrag, für Troja zu streiten, wird aber auf der Hochzeit von Paris auf die Ferse geschossen, daß er stirbt. Die Belagerung währt 10 Jahr. Die Griechen bauen ein abscheulich grosses hölzernes Pferd, unter dem Vorgeben, es sey ein Heiligthum der Pallas. Dieses stecken sie voll Soldaten, und lassen es zurück, da

sie sich stellen, als wenn sie die Belagerung aufheben wollen. Die frommen Trojaner reissen einen Theil der Mauren nieder, um dies Heiligthum einzuführen. Aber in der Nacht kommen die Griechen von Aussen wieder; die Versteckten steigen aus dem hölzernen Pferde; die Stadt wird erobert und verbrannt. Aeneas, ein Trojanischer Prinz, kömmt nach vielen Schicksalen, welche Virgil in der Aeneide besingt, nachdem er die herzlich liebende Königinn Dido in Carthago verlassen hat, in Italien an; wird daselbst ein König und ein Vorfahr des Romulus. Ulysses aber kann in langer Zeit nicht wieder nach Ithaca finden. Seine Reise beschreibt Homer in der Odyssee. Er läßt sich nicht aufhalten von der schönen Göttinn Calypso, die ihn heyrathen will. Er entkömmt der Circe, einer Zauberinn, und zwingt sie sogar, seinen Gefährten, die sie in Schweine und andre Thiere verwandelt hatte, ihre menschliche Gestalt wieder zu geben. Auch ließ er sich und die Seinen von den Syrenen nicht bezaubern, welche alle Menschen umbrachten, die sich an ihren Gesang kehrten. Er war so klug (als er die Gegend bereisen mußte) seinen Leuten die Ohren mit Wachs zuzukleben, und sich selbst an den Mastbaum binden zu lassen. Dennoch kam er in langer Zeit, wie gesagt, von Troja nicht nach Hause. Unterdessen hatte sein Sohn Telemak auf Reisen, die Fenelon besingt, unter Anführung der Minerva, die Mentors Gestalt angenommen hatte, ihn in einem grossen Theile der Welt vergebens gesucht. Endlich kam er, fand

seine Penelope getreu, und erschlug mit Hülfe seines Sohnes eine grosse Zahl seiner Nebenbuhler. Ueber solche Sächelchen, lieben Kinder, sind von den größten Meistern Bücher geschrieben worden, welche, wegen ihrer überaus schönen und lehrreichen Stellen, von der studirenden Jugend gelesen werden müssen, bis eine solche Schuleinrichtung gemacht wird, daß man denselben Nutzen auch aus andern Büchern schöpfen kann.

d) Bildliche Vorstellung vieler Dinge bey den Alten.

Sobald die bildenden Künste erfunden waren, sah man ein, wie wichtig es wäre, die Menschen eben so wohl durch die Augen als durch die Ohren zu lehren, und der Lehren zu erinnern. Daher suchte man fast alle Tugenden, Laster und Hauptumstände der Menschen in solchen Bildern vorzustellen, deren Original man entweder leicht errathen, oder, nach einer ein einzig mal geschehenen Anzeige, leicht behalten konnte; und welche, durch diese Vorstellungsart, lehrreich wären. Z. E. der Ueberfluß ward vorgestellt als eine wohlgenährte Frau, mit Blumen bekränzt; in der Rechten ein Horn des Ueberflusses mit mancherley Art Früchten, die auf die Erde heraus fallen; in der Linken ein Bündel Aehren von allerley Art, u. s. w. Die Ehrliebe, beflügelt und mit blossen Füssen eilend; (diese Vorstellung scheint mir nicht bestimmend genug). Die Freundschaft hat gleichfalls (so viel ich weis) noch kein gewöhnliches und lehrreiches Sinnbild. Das Sinnbild des Glücks ist oben unter dem Na-

men der Fortuna beschrieben. Ein Land, oder ein Staat, wird vorgestellt durch einen Genius, der desselben Wappen in Händen hat. Eine weinende Frau mit einem Cypressen-Zweige, soll die Traurigkeit über den Tod des Geliebten vorstellen. Ein blasses, mageres, abgehärmtes Weib, welches nach der aufgehenden Sonne schaut, ist vielleicht geschickt zur Vorstellung des Neides. Die Gerechtigkeit bildet man ab, zuweilen als eine geblendete, ernsthafte Frau, ein Schwerdt in der Rechten und eine Wagschaale in der Linken. Die Hoffnung hält in der Linken einen Zweig mit Mohnsaamen oder Aehren; sie lehnt sich mit der Rechten auf eine feste Säule, oder einen Anker; sie hat auch wohl einen Bienenkorb vor sich, oder sieht nach einem Baum in seiner Blüthe. Eine Frau mit einem Phönix, oder mit einem Globus in der Hand, soll die Ewigkeit vorstellen. Das Sinnbild der Glückseligkeit sind zuweilen zwey sich kreuzende Hörner des Ueberflusses, und eine Aehre, die zwischen beyden in die Höhe steigt; zuweilen hat sie auch ein Horn des Ueberflusses in der einen, und einen Friedensstab in der andern Hand. Ein Fluß wird vorgestellt als eine männliche oder weibliche Gottheit, welche aus einem Kruge Wasser gießt, das ein Bach wird. Ich habe oft die Namen des Flusses auf dem Kruge gesehn. Die Freude ist eine Göttinn, die ein Horn des Ueberflusses hält, und zwischen zwey Kindern steht, davon das eine, gegen welches sie die Hand ausstreckt, einen Palm-Zweig reichet. Die Jugend wird gemalt, wie Hebe, ihre Göttinn. Die Uneinig-

keit kann gemalet werden mit fliegenden, als Schlangen gestalteten, Haaren, mit feindseligen Augen und knirschenden Zähnen. Die Arzeneykunst malet man entweder als Aesculap, oder als eine mit Lorbeern bekränzte Göttinn, einen Zepter in der Rechten und einen Becher in der Linken, woraus ein zusammen gewundener Drache zu trinken sucht. Die Ehe kann als ihr Gott Hymen gemalet werden. Warum das Zeichen der Unverschämtheit ein Rebhuhn seyn soll, ist mir unbekannt. Die Gnade kann vorgestellet werden als eine Königinn, welche die Rechte menschenfreundlich ausstreckt, und nur in der Linken einen Zepter hält. Ich weis nicht, ob die Klugheit gut vorgestellt würde durch ein nach allen vier Gegenden zusammen gesetztes vielfaches Gesicht. Die Freygebigkeit pflegt ein Horn des Ueberflusses auszuschütten. Die Freyheit hält in der Rechten einen Hut, und in der Linken einen kleinen Spieß. Der Krieg erscheint unter dem Bilde des Mars. Die Weisheit als Minerva. Die Beredsamkeit als Mercurius. Die vier Jahrszeiten werden bekannter Maassen vorgestellt durch die Gaben der Natur; der Winter aber durch eine bepelzte Person. Der sich spiegelnde Narcissus kann das Bild des Stolzes auf Schönheit seyn. Die Nothwendigkeit kann mit ehernen Händen und einem Keile vorgestellet werden. Die Nacht als schläfrig, in einem mit Sternen besetzten Kleide. Wenn Charon in der Nähe ist, so sind die nackten Figuren Seelen der Verstorbenen. Der Friede ist zuweilen der fliegende Merkur mit einem Frie-

densstabe, zuweilen eine Göttinn mit einem Palmzweige; doch die letzte Figur bedeutet auch den Sieg. Wem die Fabel bekannt ist, dem ist Phaeton, oder Icarus, ein gutes Bild der jugendlichen Vermessenheit. Die Elternliebe hat zu ihren Füssen einen Schwan. Ich möchte sie aber lieber vorstellen, als eine freundliche, schwangere Mutter, die ein Kind auf dem Arme hat, und ein andres an der Hand führet. Auf dem Tische müssen liegen Bücher und mathematische Instrumente. Die Ruthe sey hier nicht bey der Hand, sondern es rage Etwas davon hervor aus einem Schranken in der Höhe, zu welchem man nur durch eine kleine Leiter, welche der Länge nach sich auf dem Boden an die Wand lehnt, kommen kann. Die göttliche Vorsehung wird vorgestellt als eine Göttinn, die mit der linken ein Horn des Ueberflusses ausschüttet, und mit dem Stabe in der Rechten auf eine Weltkugel weiset. Das Gerüchr, oder die Fama, kann vorgestellt werden als ein Ungeheur mit vielen Augen, Ohren, Mäulern und Zungen. Ein Mensch, der gegen den Blitz drohet, könnte ein Bild der Gottlosigkeit seyn. Die Zeit kann man zwar vorstellen unter dem Bilde Saturns; aber auch eines Beflügelten, der in eine Gegend voller Wolken hinein eilt. Die Wahrheit kann vorgestellt werden als eine schöne und verehrungswürdige Jungfrau, ganz weiß gekleidet, welche mit der einen Hand aufs Herz, mit der andern auf die Stirn weiset, auf welche nur Wenige Achtung geben, und der eine grosse Menge den Rücken zukehret. Der Sieg wird gemeiniglich fliegend vorgestellt, in der

einen Hand einen Lorbeerkranz, in der andern einen Palmenzweig, u. s. w. (*)

7) Etwas von der Wappenkunde.

Tab. LXXXV.

Ein zierliches Zeichen, welches anstatt des Namens von einem Staate, von einer Provinz, von einer Stadt, von einer Gesellschaft, von einem Regenten, von einer Familie, von einer Person, u. s. w. dienen soll, heißt ein **Wappen**. Sie wurden vor Alters vornehmlich auf Waffen und Schilden gebraucht

Das **Wesentliche eines Wappens** ist die Figur des Feldes oder Schildes; die Tinctur, welche entweder goldfarbig, silberfarbig, roth, blau, grün, schwarz und purpur, u. s. w. ist; endlich das Bild oder die Figur, welche in dem so oder anders fingirten Schilde steht. Der Helm und die Zierrathen desselben sind nur gewöhnlich, aber nicht wesentlich. Zuweilen haben die Schilde menschliche oder thierische Schildhalter; oder

(*) Genug Griechische und Lateinische Mythologie zum alltäglichen Bedürfnisse der Bücherleser. In besondern Nothfällen muss man ein Buch zum Nachschlagen bey der Hand haben, z. E. *Banniers* von *Schlegel übersetzte Götterlehre*, oder (wenn man zugleich für die alte Geschichte versorgt seyn will) *Hedrichs Schullexicon*. *Klopstock* und einige grosse Schriftsteller machen, wenn wir alles recht verstehen wollen, auch die *nordische Mythologie* fast nothwendig. Zum Auszuge derselben bin ich nicht vorbereitet genug. Also verschiebe ich ihn in das künftige *Handbuch* zur Ergänzung des Elementarwerkes.

sind unter einem Zelte oder Mantel; das ist selten und zufällig.

Wenn man, Wappen zu zeichnen, nicht verschiedene Farben anwenden will; so wird die Tinctur durch Schraffirung bestimmt. Z. E. Ein weisser Raum ist silbern; ein punctirter ist gölden. Linien gerade herunter bedeuten Roth; Linien gerade von der Rechten nach der Linken bedeuten Blau. Sinkende Linien von der Rechten her bedeuten Grün. Sinkende Linien von der Linken her bedeuten Purpur. Linien gerade von oben herunter und gerade von der Rechten nach der Linken, die sich schneiden, bedeuten Schwarz.

Durch eine einzige Linie gerade herunter wird ein Schild in zwey gleiche Theile getheilt. Durch eine einzige Linie gerade von der Rechten nach der Linken wird er in zwey gleiche Theile gespalten. Daher sind einige Schilde zugleich gespalten und getheilet. Rechts oder Links durchschnitten aber ist ein Schild, wenn die Theilungslinie von der Rechten oder von der Linken her Etwas herunter sinkt. Man hat aber auch Abtheilungen der Schilder durch krumme Linien.

Die Theilungslinien machen in dem Schilde verschiedene Plätze. Diese, wenn sie mit Bildern belegt sind, heißt man Felder.

Die Bilder und Figuren theilt man ein in heroldische und gemeine. Heroldsfiguren sind: 1, der Pfahl oder Stab, das ist ein Streifen gerade von oben herunter; 2) der Balken oder die Binde, das ist ein Streifen gerade von der Rechten nach der Linken. Sind die Streifen

aber

aber von der Rechten oder Linken her; so entsteht ein Queerbalken oder Faden. Zwey zusammengesetzte Queerbalken heissen Sparren oder Stützen. Wenn Balken oder Pfahl sich schneiden, so entsteht das Kreuz; und, wenn es Queerbalken sind, das Andreaskreuz. Was ein Gitter, eine Raute, ein Cirkel und eine Kugel im Schilde sey, versteht sich von selbst. Wenn ein schmaler Streife um den ganzen Schild herumgeht, so heißt er eine Leiste. Das waren die Heroldsfiguren. Gemeine Figuren sind Bilder von Dingen, die auch ausser der Wappenkunst vorkommen, z. E. von Menschen, Thieren, Waffen, Werkzeugen und andern Körpern.

Die Helme sind entweder offen oder geschlossen. Jene kommen dem Bürgerstande nicht zu, sind aber entweder ganz offen oder mit Bügeln verwahrt. Die Tinctur der Helme ist gemeiniglich Gold.

An dem Helme sind zuweilen noch Helmzeichen und Helmdecken. Die Helmzeichen sind entweder eine Wiederholung des Bildes im Schilde, oder etwas Anders, z. E. Fahnen, Hüte, Mützen, Federn, Hörner, Flügel, Schweife oder menschliche Figuren. Diese Zeichen sind zuweilen nur auf die Helme gesteckt; zuweilen stehen sie aber auch auf Küssen oder auf Kronen.

Das Wesentliche einer Krone ist ein mit Edelgesteinen oder auf andre Art gezierter Reifen. Aber die übrige Figur derselben ist nach dem Stande unterschieden, z. E. die Päbstliche, die Kaiserliche, die Königliche, die Churfürstliche,

die Erzherzogliche, die Herzogliche, die Gräfliche, die Freyherrliche Krone. Dieser Standes-Unterschied wird in den Kronen genau beobachtet, wenn sie unmittelbar über dem Schilde sind; nicht aber allemal, wenn sie einen Helm zieren.

Die Helmdecken finden sich nicht allemal, sind von verschiedener Art, und haben gemeiniglich die Tinctur des Schildes.

Die Schildhalter, wenn welche da sind, sind entweder Thiere und Menschen, oder erdichtete lebendige Wesen.

Weil ein Fürst von väterlicher oder mütterlicher Seite aus verschiedenen Häusern stammt; auch gemeiniglich viele Länder und Provinzen besitzt; oder bey gewissen Fällen zu erben berechtigt ist: so werden oft viele Wappen in ein einzig zusammengesetztes Wappen vereinigt. Man setzt entweder die Schilde neben einander; oder man setzt den kleinern in den grössern; oder man schneidet von vielen zusammenstossenden Schildern ein Stück ab, so daß alle Stücke dem eingesetzten Schilde Raum geben. Man theilet aber einen Schild, worein ein andrer eingesetzet werden soll, in 5 Stellen; die Hauptstelle, die Ehrenstelle, die Herzstelle, die Nabelstelle und die Fußstelle. Davon hat denn das eingesetzte Schildlein den Namen, z. E. Hauptschildlein, Ehrenschildlein, Herzschildlein, u. s. w.

Das hier Gesagte kann die Jugend sich anschauend vorstellen durch den Anblick, der auf unsrer Tafel gezeichneten 4 Wappen, des Römisch-Kaiserlichen, des Russisch-Kaiserlichen, des Königlich-Dänischen, und des Hochfürstlich-Anhaltischen.

Auch die Flaggen und Wimpel auf den Schiffen sind eine Art der Wappen. Daher man von Ferne sehen kann, aus welchem Staate ein Schiff sey. Die Kenntniß davon ist nur Seefahrenden nöthig. Eine umständlichere Wappenkunde, als hier gegeben ist, dienet gleichfalls nur wenigen Ständen; daher muß man sie in keinem Elementarwerke suchen.

8) Begriff und Zusammenhang der historischen Wissenschaften.

§. 1. Durch eine Beschreibung zeiget man die Ordnung solcher Dinge, die zu gleicher Zeit da sind, z. E. man beschreibt ein Land, eine Stadt, eine Familie. Durch Erzählung aber zeigt man die Ordnung solcher Dinge, die auf einander gefolgt sind. Doch den Unterschied dieser Worte beobachtet man nicht genau. Denn sonst müßte man Reise-Erzählungen, und nicht Reise-Beschreibungen sagen, und eine Beschreibung der Arten von Thieren, Pflanzen und Mineralien nicht zur Naturgeschichte rechnen. Aus vielen Erzählungen, die zusammengehören, wird eine Geschichte.

Staats-Begebenheiten werden erzählt in der Staatsgeschichte; Religions-Begebenheiten in der Kirchengeschichte; wissenschaftliche Begebenheiten in der Litteraturgeschichte. Die Kunstgeschichte bestehet aus Beschreibungen und Erzählungen von den Künsten; die Naturgeschichte aber beschreibt und erzählt, was in der

Natur (besonders in der körperlichen) fortdauret und von Zeit zu Zeit verändert ist.

Die Beschreibung oder Geschichte von einem weitern Umfange, als eine andere, heißt universaler, in Ansehung der letzten oder der specialern. Z. E. universaler ist die Geschichte der Teutschen, specialer ist die Geschichte von den Anhaltischen Landen.

Eine **Universalgeschichte, in der höchst möglichen Bedeutung** zu schreiben, welche die Natur, die Künste, die Wissenschaften, die Staaten und die Kirchen aller Zeiten und Völker beträfe, ist den Menschen nicht möglich, wenn sich auch viele Tausend vereinigten. Wenn also ein Buch den Titel **Universalhistorie** hat; so will der Verfasser nur anzeigen, daß er Geschichte von aller Art schreibe, und daß er keinen Plan gemacht habe, seine Beschreibung oder Erzählung nach gewissen Zeiten und Gegenden einzuschränken; sondern daß er Alles, was ihm nach der Absicht seines Buches merkwürdig genug ist, von jeder Zeit und Gegend in gewählter Ordnung erzählen wolle. Doch man ist gewohnt, daß dieser Titel die Geschichte der Natur und Kunst, auch wohl die Geschichte der Wissenschaften und Kirchen ausschliesse; und daß also die **Universalhistorie nur die Staatsveränderungen** betreffe, und die andern Arten der Geschichte nur im Vorbeygehn berühre, wenn die dahin gehörigen Begebenheiten eine merkwürdige Veränderung in Staatssachen gemacht haben. So muß man den Titel der allgemeinen Weltgeschichte verstehen, welche in England geschrieben und in Teutschland übersetzt ist.

§. 2.

§. 2. Eine Geschichte besteht allemal aus umständlichen Erzählungen, die des Lesers oder des Zuhörers Seele gleichsam in die Zeiten und Gegenden der Begebenheiten versetzen, so daß auch sein Herz Antheil daran nehmen kann. Da eine solche Geschichte statt eigner Erfahrung dienet; so ist es überflüssig zu beweisen, daß es einem jeden Bücherfreunde nützlich sey, einige und besonders solche Geschichte zu lesen, welche ihn, als Menschen, als einen gesitteten Weltbürger und Patrioten, oder als eine zu diesem oder jenem Stande bestimmte Person, seine Pflichten und Klugheitsregeln auf eine lebhafte Art lehren oder erinnern. Und in dieser Absicht verliert eine Geschichte keinen merklichen Theil ihres Werthes, wenn auch nicht alles Erzählte umständlich wahr seyn sollte. Es ist dabey genug, daß als wahr geltende Begebenheiten in solcher Ordnung zusammen gefügt sind, wodurch unsre Einsicht und Klugheit vermehrt oder befestigt werden kann. Man unterscheidet wahre Geschichte von erdichteten. Jene glaubt der Verfasser selber, und will sie geglaubt wissen. Diese aber hat er zum Nutzen und Vergnügen der Leser ausgedacht, als Heldengedichte; Romanen und Lebensbeschreibungen erdichteter Personen. Wem nicht viele wahre Geschichte gewisser Art bekannt sind, der kann weder gute Erdichtungen derselben Art schreiben, noch den Werth der geschriebnen beurtheilen und gut gebrauchen. Dieses ist der zweyte Nutzen der wahren Geschichte.

Man muß die lehrreichern Umstände von den gleichgültigern in einer Geschichte unterscheiden.

terscheiden. Aber die Gleichgültigkeit muß nach dem Zwecke des Geschichtschreibers, oder vielmehr nach dem Nutzen und Vergnügen der meisten vernunftlichen Leser, beurtheilt werden. Eine Geschichte, die den Menschen, als Menschen, wenig angeht, und die sich oft und lange bey solchen Umständen verweilt, worauf sich Prätensionen der fürstlichen Häuser gründen, oder welche nur gewissen Familien zur Prahlerey dienen können, oder Niemanden wichtig sind, als dem, der (ich weis nicht, warum?) alles wissen will, was zu einer gewissen Zeit oder an einem gewissen Orte gewesen oder geschehen ist; eine solche archivische, oder ohne Wahl vielsagende und viel beweisende Geschichte ist keine gemeinnützige Wissenschaft. Mag doch ein jedes fürstliches Archiv für seine Documente sorgen. Mag doch eine jede Familie das aufschreiben, womit die Nachkommen einmal pralen. Das kann man zu geben. Aber wozu nützt eine solche Vollständigkeit und Genauigkeit des Geschichtschreibers dem Leser, als Menschen oder als Patrioten? Doch über die Gränzen des Gemeinnützigen und Gleichgültigen bleiben die Meynungen immer getheilt. Wir wollen, ohne es zu verachten, ein Geschichtbuch ungelesen lassen, wenn es uns die Zeit und Mühe nicht mit zureichendem Nutzen und Vergnügen bezahlt.

§. 3. Einige Kenntniß von der Lage, von der Regierungsform, von der Religion, von den Sitten, von den Producten und von dem Gewerbe der Staaten, der Provinzen und Oerter, schafft oftmals im bürgerlichen Leben einigen Nutzen; erleichtert die Gespräche im Umgange;

gange; macht viele Stellen guter Bücher verständlicher, und ist vornehmlich einem Leser der Geschichtbücher nothwendig. Daher heissen die Geographie, davon die Heraldik oder Wappenkunde ein kleiner Theil ist, Hülfswissenschaften der Geschichtkunde. Die vornehmste Hülfswissenschaft aber ist die Kenntniß von einem Grundrisse einer Universalhistorie. In einem solchen Grundrisse wählt man sehr bekannte und wichtig scheinende Begebenheiten, die auf einander gefolgt sind, z. E. die Sündfluth, Israels Ausgang, den Anfang der bekannten Zeit, des Persischen, des Griechischen, des Römischen Reiches, der ausländischen Regierungen in Italien, des Teutschen Kaiserthums, der Kreuzzüge, der neuern Zeit, der Augspurgischen Confession, u. s. w. Eine solche Begebenheit nennt man eine **Epoche**; die Zeit zwischen zwey nächsten Epochen eine **Periode**. Die Länge einer Periode zeigt man an durch die Zahl der Jahre, wobey man aber nicht gar genau ist, sondern lieber runde Zahlen wählt. Alsdann sagt man die Begebenheiten, die, um Geschichtbücher zu verstehen, einem jeden Leser bekannt seyn müssen, innerhalb ihrer Periode in zweckmässiger Kürze. So wird ein Grundriß der Universalhistorie, von ähnlicher Art, wie oben im vierten Hauptstücke. Das unmittelbare Vergnügen ist hier kein Hauptzweck; sondern Alles ist nur eine Arbeit für das Gedächtniß; die uns vorbereitet, von Geschichtbüchern Nutzen und Vergnügen zu haben. Doch den Verstand und das Herz nicht ganz müssig zu lassen, pflegt man einige umständliche Erzählungen zwischen zu streuen.

§. 4. Also wird man folgende Tabelle von den historischen Wissenschaften verstehen:

1) **Vorbereitende Wissenschaften sind:** a) die Geographie; b) ein Grundriß der Universalgeschichte; c) die historische Chronologie, welche ein Theil derselben ist, und worinnen, wenn es nöthig wäre, erkläret wird, was ein Tag, eine Woche, ein Monat, ein Jahr, ein Jahrhundert, ein Jahrtausend und eine Epoche oder Periode sey; imgleichen eine Aera, oder ein Anfangspunkt der Jahrrechnung, z. E. die Aera der Christen ist die Geburt Christi; die Aera der Mahomedaner ist die Flucht Mahomeds von Mecca nach Medina, welche im Jahr Christi 622 geschah. Also schreiben die Türken jetzund 1773 weniger 622, oder 1151.

2) **Arten der Geschichte selbst sind:** a) die Staatsgeschichte; b) die Kirchengeschichte; c) die Litteraturgeschichte; d) die Kunstgeschichte; e) die Naturgeschichte, z. E. Beschreibung und Geschichte von der Natur der Menschen, der Thiere, der Pflanzen, der Mineralien, der Wasser, des Erdbodens mit seiner Atmosphäre, der Sonne, des Mondes, und des Gestirnes; f) die Universalgeschichte. Wenn die Erzählung in den Geschichtbüchern nach den Jahren fortschreitet; so heissen sie Annalen, Jahrbücher oder Chroniken.

3) **Hülfswissenschaften zur Geschichtskunde sind:** a) Die Mythologie, weil sie mit Historie vermischt ist; b) die Antiquitäten-Wissenschaft, oder die Nachricht von den Gesetzen, Sitten und Religionen alter Völker. Man kann

diese Nachricht zur alten Geographie rechnen, und die Mythologie als ihren Theil ansehen; c) die Kenntniß der Geschichtschreiber und ihrer Bücher; auch von den Streitigkeiten, die über ihren Werth unter den Gelehrten üblich sind; d) die Diplomatik, oder ein Unterricht, alte Urkunden zu verstehen, und die wahren von den nachgemachten zu unterscheiden; e) die Numismatik, oder die Kenntniß von Münzen, die zuweilen zum Beweise der Geschichte dienen; f) die Kenntniß einer Dactyliothek, oder einer Sammlung von geschnittenen Steinen oder Petschaften der Alten. Diese gehört vornehmlich zur Kunstgeschichte, erleichtert aber auch zuweilen andre Theile der Geschichtkunde; g) die Genealogie, oder die Kenntniß von den Geschlechtern grosser Herren, davon nur der Unterricht, eine genealogische Tabelle (wie oben 3. h) zu verstehen, gemeinnützig ist; h) die Heraldik, oder Wappenkunde, davon man das Gemeinnützige oben (7) findet; i) die Kenntniß der Biographien, oder der beschriebenen Lebensumstände solcher Personen, die wichtig genug sind, um von Vielen erkannt zu werden.

Was ich von diesen historischen Wissenschaften (ausser der Naturkunde, als welche unten folget) nicht berühret habe, ist nicht gemeinnützig für die meisten, obgleich nützlich für einige Leser. Für die Meisten schliesse ich also dieses Buch mit folgendem Rathe: 1) Man mache sich den Inhalt dieses Buches durch fleissiges Lesen bekannt. 2) Alsdann frage man die Kundigen, welche kleine Sammlung von umständlichen Geschichten seines Vaterlandes man nach und nach lesen müsse. Mit diesen mache

man einen Versuch, und werfe sie wieder weg, wenn man gewiß genug weis, daß sie nach Proportion der nöthigen Zeit nicht genug belehren oder vergnügen. Alsdann aber kann man sie doch noch zum Nachschlagen in eine Handbibliothek setzen. 3) Von der alten und Römischen Historie sind **Rollins Schriften** die gemeinnützigsten, obgleich gemeinnützigere und kürzere gemacht werden könnten. 4) Nach dem Rathe der Kundigen, oder nach **Stockhausens Entwurfe einer auserlesenen Bibliothek**, versuche man auf gleiche Weise auch angepriesene Geschichtbücher der mächtigsten neuern Völker, z. E. der Britten, Franzosen und Spanier, wenn man sich durch Lesung vieler Geschichte verbessert und vergnügt findet. Aber zum Nachschlagen in aller historischen Noth dienet des **Buddeus allgemeines historisches Lexicon** in 5 Foliobänden. Wenn uns aber daran gelegen ist, genau das Jahr, oder doch wenigstens etwas genau, die Zeit einer erzählten Begebenheit zu wissen; und dasjenige, was in andern Ländern, oder in Ansehung andrer Sachen, mit dieser Begebenheit zugleich geschah oder fortdaurete: so muß man ein solches Werk, wie etwa **Bergers chronologische Tabellen**, zu Rathe ziehen. Denn sich mit Memorirung vieler Reihen von Kaisern, Königen und Fürsten zu beschweren, ist verdrießlich und vergeblich. Mein Rath ist an die Meisten gerichtet; nicht aber an diejenigen, die, wegen besondrer Bestimmungen und Aemter, etwas Vorzügliches in der Geschichtkunde, oder in diesem und jenem Theile derselben thun müssen, oder durch ihre persönliche Neigung zu thun veranlasset werden.

Des

Elementarwerks

Dritter Band.

Achtes Buch,
für Lehrende und Lernende.

Die Naturkunde.

Achtes Buch.

Die Naturkunde.

1) Die erste Kenntniß der Thiere.

a) Durch Hülfe der VIIIten Tafel.

Seht da auf dem Tische eine Biene. Ihre Art wohnt entweder wild in hohlen Bäumen und andern Höhlungen in sehr grosser Anzahl zusammen, oder wird durch die Bemühung der Menschen in solche Bienenkörbe oder Bienenstöcke gebracht, wie dort unter dem Dache zu sehn sind. Denn sie fliegen umher und sammeln aus dem Staube und Safte der Blumen, vermittelst ihrer dazu geschickten Glieder, Wachs und Honig. Dieses tragen sie nach ihrer Behausung, welche sie von oben bis unten mit sechseckichten Zellen von Wachs anfüllen, davon eine auf dem Tische zu sehn ist. In einigen wohnen sie, in einigen werden die Eyer gelegt, und ihre Jungen erzogen; in andern verwahren sie den Honig zu ihrer Nahrung im Winter. Des Honigs halber, der so süß schmeckt und gesund ist, und des Wachses halber, das zu Kerzen und andern Sachen dient, werden die Bienen von den Landleuten gewartet. Eine Wachswand, deren jede Seitenfläche mit Zellen

besetzt ist, heißt eine **Wachsscheibe.** Wenn die Zellen gefüllt sind, werden die Oeffnungen von ihnen mit dünnem Wachse überzogen.

In einer grossen Gesellschaft von Bienen, die zusammen eine einzige Haushaltung machen, ist eine einzige grösser und ansehnlicher als die andern, und weibliches Geschlechts, daher man sie die **Königinn** nennt. Sie allein legt alle Eyer zu der jungen Brut in die Zellen. Die Jungen werden erst Würmer und von den andern vermittelst des Saugrüssels eine Zeitlang gefuttert. Alsdann liegt der Wurm ohngefähr vierzehn Tage gleichsam als todt in einem Grabe, welches die andern ganz mit Wachs bekleistert haben. In einem solchem Zustande nennt man den vorigen Wurm eine **Puppe**, weil sie fast, wie ihr auf dem Tische seht, die Gestalt eines eingewickelten Kindes hat. Zu rechter Zeit bohrt sie ihr Grab durch, und kömmt als eine junge Biene hervor.

Ausser der Königinn sind die Bienen von doppelter Art, **Drohnen** und **Werkbienen.** Jene sind männliches Geschlechts, befruchten die Königinn zum Eyerlegen und dienen ihr zur Gesellschaft. Vermuthlich tragen sie auch auf andre Art etwas zur Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft bey, ob sie gleich eben so wenig als die Königinn zur Arbeit ausfliegen. Man meynt auch, daß sie die Eyer ausbrüten. Diejenigen, welche die Lebensart der Bienen beobachten, sind wegen mehrer **Umstände** in Zweifel.

Die Bienen haben am Kopfe Fühlhörner, die zur Erhaltung der Augen und zur Warnung vor Gefahren ihnen nützlich sind; ferner Kinnbacken, welche ihnen zu ihrer Arbeit dienen; auch einen Saugrüssel, oder eine hohle Röhre, welche sie aus einer Scheide hinausstrecken, und wieder hineinziehn können, um aus der Tiefe der Blumen den Honig auszusaugen. Dieser läuft aus dem Rüssel in die Honigblase, die innerhalb ihres Leibes ist, und aus welcher sie ihn in die Zellen wieder hervorgeben. Sie haben sechs Füsse. Mit den beyden vördersten und den Kiefern ballen sie das Wachs oder den Blumenstaub auf den Blumen in kleine Kugeln zusammen. Diese packen sie mit den Mittelfüssen in eine Höhlung an den Hinterfüssen, welche mit Haaren umgeben ist, daß das Wachs im Fluge nicht leicht wieder ausfallen kann. So mit Honig und Wachs beladen, fliegen die Werkbienen wieder zu ihrem eignen Korbe, ohne sich zu verirren, ob sie gleich zuweilen so weit davon entfernt gewesen sind, als ein Mensch in vier Stunden gehn kann. Sobald sie ankommen, legen sie ihren Vorrath ab. Andre aber stehn schon in Bereitschaft, ihnen bey der Abladung zu helfen. Und alsdann wird durch gemeinschaftliche Arbeit alles zum Anbau des Bienenstocks gebraucht.

Vermittelst des Wachses machen sie, daß ihre Wohnung nur gewisse Oeffnungen zum Ausfliegen habe, welche sie gnug bewahren, daß kein fremdes Thier hineinkommen könne. Denn

die Königinn und die Werkbienen haben an dem Hintertheile einen Stachel in einer Scheide, womit sie kleine Thiere verletzen und tödten können. Doch gemeiniglich sterben sie selbst, wenn sie den Stachel durch den Stich verlieren. Gegen den Winter, gleich als wenn sie wüßten, daß sie sonst leicht Mangel an Nahrung leiden könnten, wird der größte Theil der Drohnen, als welche mit keinem Stachel bewaffnet sind, verjagt, und was nicht weichen will, getödtet, das Aas aber durch gemeinschaftliche Bemühungen hinausgeschafft. So machen sie es auch mit andern Thieren, welche, wenn sie etwa in ihren Korb kommen, getödtet werden. Auch alle Unreinigkeiten schaffen sie hinaus. Und sollte etwa ein Thier hineinkommen, dessen Aas sie nicht fortschaffen können: so umkleben sie es ganz mit Wachs, so daß die Ausdünstungen des Aases ihnen nicht nachtheilig werden.

Selten geschicht es, daß ein ganzes fremdes Bienenvolk nach dem Honig in einem andern Korbe trachtet, welchen sie austragen wollen. Da setzen sich dann die alten Einwohner bey der Oeffnung zur tapfern Gegenwehr. Von beyden Seiten wird Vieles verwundet und getödtet. Zuweilen müssen die angreifenden Feinde mit Verlust wieder abziehn, zuweilen aber werden die alten Einwohner durch Verlust der Ihrigen so muthlos, daß sie mit den vorigen Feinden Gesellschaft machen, ihren Honig ausräumen, und zugleich mit ihnen in den fremden Korb einfliegen.

Im Sommer ist die junge Brut angewachsen. Wenn der Korb geräumig gnug ist, so bleibt sie zuweilen darinnen. Mehrentheils aber läßt sie den Alten die Wohnung, und der ganze Schwarm zieht aus. Die Königinn ist eine der ersten, und setzt sich etwa an den Ast eines nahen Baumes. Diesen Zug seht ihr auf der Tafel vorgestellt. Um die Königinn herum setzen sich alle in einen einzigen Klumpen. Wenn derselbe zur Ruhe gekommen ist, wie ihr über den Tisch hin seht; so gehn ein Paar Personen dahin mit gedeckten Gesichtern und Händen, damit sie nicht gestochen werden. Vielleicht ist dieses nicht nöthig: denn wenn man sie nicht verletzt, oder nicht Athem auf sie läßt, so stechen sie nicht. Der eine also fegt, so sanft er kann, den ganzen Schwarm mit einem Federwisch von dem Aste in den Bienenkorb, den die andre Person unter demselben mit der Oeffnung empor hält. Alsdann trägt man ihn nach einem Tische, wie ihr in der Mitte des Bildes seht. Ist die Königinn nicht mitgekommen, so bleiben sie nicht. Sonst aber wird alsobald die Haushaltung von ihnen angefangen. Denn etwas Nahrung haben ihnen die Alten erlaubt in den Blasen mitzunehmen. Wer selbst Bienen halten will, wird durch die Erfahrung von diesen merkwürdigen Thieren mehr lernen.

Auf dem zweyten halben Vierthel können wir Seidenwürmer kennen lernen. Seht, die lange Raupe ist der erwachsne Wurm. Er nährt sich mehrentheils von Maulbeerblättern auf

den Bäumen. Er drückt aus zwey Oeffnungen des Mundes einen klebrichten Saft heraus, welcher, sobald er an die freye Luft kömmt, in einen harten Faden verwandelt wird, den er durch die Vörderfüsse zusammen klebt. In diesem Geschäfte kriecht er rückwärts oder zur Seite, und macht also einen langen Faden, an welchem er sich herunterlassen und wieder hinauf klettern kann. Mit der Zeit hört er auf zu fressen, und verlängert auf ähnliche Art den Faden, aus welchem er nach und nach eine eyförmige Hülse, oder einen Cocon, um sich herum wickelt. In demselben ruht er ohngefähr vierzehn Tage, als wenn er todt wäre, und wird nach und nach zur Puppe, die kein Wurm mehr ist, sondern die Glieder so ändert, daß zuletzt, wenn er durch die innre und äußre Hülse durchbricht, als ein geflügelter Schmetterling, oder Zweyfalter hervorkömmt. Dann werden die Weibchen von den Männchen befruchtet, daß sie Eyer legen, aus welchen hernach wieder junge Würmer, durch die Frühlingswärme ausgebrütet, hervor kriechen, alsobald ihre Nahrung von den Blättern suchen, und vor der Spinnung der Hülse viermal die Häute wechseln. (Die kleinen Eyer, die größre Puppe und der Cocon, sind neben dem Wurm gezeichnet).

Wenn die Zweyfalter sich aber selbst durch die Hülse durchbohrten; so würde die Seide verdorben oder durchschnitten. Man tödtet daher die meisten Cocons auf einem heissen Ofen, oder durch die Sonnenhitze, befreyet sie von der obersten Flockseide oder Floretseide (welche gesponnen, und

zum Gewebe schlechter Bänder gebraucht wird), wirft sie in laulichtes Wasser, sucht auf gewisse Art an jedem das Ende des Fadens, nimmt von verschiednen Cocons die Fäden in die Hand, befestigt sie an einem Haspel, und windet auf denselben, vermittelst Umdrehung, die nach und nach losgewickelte Seide von den Cocons, die sich in dem Wasser unbeschädigt herumdrehen. Seht da das haspelnde Weibsen, das Wassergefäß auf dem Gestelle, Cocons daneben, und dort einige Haken, woran zuweilen die Seidenwürmer gesetzt werden, wenn sie sich einspinnen wollen. Das andre Weibsen trägt Cocons zu. Die Seide wird hernach, damit sie stärkere Fäden gebe, zusammen geschlängelt. Der Weber webt und flicht sie durch einander und neben einander. So entstehen die zierlichsten und kostbarsten Seidenzeuge von Wurmsaft und durch Arbeit der Menschen.

Das Thier da mit dem Hundskopfe und dem dicken Schwanze ist ein **Fuchs**. Er trägt eine Gans so künstlich, als wenn er das Aufladen gelernt hätte. Mit derselben eilt er nach seiner Grube, sich und seine Jungen zu futtern. Denn der Fuchs gehört zu den **Raubthieren**, welche theils vom Aase, theils von demjenigen leben, was sie tödten und zerreissen. Unser liebes buntes **Kätzchen** gehört auch zu dieser Art. Ihr habt oft gesehn, mit welcher Begierde es den Mäusen und Vögeln nachstellt. Es ist zwar für ein menschliches Herz kein angenehmer Anblick, wenn ein schwächer und einfältiger Thier, von seinem stär-

kern oder listigern Gegner mit Quaal getödtet wird: aber wir Menschen wären noch schlimmer daran, wenn keine Raubthiere wären. Wir würden uns vor Mäusen und Ratten, ohne andre beschwerlichere Hülfsmittel, nicht bergen können, wenn Katzen, Eulen, Füchse und andre Thiere nicht täglich ihre Leckerbissen davon hätten. Mücken und Fliegen würden uns wie eine Wolke umgeben, wenn sie nicht eine tägliche Speise der Schwalben und andrer Vögel würden. Das Aas würde durch seinen Gestank eine allgemeine Krankheit verursachen, wenn viele Thiere nicht den Füchsen und Wölfen und andern vierfüssigen Thieren, auch den Raubvögeln, als Krähen, Raben, Habichten, Weihen, Reihern, Geyern und Adlern zur Nahrung dienten. Denn alle diese greifen lebendige Thiere an, ihr eigen Leben zu erhalten; weil ihr Magen so beschaffen ist, daß sie pflanzartiges Futter nicht verdauen können. Sie sind auch mit solchen Zähnen, Klauen oder spitzigen Schnäbeln versehn, daß sie ganz eigentlich zu ihrer Art des Raubes und der Nahrung eingerichtet scheinen. Ueber dieses ist den meisten eine sonderbare Kunst, ihren Raub aufzusuchen, zu fangen und zu überwältigen, angebohren; eine Kunst, die sie nicht lernen dürfen, wie wir die unsrigen. Auch von Menschen werden täglich eine erstaunliche Anzahl von Thieren getödtet; entweder, weil ihre Art bis zu einer Beschwerlichkeit anwächst, oder weil wir ihr Fleisch und Fett, ihre Federn, Felle und Knochen, oder andre Theile

von ihnen, zu unserm Gebrauche anwenden wollen. Wir müssen uns das Uebel, welches die Thiere leiden, indem sie getödtet werden, nicht zu groß vorstellen. Denn der vorhergehende Schmerz ist gemeiniglich sehr kurz; sie haben lange mit Vergnügen gelebt, und sich vor dem Tode nicht gefürchtet, den sie nicht kennen. Ja, wenn sie nicht gewaltsam getödtet würden; so müßten die meisten von ihnen im Alter vor Mangel dennoch langsamer und schmerzhafter sterben. Doch, ich bin ganz von meinem Fuchse abgekommen. Er ist ein sehr gefräßiges und listiges Thier. Zu seiner unterirdischen Wohnung gräbt er verschiedene Eingänge, damit, wenn die Jäger einen verstopfen, oder wenn die Tachshunde, seine Erzfeinde, durch den einen hinein kommen, durch die andern ihm der Eingang oder Ausgang offen stehe. Er riecht den Jäger, besonders wenn er Schießpulver bey sich hat, von fern, und eben dieses können die meisten Thiere, auch die Vögel in der Luft. Kommt der Fuchs auf dem Felde (oder bey Nacht in den Ställen) zu Gänsen und Hühnern; so tödtet er sie alle, ehe er eins wegschleppt, vermuthlich in der Hoffnung, sie allesammt nachzuholen.

Der Raubvogel in der Luft auf dem Bilde, scheint mir ein Seefalk. So schießt er, wenn er einen Fisch im Wasser erblickt, herunter, daß das Wasser über ihn zusammenschlägt, und kömmt mit einem Fische wieder hervor. Aber oft hat er alsdann für einen andern den Tisch gedeckt. Denn der stärkere Seeadler, welcher auch von Fischen

lebt,

lebt, und sie nicht so gut fangen kann, hält sich gemeiniglich in seiner Nähe auf, fliegt ihm nach, und jagt ihm eine solche Furcht ein, daß er vor Angst seinen geraubten Fisch fallen läßt. Diesen weis der geschwinde und geschickte Seeadler (welchen ihr dort zur Linken sitzen seht) aufzufangen, ehe er zu Boden fällt. Derselbe kann aber den Fisch wegen der widerstehenden Floßfedern nicht anders verschlingen, als wenn er ihm von oben, mit dem Kopfe zuerst, in den Rachen fällt; er weis ihn also so künstlich in die Höhe zu werfen, und sich selbst so darunter zu halten, daß er ihn unfehlbar auf solche Art fange und verschlinge. Ein Meisterstück, welches wir ihm gewiß nicht nachmachen können.

Betrachtet ferner, am Fusse des Berges, ein sonderbares Fuhrwerk. Die Murmelthiere bedürfen oft eine Menge von Heu oder dürrem Grase. Alsdann, wenn man uns recht berichtet hat, legt sich eins auf den Rücken, und läßt sich von den andern zwischen den Pfoten beladen. Hierauf stellt sich einer vor ihm, und ein dritter vor diesem. Alle fassen sich mit den Zähnen in den Schwanz; sie ziehen darauf los: und so kömmt das Fuder Heu nach Hause. — Seht dort in der Ferne zur Rechten das Geflügel auf der Erde. Die Mutter scheint von den Jungen zu fliegen, um ihnen Speise zu holen. — Wo ich nicht irre: so sind die vier Löcher dort in dem Sandgefässe künstliche Höhlen eines Ameisenfressers, welche nach unten, wie ein Trichter, spitzig zugehn.

In

In dieser Spitze laurt der Räuber auf die arbeitsamen und gesellschaftlichen **Ameisen**, oder auf andres Gewürm. Denn wenn sie auf dem trocknen Sande seiner Höhle naize kommen; so sinken sie mit hinunter. Und damit es desto gewisser geschehe, so schnellt er aus der Tiefe mehr Sand auf sie. Hat er sie aber erst in seiner Gewalt, so saugt er den nahrhaften Saft aus. Nach der Mahlzeit aber schnellt er das Aas fort, und bereitet die Grube zu einem neuen Fange.

Habt ihr auch wohl schon der **künstlichen** Spinne zugesehn, wie sie ihr Netz ausspannt, um Fliegen und Mücken darinnen zu verwickeln, die ihr zur Speise dienen?

Auf dem einen untern **Vierthel** haben wir den grossen Fisch, dessen **Kiemendeckel, Floßfedern** und **Schuppen** hier recht deutlich gezeichnet sind. Die Floßfedern und der Schwanz sind seine **Ruder**, um sich an dem Wasser fortzustossen. Den letzten weis er so künstlich zu bewegen, daß er in jeder Richtung nach Willen fortschwimmt. Er hat eine ziemlich **grosse Luftblase.** Dehnt er dieselbe aus, so wird er grösser, und doch nicht schwerer; alsdann steigt er im Schwimmen höher: drückt er dieselbe zusammen; so wird er kleiner, und doch nicht leichter, alsdann sinkt er. Wir Menschen können im Schwimmen einigermassen eben dasselbe thun, und die Höhlung unsrer Brust entweder ausdehnen oder zusammenziehn.

Dicht an dem Fische liegt eine **Auster** oder **Muschel.** Diese **Schalthiere** liegen auf dem

Grunde des Wassers und nähren sich vom Schlamme oder etwas anders, was in demselben ist, wozu sie die beyden Schalen, wovon sie umgeben, sind öffnen und wieder zuschliessen können. Das Austernessen haben die Menschen vermuthlich von einigen Thieren gelernt. Denn ein gewisser Raubvogel, wie man sagt, nimmt sie mit in die Luft und läßt sie auf einen Fels fallen und zerschmettert werden, damit er zu dem fleischichten Theile komme. Eine Art Affen soll, wie man sagt, eine andre List gebrauchen. Sie geben Acht, mit einem kleinen Steine in den Pfoten, wenn die Auster sich von selbst öffne. Damit sie sich nun nicht schliesse, ehe sie dieselbe von einanderreissen können; schieben sie den Stein zwischen die Schalen. — Bey dem Fische seht ihr auch eine Eidexe mit einem langen Schwanze. Einige dieser Thiere leben mehr auf dem Lande, andre mehr im Wasser. Die zweyte Art soll giftig seyn, die erste aber nicht. Etwas von ihnen ist nützlich zur Arzeney, gleichwie die meisten giftigen Dinge, deren vorsichtiger Gebrauch, den die Aerzte verstehn, heilsam seyn kann. Solche Thiere, die zugleich auf dem Lande und im Wasser leben, heißt man Amphibien. — Ganz vorn seht ihr die Kröte, den Frosch, die Schlange und die Spinne. Der Frosch ist ganz unschädlich. Die Schlangen und Spinnen in unsrer Gegend gleichfalls. Aber sehr weit von uns findet man einige Arten giftiger Schlangen, und einige sollen so groß seyn, daß sie wohl einen Menschen verschlingen.

Seht dort den ansehnlichen Schwan nach seinem Neste am Ufer in das Schilf gehn. Er lebt mehrentheils auf dem Wasser von Fischen; daher hat er Schwimmfüsse mit ausgespannten Häuten, womit er sich, gleichwie auch die Gänse und Enten, fortrudert. — Seht da! Der Langbein und langhals mit dem Fische im Schnabel ist ein Reiher. Er kann nur von Fischen leben und doch nicht schwimmen. Aber er steigt mit seinen langen rothen Beinen ins Wasser. Man sagt, daß seine Farbe die Fische anlocke. Alsdann dient ihm sein langer Hals, sie zu erhaschen.

Dort an dem Ufer stehn Fischottern. Sie können auch unter Wasser fischen, und würden, wenn die Jäger ihnen nicht auflaurten, die Teiche bald leer machen. — Diese grössern Thiere da beym Baume sind Bieber, welche sich theils von Fischen, theils von Baumrinde und andern Pflanzen nähren. Seht da, wie dieser mit seinen Zähnen das Holz absägt. Sie haben schon einen grossen Vorrath in Ordnung gelegt, vielleicht zur Nahrung, vielleicht zum Bau. Sie leben mehrentheils gesellschaftlich in Gebäuden, die sie sehr künstlich am Wasser aufführen. Sie machen eine Schwemme, vermittelst eines Dammes, durch welchen das Wasser, wenn es in dem Flusse niedriger wird, nicht ablaufen kann; ferner eine Wohnung von mehr Stockwerken. Das unterste hat zwey Oeffnungen, eine in die Schwemme, welche sie sehr reinlich halten; eine, durch welche sie den Unrath aus der Wohnung schaffen.

Aber

Aber oben ist auch ein Ausgang, weil die untersten im Winter durch Eis zuweilen unbrauchbar werden. Diesen ganzen Bau führen sie mit eingesetzten Pfählen, welche sie mit Flechtwerk verbinden, und vermittelst eines Mauerwerks, so künstlich auf, daß vielleicht die Menschen von ihnen etwas von der Baukunst gelernt haben. Ihre Pfähle und ihren Thon, welche sie zuweilen weit herholen müssen, schleppen sie auf die leichteste Art durchs Wasser, jene vermittelst der Zähne, diesen vermittelst des breiten und schuppichten Schwanzes, den sie damit bekleistert haben. Der Schwanz dient ihnen auch zur Mauerkelle, den Thon anzuwerfen, und das Mauerwerk eben zu machen. Das Haar ihrer Felle wird zu den Castor-Hüten und anderm Zeuge gebraucht. Das Biebergeil, eine Arzney, ist ein ölichter Saft, den sie bey sich führen, um ihren Schwanz, der von der Luft oder dem Wasser leicht verdorben würde, damit anzuschmieren. Eben einen solchen Saft hat die Henne und das andere Geflügel in Vorrath. Sie drücken ihn mit dem Schnabel aus und ziehn die Federn durch denselben, damit das Wasser von den mit Oel angestrichnen Federn ablaufe und nicht in die Haut dringe.

Auf dem andern untern Vierthel sieht man einige der furchtbarsten reissenden Thiere, den Löwen mit seiner Mähne, mit seinen eisenharten Klauen und mit seinem gesteiften Schwanze. Er hat, wie ich glaube, ein Pantherthier angefallen und überwältigt. Ein ander Pantherthier ver-

verfolgt das Pferd. Der Löwe soll das mächtigste unter allen vierfüssigen Thieren, der Adler aber unter den Vögeln seyn. Sie heissen deswegen Könige; mit einem Namen, der ihnen nicht zukömmt. Denn Könige oder Landesväter sind zwar auch mächtig, aber nur, um Weisheit und Güte auszuüben.

Seht ihr dort das langhalsige Cameel? Es kann auf seinem Rücken, der einen Höcker hat, eine sehr grosse Last tragen, und, ohne zu ermatten, einige Tage Hunger und Durst leiden, wenn die Menschen mit ihm durch Sandwüsten reisen. Aber dann kann es auch eine erstaunliche Menge Wassers einsaufen. Daher es, wenn die Menschen selbst Noth leiden, zuweilen geschlachtet wird, damit sie es aus seinem Eingeweide schöpfen und trinken können. Das Cameel ist den Menschen sehr gehorsam, und kniet auf den geringsten Wink, wenn es beladen werden soll.

Das sehr grosse, hohe und dicke Thier dort, der Elephant, kann zahm und gehorsam gemacht werden. Der Knabe, der ihm auf dem Nacken sitzt, kann es durch Berührung mit seinem spitzigen Stocke regieren, wohin er will. Ist das Thier aber zornig, so kann es mit seinen Füssen alles zertreten, mit seinen hervorstehenden Zähnen (deren Materie Elfenbein heißt) alles zerschmettern und spiessen; mit seinem Rüssel alles zerschlagen und fortschleudern. Dieser Rüssel ist sehr biegsam, daß er ihn verkürzen, verlängern, auf mancherley Art krümmen, herunterlassen, in die Höhe

heben, und nach allen Seiten wenden kann. Die Elephanten sollen viele Kunststücke mit diesem Rüssel verrichten, kleine Sachen (z. E. eine Taschenuhr, eine Blume, u. s. w.) mit demselben als mit einer Hand anfassen, und sogar ihren Führer auf den Nacken heben; auch sich desselben zum Einsaugen des Wassers bedienen. Der Elephant kann auch ungeheure Lasten tragen. Seht dort den Kasten oder Thurm, der ihm aufgeschnürt ist. Mehr als dreyßig Menschen kann er darinnen forttragen, und dabey noch sehr geschwind von der Stelle kommen. Welche Menge Thiere würde er verzehren, wenn er nicht durch Gras und weiches Holz seinen Hunger stillte!

b) Durch Hülfe der IXten Tafel.

Das Thier an der Kette im ersten Vierthel ist ein Tieger. Er ist schön, aber, wenn er in der Wildniß lebt, sehr grimmig und hinterlistig. Den Menschen laurt er in Gebüschen und hohlen Wegen auf, die Affen betrügt er, indem er sich todt stellt. Die meisten Thiere, die sich vor ihm fürchten müssen, sollen seine Gegenwart durch den Geruch merken.

Das dabey stehende Stück Hornvieh ist vielleicht ein Auerochs oder Büffel. Denn die wilden Ochsen sind von den zahmen an Gestalt nicht sehr unterschieden.

Da ist an beyden Seiten ein mit seiner Last bepackter Maulesel, ein sehr nützliches Lastthier. Er hat etwas von der Dauerhaftigkeit eines Esels,

und

und etwas von dem Ansehn und der Geschwindigkeit eines Pferdes. Denn einer von seinen Eltern ist aus dem **Pferdegeschlecht**, der andre aus dem **Eselgeschlecht**. Seine eigne Art aber kann er nicht fortpflanzen, eben so wenig, als einige andre Thiere, deren Eltern nicht von einerley Art sind. Sonst würden immer neue und ganz unkenntbare Thiere sich anhäufen. Alsdann würden wir in der Behutsamkeit gegen die Thiere und in Nutzung derselben nicht mehr sichern Regeln folgen können. Dort ruht ein Hirsch mit seinem Geweih, welches von Zeit zu Zeit mehr Zacken bekömmt, ob er es gleich oftmals wechselt. Davon haben wir das nützliche **Hirschhorn**. Er ist sehr geschwind und furchtsam, doch nicht in der Brunstzeit, wenn er sich mit seinem Weibchen begatten will, oder wenn er in die Enge getrieben wird. Alsdann ist er nicht nur Hunden, sondern auch Menschen gefährlich.

Seht dort auf dem andern Viertheil einen Mann, der eine **Raupe** betrachtet. Denn auch die kleinsten Thiere und Insekten sind merkwürdig, können unsre Wißbegierde vergnügen, und uns zu weisen Betrachtungen Gelegenheit geben. Wenn man aber etwas Kleines oder kleine Theile der grossen Dinge genau betrachten will: so nimmt man **Vergrösserungsgläser** zu Hülfe. Dieser Mann hat eins in der Hand.

Der **Strauß** in der Mitte des Bildes ist einer der größten unter den Vögeln. Er lebt von Feldfrüchten und Kräutern. Seine haarähnlichen

Federn werden zu mancherley Zierrathen gebraucht. Er hat nur zwey Zeehen, wie das Cameel, dem er überhaupt etwas ähnlich ist. Sein Kopf steht so hoch, als der Kopf eines Reuters zu Pferde. Wann er gejagt wird, und endlich nicht mehr fort kann; so sucht er zu seiner Sicherheit den Kopf so zu verstecken, daß er die Jäger nicht siehet. Diese aber sehen ihn alsdann desto besser, und säumen nicht, sich seiner zu bemächtigen. Er kann aber anfangs geschwinder und länger laufen, als ein galloppirendes Pferd. Dieses muß, wenn man ihn ermüden will, mit einem frischen abgewechselt werden. Fliegen aber kann er nicht, sondern durch die Ausbreitung seiner Flügel nur die Geschwindigkeit seines Laufes befördern, weil nach der Grösse seines Körpers die Flügel zum Fliegen nicht groß genug sind. Er legt jährlich 20 bis 50 Eyer, davon ein jedes zwey bis drey hungrige Menschen sättigen kann. Einige sagen, er dürfe seine Eyer nicht ausbrüten, sondern es geschehe von der Sonnenhitze. Ist es wahr, so legt er sie an solche Oerter, wo die Jungen alsobald Futter in der Nähe finden können. Denn es ist, wie ich gehört habe, eine durchgängige Erfahrung, daß die Thiere zur Erhaltung ihrer Jungen alle nothwendige Geschicklichkeit und Mühe anwenden. Aber mehr thun sie nicht für dieselben. Daher Eltern und Kinder unter ihnen sich hernach nicht einmal kennen. Seht dort das grosse Rhinoceros oder das Nasehorn im Wasser stehn. Es ist mit einer erstaunlichen dicken und harten

Haut

Haut verwahrt, welche in Falten auf seinem Leibe liegt. Es hat einen Rüssel fast wie ein Schwein, aber ein starkes Horn auf der Nase. Vermittelst desselben kann es Bäume aus der Erde reissen oder zerbrechen. Ein Brod, woran sich fünf Menschen satt essen können, gleitet wie ein einziger Bissen in seinen Schlund hinunter. Es soll mehrentheils friedsam seyn, aber, wann es gereizt wird, auch abscheulich wüten. Es nährt sich von Kräutern. Aber welcher erstaunlicher Vorrath von Speisen muß nicht von Jahr zu Jahr für so viele und für so entsetzlich grosse Thiere in Bereitschaft stehn?

Seht da oben in der Luft! So fliegen die Zugvögel, die sich heerweise von einer Gegend in die andre begeben, wo sie mehr Nahrung, oder im Winter eine bequemere Luft finden. Von dieser Art sind die Schwalben, die wilden Gänse und Störche. Die letztern fliegen allesammt an einem Tage aus einem Lande weg. Vorher aber haben sie sich versammelt, gleichsam als wenn sie sich über die Reise berathschlagten. — Seht dort den Sägefisch. Mit der Säge, die ihm aus der obern Kinnlade wächst, kann er Fische, die grösser als er selbst sind, angreifen und zu seiner Nahrung tödten, denn sie ist hart wie Horn, und mit spitzigen Zacken versehn. — So sehn die Crocodillen aus, fast wie Eidexen. Aber einige sind so groß, daß sie einen Menschen verschlingen können, wenn sie ihn durch einen Sprung aus dem Schilfe mit den Vördertatzen erhaschen, oder mit

dem Schwanze erst zu Boden geschlagen haben. Aber alle solche furchtbare Thiere sind in unsern Gegenden nicht zu finden. Das Crocodill legt Eyer, welche die Sonne ausbrütet, wenn sie nicht von seinem Feinde, dem Ichneumon, verzehrt oder von Menschen gefunden, und mit Spiessen durchstochen werden. Das Thier aber weis, wann die Jungen ausgebrütet sind. Alsdann kömmt es und holt sie zu Wasser, worinnen diese Art mehrentheils lebt. Es soll durch ein menschliches Geheul Menschen anlocken und alsdann verschlingen. Daher nennt man die Thränen eines falschen Menschen, Crocodillsthränen.

Nun zum dritten Vierthel. Seht, wie dort oben die Taube ihr Kind aus dem Schnabel futtert, mit Speisen, die in ihrem Magen halb verdaut und also für die Jungen verdaulicher geworden sind. Dort auf dem Dache des Kirchthurms ist ein Storchennest. Eine Kirche ist ein grosses Haus, worinn die Menschen sich versammeln, um sich einander zur Tugend zu ermahnen, und sich der Unsterblichkeit ihrer Seelen recht zu erinnern. Denn je tugendhafter die Seele ist, desto glückseliger wird sie nach diesem Leben.

Unten steht das Beutelthier oder der Philander auf den Hinterfüssen. Er hat zwischen denselben einen weichen behaarten und mit Zitzen versehnen Sack. In diesen steckt er seine Jungen, so lange sie nackt und blind sind. Da nähren sie sich, da werden sie aufgenommen, wenn er mit

ihnen einer Gefahr entgehn will. Dieser Beutel ist über Knochen oder Ribben gespannt, damit die Mutter und die Jungen sich einander nicht drücken. Das Thier kann denselben zuschnüren und öffnen.

Das zweyte Thier mit dem erhabnen Schwanze heißt der Aeneas. So bringt er seine Jungen von einem Orte zum andern. Sie wickeln ihren Schwanz um den seinigen, damit sie nicht abfallen. Die Schildkröte (hier in der Mitte gezeichnet) lebt als ein Amphibion. Es giebt kleine, aber auch sehr grosse Arten. Der Leib dieses Thieres ist mit einer harten Schaale bedeckt, über welche ohne seinen Schaden ein beladner Wagen wegfahren kann. Er hat an verschiednen Theilen Fleisch von verschiednem Geschmacke. Aus seiner Schaale wird Schildpatt gemacht. Er legt Eyer, welche die Sonne ausbrütet. Die Jungen aber suchen alsobald das Wasser.

Auf dem vierten Viertbel ist zu sehn, wie die Thiere sich einander angreifen und vertheidigen. Die Ochsen sind so dumm nicht, wenn es auf ihre Vertheidigung gegen Thiere ankömmt. Denn von Menschen lassen sie sich, einer nach dem andern, ruhig todt schlagen. Aber wie klug vertheidigen sie sich hier mit den Hörnern gegen den Bären. Sie kehren ihm nicht die Seite, nicht die Hintertheile zu. Sie wollen nicht schlagen, wie ein Pferd, nicht beissen, wie ein Hund, denn das können sie nicht. Aber mit den Hörnern können sie ihren Feind spiessen, und wenn sie ihn fassen, fortschleudern. Werden sie von

vielen Feinden angegriffen; so schlieſſen sie einen Krais, mit den Hörnern voran, daß jene nirgend eindringen können. So machen es auch die Pferde, aber die Köpfe einwärts. Seht, der eine Wolf liegt gestreckt und todt auf dem Boden. Hütet euch vor Pferden, die ihr nicht kennt, und neckt sie nicht. Sie schlagen von hinten aus. Einige wenige haben auch die Gewohnheit zu beiſſen, und mit den aufgehabnen Vörderfüſſen zu schlagen. Doch betrachtet noch einmal den Bären, wie er Zähne und Tatzen bereit hält, wenn er einen glücklichen Augenblick finden sollte, an die Ochsen zu kommen, und ihnen etwa über die Hörner hinüber zu springen. Mit welcher Klugheit beugt er den Leib einwärts, um von dem Stosse desto entfernter zu seyn? Solche und andre Künste des Angriffs und der Gegenwehr sind den Thieren angebohren. Das Kalb und Böcklein will schon stoſſen, ehe es Hörner hat. Das Stachelschwein dort unten wehrt sich auf andre Art. Es streckt seine harten und spitzigen Stacheln hervor. Zuweilen zieht es auch seinen Kopf ein, und dann ist es wie eine Kugel, die kein Thier berühren kann, ohne verletzt zu werden. Dieselben Stacheln dienen ihm auch, gefundnes Obst, welches er anspieſst, mit nach Hause zu tragen.

c) Durch Hülfe der Xten Tafel No 1.

Seht einen hohen Berg mit verschiednen Absätzen und überhängenden Theilen. Er

ist so hoch, als etwa fünf hohe über einander gesetzte Thürmer. Wer da steht, wo die 3 Gemsen oder wilde Ziegen sind (welche auf eine erstaunliche Weise von einem Felsenstücke zum andern über die tiefsten Abgründe ohne Furcht springen können), kann über viele Thäler und das niedrige Gebirge erstaunlich weit vor sich hinsehn; so weit, daß er in dreyen Tagen nicht dahin reisen könnte. Ueber ein solches Gebirge oder an demselben ist oftmals der Landweg. Seht dort den bepackten Mauleſel nebst seinem Treiber, und über die Bäume hin auf demselben Wege einen andern nebst seinem Führer.

Die hohen Berge sind mehrentheils oben kahle Felsen, aber in der Mitte und unten an Bäumen, Kräutern und am Grase fruchtbar. Seht, wie mancherley Thiere hier am Fusse des Berges ihre Weide finden; den Hirsch mit seiner Hindinn; weiter herunter zwey wohlbeleibte Kühe. Ein Kalb liegt daneben. Die andern sind Schafe; doch der mit den Hörnern ist ein Bock, der Mann der Heerde.

Das Thier, welches der Jüngling auf einem Stocke in die Höhe hält, ist eine Nachteule, welche sich sonst bey Tage nicht sehn läßt, sondern nur bey Nachtzeit auf ihren Raub ausfliegt. Wenn man sie aber so bey Tage in die Höhe hält; so fliegen alle Vögel, welche sie von ferne erblicken, herbey und greifen sie an mit ihren Schnäbeln. In der Angst wirft sie sich auf den Rücken, wehrt sich mit ihren scharfen

Klauen, beisset und knarret mit ihren krummen Schnabel. Seht, wie sich die beyden Bauerkinder darüber freuen. Die Bauerkinder sind weder unglücklich noch verächtlich. Sie haben viel Vergnügen, und lernen früh arbeiten und ihr Brod verdienen.

An dem Baume klettert ein Eichhörnchen hinauf. Es ist ein possirliches Thierchen mit seinen Gebehrden. Es hat sich vielleicht einige Nüsse geholt, die es auf dem Baume in seinem Neste verwahren will, oder es flieht vielleicht vor dem bellenden Hunde, dessen Kopf da an der Seite ein wenig hervorragt. Denn die Thiere wissen allemal ihr sicherstes Rettungsmittel.

Auf dem Plankwerk sitzt ein kleiner Vogel. An der Mauer des Hauses ist eine Vogelfalle aufgestellt. Der Vogelsteller streut Futter hinein. Wenn nun aber die Vögel darinn fressen und herumhüpfen, so schlägt die Klappe zu. Einige Vögel fängt man auch in Netzen, fast wie die Fische; besonders Feldhüner, Lerchen und Wachteln. Ich möchte eine Anzahl von Nachtigallen fangen. Denn so angenehm, so abwechselnd, so musikalisch singt kein andrer Vogel; bald im hohen, bald im niedrigen Tone, bald pfeifend, bald girrend, bald munter, bald traurig. So lange als sie, kann schwerlich ein Mensch das Trillern aushalten.

Aber der Papagey (dort sitzt einer im Fenster) ist auch nicht zu verachten. Seine

Federn

Federn haben vortreffliche Farben. Er kann sich mit dem Schnabel sowohl als mit den Klauen anhängen, und sowohl klettern, als sich hin und her schwingen. Doch seine angenehmste Eigenschaft ist, daß er, wenn er oft einerley Worte hört, dieselben fast wie die Menschen nachsagen lernt, weit besser, wie die Elstern, Staare und Kräben, die es einigermassen auch können. Aber verstehn kann er nicht, was er alsdann sagt; zwar schreyt er, wann an die Thür geklopft wird: Wer klopft da, aber alsdann will er nicht wissen, wer klopfe; sondern er schreyt nur so, weil er gewohnt ist, bey dem Schalle des Klopfens diese Worte zu hören, die er nachahmt. Ein Thier, wenn es auch alle Sprachglieder hat, und mit Menschen noch so lange umgeht, wird doch niemals reden lernen. Denn es hat weder Fähigkeit noch Begierde, auf viele Dinge, worauf alle Menschen aufmerksam werden, aufmerksam zu seyn. Es denkt nicht an die Handlungen und Zustände seiner Seele. Daher kann es durch menschliche Töne nichts anders verstehn lernen, als nur, was seinen Körper betrifft; von andern Dingen aber die Menschen nicht verstehn, und also selbst nicht reden lernen.

In dem andern Fenster sind zwey Käficke mit Vögel zu sehn. Aber der fliegenden Fische dort über dem Wasser hätte ich bald vergessen. Sie haben eine Haut, welche sie ausspannen können, und die ihnen statt der Flügel dient. Sie heben sich aus dem Wasser, wenn sie von

Raub-

Raubfischen verfolgt werden. Zuweilen aber werden sie eben dadurch eine Speise der Raubvögel. Man hat auch fliegende Mäuse oder Fledermäuse, fliegende Eichhörnchen, Katzen und Eidexen. Die letzten nennt man Drachen.

d) Durch Hülfe der Xten Tafel No. 2.

Auf dem obersten Felde ist das Ufer des Meeres zum Theil mit Eis belegt. Da fährt ein gegen die Kälte wohlverwahrter Mann auf einem kleinen Schlitten, vor welchem ein gehörntes Rennthier gespannt ist. Das Rennthier kann weit geschwinder laufen, und es viel länger aushalten, als ein Pferd. Man darf es auch durch Zügel nicht regieren, sondern es läuft, ohne von der Bahn zu weichen, nach dem gewohnten Orte. Vielleicht läßt man alte Rennthiere erst voran laufen, um die jungen abzurichten. In einigen Gegenden haben die Menschen fast nichts zu ihrem Gebrauche, als Rennthiere. Sie kleiden sich und bedecken die Häuser mit ihren Häuten; sie nähren sich von ihrem Fleisch und ihrer Milch; sie machen von den Knochen Werkzeuge von den Gedärmen Stricke.

Da auf dem Eise an den Bergen sind Seehunde, so groß wie Kälber, vorn wie ein Hund, hinten fast wie ein Fisch gestaltet. Sie leben von geraubten Fischen, kommen aber zuweilen um Luft zu schöpfen, ans Land oder auf Eisschollen. Sie werden auf mancherley Art gefangen. Doch, wenn sie auf dem Lande oder

Eise sind, so können ein Paar Leute in kurzer Zeit eine Menge tödten mit einem Stocke, welcher vorne wie eine Keule und mit Eisen beschlagen ist, und womit sie diese Thiere auf die Nase schlagen. Selten laufen die andern weg, ob sie gleich ihre Kameraden getödtet sehn; faßt aber das Thier einen Mann, so kann es ihn mit unter das Eis ziehn. Der weisse Bär, der da aus dem Gebirg hervorkömmt, ist ihr Erzfeind; aber zwey Menschen können auch ohne Feuergewehr einen solchen Bären mit Spiessen erlegen. Ich habe einmal gehört, daß kein Thier in der Welt sey, welches von einem oder zweyen Menschen nicht bezwungen werden könnte, wenn sie nur die Natur der Thiere kennten, und sich auf den Angriff geübt hätten. Durch Feuergewehr aber ist ein jedes Thier bezwinglich. Doch noch Etwas von den Seehunden! Viele Menschen in kalten Ländern können fast allen ihren Bedürfnissen durch den Fang dieser Thiere abhelfen. Sie essen ihr Fleisch, aus den Fellen machen sie Kleider, Dächer und Kähne. Ihr Speck ist thranig, und wird angezündet, die Hütten zu erwärmen, oder das Feuer zu unterhalten.

Einen solchen Speck hat auch der Wallfisch, eins der größten unter den Seethieren. Seht dort im Wasser wird einer getödtet. Er ist länger, wie der höchste Baum. Man kann also denken, wie dick er sey, da er nicht wie eine Schlange, oder wie ein Aal, sondern wie ein

dicker

dicker Fisch gestaltet ist. Wenn er erst todt herum schwimmt; so können wohl funfzig Menschen auf seinem Körper herum spatziren. Seht, wie er aus seinen Luftlöchern baumdick Wasser spritzt; eben dadurch kann man von fern sehn und hören, wo er ist. Die ihn tödten wollen, wagen sich in einem Boote, oder mit einer Schaluppe nahe an ihn, nehmen sich aber in Acht, daß er das Fahrzeug nicht mit seinem Schwanze berühren könne, denn er könnte damit sogar ein grosses Schiff zerschmettern. Sie werfen ihre Harpunen oder Wurfspiesse in den Leib. Wenn er die Wunde fühlt, so sinkt er anfangs zu Grunde; alsdann müssen die Fischer eine solche Länge des Stricks, welcher an dem Wurfspiesse befestigt ist, geschwinde nachfahren lassen, damit er die Schaluppe nicht umreisse. Bald kömmt er wieder in die Höhe, um Luft zu schöpfen. Eiligst begrüßt man ihn mit mehr Harpunen, bis das ungeheure Thier sich verblutet und todt ist. Alsdann geht man mit Lust ans Speckschneiden, packt den Speck in Tonnen und führt ihn nach Hause, weil man Thran daraus schmelzen oder brennen kann, welches zur Erhaltung der Lampen und vielen andern Sachen dient. Der Speck sitzt nur zwischen der Haut und dem magern Fleische. Das letzte läßt man mit dem Gerippe liegen; es dient den Bären, den Seehunden, andern Fischen und den Raubvögeln zur Speise. Inwendig in seinem Rachen schneidet man das Fischbein. Aus dem Gehirne von einer gewissen Art Wallfische

wird

wird der Wallrath genommen, woraus man, wie aus Wachs oder Talg, Kerzen giessen, und welchen man auch auf andre Art brauchen kann.

Es werden vielerley Thiere im Meer gefunden, welche vorn die Gestalt der Landthiere, hinten aber die Gestalt der Fische haben. Man redet auch von Seemännern und Seeweibern, die vorn einige Aehnlichkeit mit den Menschen haben sollen. Doch wenn sie keine Zeichen vernünftiger Seelen von sich geben, so sind sie gänzlich von der Menschenart unterschieden.

Da auf dem untern Vierthel geht ein Jäger, die Flinte in der Hand, einen Hasen auf dem Rücken, und einige Hunde neben sich. Die Hunde sind nicht allein nützlich auf der Jagd, sondern auch für die Menschen sehr gesellschaftliche Thiere. Sie sind leicht zum Gehorsam zu bringen, und können allerley Künste lernen. Viele sind schön wegen ihrer Farbe und Gestalt, wegen ihrer glatten Haut, oder wegen ihres gekräuselten Haares, oder, wie die Schooshunde, zugleich wegen ihrer zarten Glieder. Ein Hund ist seinem Herrn getreu, und verläßt ihn nicht leicht, wenn er auch oft gemishandelt wird. Er kann den Personen und Sachen zur Sicherheit dienen, daß sie nicht angefallen oder weggenommen werden. Er nützt auch den Hirten, die Heerde in Ordnung zu halten; und den alten kränklichen Leuten, die Füsse zu erwärmen. Es ist eine sonderbare Eigenschaft einiger Hunde, daß sie ihre Behausung oder ihre

Herren

Herren wieder finden können, wenn sie auch viele Tagereisen von ihnen entfernt sind, und durch Flüsse schwimmen müssen.

Seht da auf dem Bilde den kleinen rauchen Hund mit den hangenden Ohrlappen, welcher den Affen anbellt.

Das Affengeschlecht ist dem Menschen äusserlich am ähnlichsten, und ahmt auch viele seiner äusserlichen Handlungen nach; daher hält man Affen zuweilen zum Vergnügen in den Häusern an der Kette. Denn sie sind falsch, besonders wenn sie von unbekannten Personen oder Kindern geneckt werden. Sie kratzen und beissen, und ihr Biß wird schwer geheilt. Aber wegen des Triebes, uns Menschen nachzuahmen, kann man sehr viele artige Geschichte von den Affen erzählen. Sie lieben ihre Jungen sehr, und weisen sie oft vor. Man sagt auch, daß sie dieselben zuweilen so hart an die Brust drücken, daß sie davon sterben. Daher wird eine thörichte Liebe, wodurch man den Kindern schadet, eine Affenliebe genannt.

Da weiter hin giebt es Federvieh zu futtern. Wie begierig rennt die Henne, nach Art des Strausses, mit ausgespannten Flügeln herzu, da sie merkt, daß Gerstenkörner für sie hingestreut werden. Das Mägdchen dort hätte locken müssen, so wäre alles andre Geflügrl auf einmal herzu geeilt.

Der Pfau auf dem Klotze über seinem Stalle hat sehr schöne bunte Federn. Sie

glänzen

glänzen vortrefflich, besonders wenn er seinen Schwanz ausbreitet, und ihn die Sonne bescheint. Aber seine Stimme ist den Menschen sehr ekelhaft. Seht dort die schnatternden Enten in dem Wasserbehältniß. Die eine taucht den Hals unter, um Etwas aus der Tiefe zu holen. Dort am Rande steht vielleicht der Entrich. Wenn man den Enten Hühnereyer, und den Hühnern Enteneyer unterlegt: so werden sie ausgebrütet. Aber aus Hühnereyern kommen Hühnchen, aus Enteneyern junge Enten. Die letzten gehen alsobald zu Wasser; so sehr die Henne, die sich einbildet, ihre Mutter zu seyn, sich davor erschrecken mag. Wer hat es ihnen gesagt, daß sie Schwimmfüsse haben, und schwimmen können? Warum versuchen die Hühnchen es nicht, sondern scheuen das Wasser?

In der Mitte des Wasserbehältnisses springt das Wasser aus dem Springbrunnen in die Höhe. Man kann auf mancherley Art Springbrunnen machen.

Ich sehe auch einen kalekutischen Hahn, mit herunterhängenden Flügeln und ausgebreitetem Schwanze. Die kalekutische Henne liegt neben ihm, mit dem Leibe auf der Erde. Diese da vor der Thür sind zwey schnatternde Gänse. Seht, seht, die mütterliche Glucke: henne mit ihren Küchlein, welche sie mit aller Sorgfalt bald wärmt, bald zur zerhackten Speise lockt, bald vor Gefahr warnt und beschützt.

Diese beiden kleinen beissen sich. Das andre kleine verwegne Hühnchen stört die Henne, welche in dem Korbe oder Neste, entweder ein Ey legt, oder Eyer ausbrütet. Die Henne aber schreyt ihm zornig entgegen. Der Hahn, der Mann der Hühner, ist grösser, und hat mehr Ansehn und Stärke, als seine Weiber. Er hat einen höhern Kamm, und seine Füsse sind mit Spornen bewaffnet. Denn er sucht seine Hühner zu beschützen, und die fremden Hähne abzuwehren, die sich einschleichen wollen. Darüber haben die Hähne oft einen blutigen Streit, bis einer siegt und der andre flieht. Dann schlägt der Sieger vor Freuden mit den Flügeln und kräht. Doch die Hähne krähen auch zu gewissen Zeiten des Tages, der Nacht, und bey Aenderung des Wetters, welche sie merken. Die Henne da über dem Gitterwerk hat vielleicht ein Ey gelegt, und will itzt durch Gackern ihre Freude darüber bezeugen. In dem Stalle sitzt eine Henne auf dem Stocke. So schlafen die Hühner, und wissen das Gleichgewicht zu behalten, daß sie nicht herabfallen. Da zur Rechten ist eine Hühnertreppe in das hohe Hühnerhaus. Es scheint aber, die eine wolle die andre nicht hineinlassen. Denn wenn zwey zu gleicher Zeit Eyer legen wollen: so zanken sie sich ums Nest.

Dort hinter dem Baume springt die Katze nach der Maus hervor. Oben aber, auf dem Kornboden, wo das Dach fehlt, sieht man Katzen. Mäuse und Katzen thun dem

Menschen fast niemals an seinem Leibe Schaden. Man hat keine Ursache, sich davor zu fürchten. Aber Einigen ist Ekel und Abscheu vor gewissen Thieren angebohren; Andre haben sich dazu verwöhnt. Doch wenn die Ratzen sehr hungrig sind: so wagen sie sich wohl an ein kleines Kind in der Wiege, wenn es schläft und etwa Brod in der Hand hält. Aber sonst thun diese Thiere uns keinen andern Schaden, als daß sie Kleider und Geräthe zernagen, ein unangenehmes Geräusch und Geschrey machen, und uns einen Theil der Nahrungsmittel verzehren, anbeissen und verunreinigen.

e) Von der Geschicklichkeit der Thiere.

Tab. LXXXVI.

Wer seine eigne Seele kennt, kann auch die Seelen der Thiere nicht läugnen. Es kann ihm aber belieben, sie nicht Seelen, sondern anders zu nennen. Eben dieses denke ich von dem Verstande der Menschen und dem Verstande der Thiere. Aber menschliche Seelen und menschlichen Verstand haben die Thiere nicht. Dem thierischen Verstande fehlt Etwas, was der menschliche hat. Wegen dieses Mangels bey den Thieren benennt man die Fähigkeit ihres Verstandes nicht mit dem Namen Vernunft: sondern Vernunft nennt man nur Fähigkeit zum menschlichen oder einem noch höhern Verstande.

Aber sonder Zweifel fehlt dem menschlichen Verstande auch Etwas, was der thierische hat; und da in dem thierischen Vieles seyn kann, was wir nicht wissen, weil sie nicht reden, und weil sie Vieles vornehmen, welches wir nicht verstehn; so können wir leicht irren, wenn wir ihnen dieses oder jenes Vermögen absprechen. Ich will euch, lieben Kinder, einige merkwürdige Geschichte erzählen.

Ich habe einen Affen gesehn, der (wie das erste Viertheil zeigt) auf einem straffen Seile, mit einer Balanzirstange in den Vörderpfoten, rückwärts und vorwärts tanzte und zu gleicher Zeit im Maule eine Stange mit Queerstöcken balanzirte, auf welchen viele Wachslichter brannten; nachher wie ein Soldat mit einer kleinen Flinte so exercirte, wie er von seinem Herrn commandirt wurde. Es ist bekannt, daß auch die Bären auf Befehl ihrer Führer tanzen, Schildwache stehen, kobolten, in den Baum klettern, in demselben sich zusammenrollen und wie ein Sack Mehl wieder herunterfallen.

Junge Pferde können gewöhnt werden (nach gewissen Fragen oder Befehlen, und bey einer gewissen Lage der Hand oder der Peitsche ihres Herrn), mit dem Kopfe zu schütteln oder zu nicken, einen Vörderfuß oft nach einander aufzuheben, bey einer gewissen Person stehen zu bleiben, u. s. w. Aber wenn sie bey den Fragen: willst du Haber? spreche ich Teutsch: nicken; bey den Fragen: willst du Schläge?

spreche ich Latein: mit dem Kopfe schüttelen; und bey dem Befehle: zähle mit dem Fusse die Augen dieser Würfel! sie zählen; oder bey den Worten: suche die Person, welche ein schwarzes Kleid trägt, vor ihr stehen bleiben: so erkennen sie nicht die Verbindung, welche zwischen denselben Worten und Sachen ist. Auf dem zweyten Vierthel seht ihr, wie ein Pferd auf Befehl seines Herrn sich niedergelegt hat, sich todt stellt, und treten läßt; ferner wie es durch einige emporgehaltene Reifen springt; wie ein Hund auf den Vörderpfoten fortschreitet, und ein andrer seinen Cameraden in einer Karre schiebet.

An einem Orte lag eine lange hölzerne Röhre, wie ihr auf dem dritten Vierthel seht, welche zum Wasserleiten ausgehöhlt war. In dieselbe begaben sich oftmals Katzen, die sich darinnen eine Zeitlang aufhielten. Auf diesem Hofplatze waren zwey Hunde, welche gern Katzen fingen und todt bissen. Oft hatte einer derselben eine Katze in dieser Röhre gerochen, und vor einer der Oeffnungen gebellt. Natürlicher Weise war sie aber aus der andern Oeffnung, weil die Röhre lang war, ihm glücklich entflohn. So war es oft diesem und dem andern Hunde ergangen. Endlich wurden sie beyde klüger. Wenn einer im Vorbeygehn eine Katze roch: so blieb er ganz still, lief in vollen Sprüngen davon, und suchte seinen Cameraden auf. Schlief derselbe, so stieß er ihn an

die Schnauze mit der seinigen. Dies war das Zeichen, daß beyde zur Röhre eilen mußten. Nun stellte sich einer bey der einen Oeffnung so an der Seite, daß er nicht gesehn werden konnte, und blieb ganz ruhig stehn, bis der andre bellte. Alsdann suchte die Katze das Loch, welches sie für frey hielt. Und auf diese Weise konnte keine, die sich in die Röhre gewagt hatte, den beyden Hunden mehr entgehn. Hievon bin ich selbst ein Zeuge gewesen, gleich wie auch von folgender List eines derselben Hunde. — An dem Rande des alten Hamburgischen Stadtgrabens, der auf dem Boden sehr viel Schlamm hatte, lagen im Schilfe viele Ratzen, welche von meinem Hunde auf verschiedene Art gefangen wurden. Oft aber entkamen sie und schwommen oder liefen so in den Graben hinein, daß sie auf der Oberfläche nicht zu sehn waren. Sie hatten aber die Gewohnheit, alsdann nicht nach dem andern Rande hinüber zu gehn, sondern vielmehr durch einen halben Cirkel, der bald groß bald klein war, zu ihrem gewohnten Rande zurück zu kehren. Dies hatte ich an den Bläschen gemerkt, welche auf der Oberfläche erschienen. Ich lockte also meinen Hund an die Stelle, wo diese Linie zu Ende laufen mußte. Die Ratze kam hervor, und er erwischte sie. Nun wußte er dieses auf immer. Entkam ihm eine; so sah er ruhig ins Wasser, bis er wissen konnte, wie gekrümmt die Linie wäre, welche die Ratze nahm. Alsdann stellte

er

er sich (wie auf unserm Vierthel) mit den Vorderpfoten und mit dem offnen Rachen in das schlammichte Wasser und an dem Orte, wo die Linie zu Ende gehn würde. Also verfehlte er niemals seines Raubes.

Es ist angenehm zu sehen, wie auf dem vierten Vierthel, wenn ein Vogel im Durste oder Hunger seinen tiefhängenden Eimer oder seinen Freßkasten mit den Pfoten und dem Schnabel aufwindet, und so lange hält, bis er gefressen oder gesoffen hat, alsdann aber wieder sinken läßt. Man kann Tauben dazu abrichten, daß sie nach dem Hause, wovon man sie nach und nach bis zu einer Meile wegträgt, und alsdann auffliegen läßt, schnell eine Nachricht in einem Briefchen überbringen, welches man ihnen an ein Bein bindet. Noch merkwürdiger ist, daß man furchtsame Canarienvögel, wenn sie getäubt sind, gewöhnen kann, in ihrem Schnabel eine brennende Lunte zu nehmen, und eine kleine Canone abzufeuren, ohne durch das Feuer von der Wiederholung abgeschreckt zu werden. Ein Vogel, wenn er auch noch niemals Eyer gelegt, noch Nester hat machen sehn, baut vor dem ersten Eyerlegen aus der dazu tauglichsten Materie, mit grosser Mühe und an den sichersten Orten, ein solches Nest, als für ihn und seine Jungen bequem ist. Damit es von diesen nicht verunreinigt werde, schieben einige Arten der Vögel die Jungen zu gewissen Zeiten so herum, daß der Steiß aus dem Neste

hervorrage, bis sie gewohnt werden, selbst sich so umzukehren. Ein Paar gewisser Vögel flicht zwischen einem einzigen Blatte eines Palmenbaums einige feste Halmen, verbindet sie mit andern, daß nach und nach daraus ein Nest werde, in Gestalt einer hängenden Korbflasche. An einer der schmahlen Seiten geht eine durchleuchtige Röhre (a b) herunter, die unten (b) eine solche Oeffnung hat, daß nur einer der beyden Vögel dadurch zu oder aus dem innern kleinen Neste (n) kommen kann. Uebrigens aber ist alles so dicht geflochten, daß kein Regen ins eigentliche Nest dringt. Es könnte mit Händen, aus ähnlicher Materie, nicht fester und netter gewirkt, und mit Menschenverstand nicht zweckmässiger eingerichtet werden.

Die fliegenden Insekten, wenn ihre Jungen im Wasser ausgebrütet werden, wagen sich in dieses Element, um ihre Eyer dahin zu legen.

Wenn die Alten Eyer legen, welche sie nicht selbst ausbrüten, so geschicht es in den Blättern, in dem Obste, in dem Fleische, kurz, in demjenigen Körper, wovon die Jungen alsobald eine ihnen dienliche Nahrung haben.

Aus einem gewissen Wurme wird nach einiger Ruhezeit, wozu er sich selbst die Höhlung bereitet, ein Hirschkäfer mit langen Hörnern. Er macht seine Wohnung weit grösser, als es sein alter Körper erfodert, und zwar so, daß die Hörner, die er noch nicht hat, auch Raum finden.

Der Falk, ein Raubvogel, der seine spitzigen Klauen durch die Haut und das Fleisch

schlagen,

schlagen, und sich auch an dem Kopfe der grossen Thiere festhalten kann, wird auf folgende Art zur Jagd gegen dieselbe gewöhnt. Man läßt ihn hungern, und steckt sein Futter in die Augen eines ausgestopften Hasenbalgs oder andern Thierbalgs. Wenn er es daselbst zu suchen gewohnt ist; so bewegt man die Gestalt dieses Thieres erst langsam, dann geschwinder, endlich sehr geschwind. Sieht nun hernach der Falk ein solches Thier laufen: so setzt er sich auf den Kopf desselben, und hackt die Augen aus. Dann kommen die Jäger, fangen und tödten dasselbe. Aber ohne Noth muß der Mensch mit den Thieren nicht so hart umgehn.

Der Wasserblaser, ein Seethier, verbirgt im Sturm seine Jungen in einem dazu abgesonderten Raume seines Rachens.

Der Eremit ist ein Schaalthier, aber hinten so bloß und weich, daß er, ohne noch eine Schaale über seinem Hintern zu haben, schwerlich leben könnte. Er macht also ein gefundenes Schneckenhaus zu dem seinigen.

Ein jeder Ort hat mancherley Kräuter und Gewächse, davon einige nur diesen, einige nur andern Thieren dienlich sind. Diese auszusuchen verstehn die Thiere so gut, daß sie niemals oder selten irren. Gewisse Kräuter dienen ihnen nur in gewissen Krankheiten. Auch dieses wissen sie, gleich als wenn ein Thierarzt sie unterrichtet hätte.

Der Bär, sagt man, wenn er angeschossen ist und noch auf seinen Feind losgehn will, stopft

Erde oder Kraut in die Wunde. So wird die geschwinde Verblutung gehindert.

Jedes junge Thier weis die Kunst zu saugen, wenn es derselben bedarf. Es macht im Munde einen Raum, wo gar keine oder nur wenig Luft ist, alsdann fließt ihm die Milch von selbst zu, auch in die Höhe.

Der Hund schöpft im Saufen das Wasser mit seiner Zunge, wie mit einem Löffel. Das Pferd steckt die Schnauze bis über die Nase hinein, und stillt seinen Durst mit Saugen.

Eine jede Art der Thiere weis ohne Unterricht die Künste, die zum Bedürfnisse seiner selbst und seiner Jungen erfodert werden. Aber Künste, die ihnen nach ihrer Lebensart überflüssig oder schädlich wären, wissen sie nicht.

Diejenigen Naturforscher, welche gute Vergrösserungsgläser zu gebrauchen wissen, versichern uns, daß in einem einzigen Wassertropfen, worinnen Blumen oder Kräuter gestanden sind, sehr viele lustige Thiere herumschwimmen, und daß sich auf der Haut der Flöhe weit kleinere Thiere aufhalten, welche von ihnen eben so leben, wie sie von den grossen.

Ich wollte einmal einem Hahn einen geschwinden Tod geben, und hackte mit einem Hiebe den Kopf ab. Der Rumpf flatterte und lief nach verschiedenem Stolpern zehn Schritte unter eine Menge von Klötzern, wo er liegen blieb. Man hat ähnliche Begebenheiten oft bemerkt. Wenn nun die Seele im Haupte war, so erhellt

daraus,

daraus, daß die Glieder sich nach dem Vorsatze der Seele, wenn sie das Ihrige daran gethan hat, sich eine Zeitlang fortbewegen.

Ein gewisser Raubvogel (Jean de blanc) trinkt nur ganz heimlich, weil er dabey seinen Kopf ins Wasser stecken, und sich zur Vertheidigung ausser Stand setzen muß.

Der Nautilus ist von der Schneckenart und lebt im Wasser. Will er steigen; so zieht er sich in der Schale nach vorn zu, drückt das Wasser aus der Oeffnung und wird leichter. Will er sinken; so zieht er sich hinein, das Wasser läuft ein und er wird schwerer. Will er schiffen; so kehrt er seine Schale um, daß sie ein Boot werde; auch spannt er seine Haut empor, daß sie von der Luft gefaßt werde und zum Segel dienen könne. Von ihm haben einige Menschen vielleicht die Schiffahrt gelernt.

Selten verlernt ein Thier die angebohrnen Instinkte oder solche Begierden, die nicht durch Erfahrung und Vorsatz entstehn. Die zahmen Löwen oder Tieger zerreissen ihren Wärter, wenn derselbe ihrer Zunge seine Hand zu lecken giebt, daß sie blutrünstig wird. Ein sehr jung gefangner Fuchs, der auf einem Hofe in einem Häuschen an einer Kette lag, war wegen seiner Schmeicheleyen und Possen ein Liebling des Hauses. Einen Theil seines Futters streute er an dem Ende des Raumes herum, wohin er kommen konnte. Man wußte die Ursache nicht, und vermißte, ohne Verdacht auf ihn zu haben, ein Huhn

nach

nach dem andern. Endlich fand man das Hintertheil seines Hauses voll Knochen und Federn.

f) Durch Hülfe der LXXXVIIsten Tafel.

Aber den Menschen fehlt es nicht an Mitteln, die listigsten, stärksten und schnellsten Thiere zu überwinden und zu fangen. Da auf dem ersten Vierthel sind Affen im Baume, welche ansehen, daß Menschen unter demselben sich in Gefäßen mit Wasser waschen. Sie klettern, wenn sie sich für allein halten, herunter, und wollen die gesehne Handlung nachahmen; finden aber eine Materie, wodurch sie ihre Augen verkleistern, so daß sie lebendig von den auflaurenden Menschen gefangen werden. Der Spürhund, da auf dem Mittelgrunde unsers Vierthels, kann die Spur riechen, wo Wild gelaufen ist, und es also im Lager aufsuchen oder die Nähe desselben anzeigen. Sieht der Jäger dasselbe entweder liegend, oder im Laufe, oder im Fluge, und ist es ihm nahe genug; so schießt er los. Trifft er etwa einen Hasen nicht; so kann ihn doch (wie dort in der Ferne vorgestellt ist) der Windhund (den man an dem spitzigen Kopfe, dünnem Leibe und den langen Beinen erkennt), weil er schneller läuft, einholen und in des Jägers Hände bringen. Der Hühnerhund (da zur Rechten) ist so abgerichtet, daß er alsobald still steht und den Fuß aufhebt, wenn er Rebhühner, Schnepfen, oder andres Wild im Grase oder Gebüsche merkt. Alsdann wird das Wild aufgejagt, damit es vor den Schuß komme. Die Wasserhunde holen die angeschoßnen Enten aus dem

Wasser

Wasser. Aber eine gewisse Art Enten kann unter dem Wasser lange aushalten und taucht sich unter, um der Nachstellung zu entgehen. Auf dem zweyten Vierthel ist eine Schweinhetze vorgestellt. Seht, wie die Hunde den wilden Eber an den Ohren fassen und zurück halten, damit der nahe Jäger ihn mit dem Hirschfänger abfangen kann. Alsdann muß man die Hunde zwingen, daß sie loslassen. Einige derselben liegen da verwundet oder getödtet. Dort zur Rechten ruft ein handfester Jäger einer Rotte wilder Schweine, Hussah! das stärkste geht hervor, um den Ausfoderer im pfeilschnellen Laufe zu Boden zu werfen, rennt sich aber selbst, wenn der Jäger stark genug ist, und der rechten Stelle nicht verfehlt, das Eisen in den Leib. — Auf dem dritten Vierthel zur Linken ist vorgestellt, wie eine wilde Katze einen Vogel von einem Queerstocke weglangen will, vermittelst dessen eine mit einer Last beschwerten Stange aufgestellt ist. Die Näscherinn erkennt nicht, daß sie, so bald sie die Queerstange wegzieht, zwischen den Stangen wird beklemmt und gefangen werden. Es vermuthete auch weder der Fuchs, daß das zuschnellende Eisen, worinn die Lockspeise ist, ihn ergreifen und erdrücken würde; noch der Fischotter, daß die mit Spitzen versehne Walze auf ihm herabfallen könnte, wenn er den Faden aushackte, woran sie in der Höhe befestigt hing; noch der Krammetsvogel, daß er beym Fressen der rothen Beeren sich die härne Schlinge um den Hals schnürte. Dort in der Ferne ist noch eine Falkenjagd gezeichnet. Der Raub-

vogel wird so lange getragen, bis er ein Wild (Kraniche, Reiher, wilde Gänse, Hasen, Rehe, u. s. w.) erblickt, alsdann fliegt er darauf zu, und sucht es zu überwältigen oder es den nacheilenden Jägern durch Aushackung der Augen in die Hände zu liefern.

Die Jagd ist ein sehr gutes Vergnügen, besonders wenn man dadurch etwas ausrichtet, welches den Menschen nützlich ist. Aber an der Quaal der Thiere ein Vergnügen finden, ist grausam und unmenschlich. Warum sollte ich ein Thier zu Tode ängstigen und zu Tode jagen, und ihm dadurch eine Quaal von vielen Stunden verursachen, wenn ich es in einem Augenblicke tödten kann.

Dort auf dem vierten Vierthel ist die Fischerey vorgestellt. Einige Fischer fangen die Fische in einem Zugnetze (1), welches sie an zwey Seiten im Wasser fortziehen. Der eine Mann dort thut solches mit einem grossen Netzbeutel oder Hamen (2), den er an einer Stange im Wasser fortschiebt. Ein andrer setzt Reusen (3) oder Netze, die über kleinere und größre Reifen gespannt sind, unters Wasser, damit die hin und her schwimmenden Fische durch die kleinen Löcher, wie in einem Irrgarten, hineinschleichen, ohne den Rückweg zu finden. Dort ist ein Angler, welcher vermittelst einer langen Ruthe und Schnur, woran ein Häkchen mit einem Wiederhaken und ein Wurm als Köder ist, die anbeissenden Fische einzeln aus dem Wasser zieht. In der Ferne ist ein Theil des Lachsesfanges (zu Dessau) sichtbar, worinnen

Lächse

Lächse, welche durch enge Löcher dem Strom entgegen hineinschlupfen, gefangen werden.

g) Durch Hülfe der XXIsten Tafel. No. 2.

Man pflegt aus guten Ursachen die Thiere in Klassen zu vertheilen. Die erste und wichtigste enthält die **vierfüssigen Landthiere**, welche Knochen, rothes Blut, Lungen und ein Herz mit zwey Kammern haben. Die von den Männchen befruchteten Weibchen gebähren ihre Jungen lebendig, und säugen sie an ihren Zitzen. Einige haben Hufe oder hornige Schalen um ihre Füsse, nicht bloß zum Gehen, sondern zu mancherley andern Verrichtungen, z. E. zum Graben ihrer Höhlen, zum Anfassen ihrer Speisen oder ihres Raubes, u. s. w. Der Huf eines Esels besteht aus einem Stücke (a. 1.) eines Hirsches oder Schweines aus zwey (2), eines Rhinoceros aus dreyen (3), eines Nilpferdes aus vier (4) und eines Elephanten aus fünf Stücken (5). Von diesen behufteten Thieren giebt es nicht so viel Arten, als von denen, welche gelenkige Zeehen mit Nägeln oder Klauen haben, deren Anzahl aber nicht bey allen Thieren gleich ist. Denn das langhalsige Cameel hat deren an einem Fusse nur zwey (6), das Faulthier drey (7), das Eichhörnchen, die Katze (u. s. w.) vier (8), der Haase, der Affe, der Hund und viele andre fünf (9). Einige Hunde werden zuweilen in den schwülen Sommertagen toll oder rasend, welches man an ihrer blauen hervorgestreckten Zunge, an ihrem zwischen den Hinterbeinen heruntergezognen

Schwanze

Schwanze und an dem Geheul andrer Hunde, die jene schon in der Ferne riechen, erkennen kann. Thiere und Menschen, die ihnen alsdann begegnen und nicht ausweichen, sind in Gefahr, gebissen, und wenn nicht bald Rath geschafft wird, gleichfalls rasend zu werden. Denen Thieren, welche wie die Biber im Wasser leben oder ihre Nahrung suchen, wächst zwischen den Zeehen eine Schwimmhaut (10), womit sie sich fortrudern können. Verschiedne Seethiere, als Seehunde, Seebären und Wallrosse, haben ganz unförmliche Füsse. Andre Zeichen, die Gattungen der vierfüssigen Thiere zu unterscheiden, sind die Zähne. Denn von 200 Arten, welche auf dem Erdboden vorhanden sind, haben einige unten und oben Vörderzähne, z. E. die fleischfressenden Thiere, als der possirliche Affe (so wie der Mensch) vier (12), der wühlende Maulwurf, der starke Löwe und scharfsehende Luchs sechs (13). Die pfeifende Maus und einige andre Arten brauchen deren zu ihrer Lebensart nur zwey (14). Einigen Thieren aber fehlen die oberen fleischschneidenden Vörderzähne (15), als dem Rindviehe oder den Kühen und Ochsen, den Hirschen, u. s. w. welche Arten Gras und ander Kraut abrupfen, wenig gekäut in ihren Vormagen hinunterschlingen und hernach aus demselben wieder ins Maul bringen, um es, da es nun erweicht ist, besser noch einmal durchzukäuen. Bey noch andern, als bey den Pferden, sind die Zähne abgestumpft (18), aber zur Zermalmung der ihnen dienlichen Speisen vorzüglich geschickt. Der

Amei-

Ameisenbär endlich ist ganz zahnlos (16); aber ihm wächst statt der Zähne eine lange Zunge (17), durch deren Hülfe er Ameisen und andre Insekten aus Löchern und Ritzen hervorsucht und ins Maul zieht. Alle Thiere dieser Art sind von einer haarichten Haut umgeben. Ein jedes Haar aber (11) besteht aus Röhren und einer Wurzel, wodurch der Nahrungssaft desselben Wege findet.

Eine zweyte Hauptklasse sind die **Vögel**. Sie haben Federn, zwey Füsse, zwey Flügel, rothes Blut, eine (nicht durch ein Zwerchfell abgesonderte) Lunge, zwey Ohren ohne Lappen, einen hornigen Schnabel zu mancherley Verrichtungen, zwey Nasenlöcher an demselben, und zwey Augen auf den Seiten des Kopfes. Auf demselben haben einige allerley Zierrathen, als Kämme, Lappen, Federbüsche. Die meisten Vögel haben an den Ohren einen Kranz dichter Federchen, wodurch sie vor den Insekten, Regentropfen und dem Brausen des Windes den Gehörgang verstopfen, und alsdann wieder öffnen können, wenn sie hören wollen. Der Flügel (b. 17) eines Vogels besteht aus einem vördern und hintern Arme, und den Schwungfedern; eine jede derselben besteht (8) aus der rauchen Fahne und dem Kiele, dessen Obertheil mit der Rinne, der Schaft, und dessen hohler Untertheil die Spuhle heißt. Die Fasern der Fahne sind an einer Seite schmähler, dichter und elastischer als an der andern; und schliessen sich so genau in und an einander, daß die Luft bey der schnellen Bewegung des Flügels nicht durchfahren kann.

Jedes Fäserchen (9) erscheint unter einem Vergrösserungsglase, wie eine neue Feder mit Kiel und Fahne. Die Spuhlen der Schwungfedern stecken mit ihren Wurzeln in der Knochenhaut, und empfangen das zum Wachsthume des Schaftes und der Fasern nöthige Blut. Nur die Federn des Flügels und Schwanzes dienen dem Vogel zum Fliegen, die übrigen aber decken und wärmen ihn. Wenn er die beyden Arme, zwischen denen der Schwerpunct seines Körpers ist, in einem Cirkelbogen herunter bewegt; so weichen die biegsamen und elastischen Schwungfedern, wegen der anstossenden Luft, nach hinten aus, in eine solche schiefe Richtung, daß der Vogel von der Luft nach vorn geschnellt wird. Man stelle sich diesen Flug ohngefähr so vor, wie man ein Schiff durch Ruder fortgetrieben, oder wie man einen Fisch durch seine Floßfedern im Wasser fortschwimmen sieht. Denn der Vogel ist gleichsam ein lebendiges Luftschiff; sein Schwanz das Steuerruder; seine Flügel die Ruderschaufeln; sein mit dickem Fleische wohlverwahrtes Brustbein der Kiel, welcher die Gefahr des Anstosses abwendet. Einige Vögel können nach einigen Schwüngen eine kurze Zeit ohne viele Bewegung schweben, weil sie sich mit ihren ausgebreiteten Flügeln auf eine grössere Fläche von Luft stützen, als sonst unter ihnen seyn würde. Will der fliegende Vogel sich wenden, so bewegt er einen Flügel nur anders oder langsamer. Will er in die Höhe (10), so krümmt er den Schwanz in die Höhe; will er hinunter, so beugt

er

er ihn niederwärts (wie er (10) mit Linien gezeichnet ist), und breitet ihn zuweilen weit aus einander, damit er von vieler Luft aufgehalten und durch keinen heftigen Anstoß verletzt werde. Der spitzige Schnabel und die nach und nach zunehmende Dicke des Halses und der Brust sind gleichfalls eine Erleichterung im Fliegen. Die Vögel werden also zu ihrer Lebensart sehr geschickt gebohren, und wissen die Kunst zu fliegen, ohne sie durch Unterweisung gelernt zu haben. Einige können in sehr kurzer Zeit grosse Entfernungen zurücklegen, z. E. in sechs Minuten eine Meile, oder so weit, als ein Bothe in zwey Stunden zu gehen pflegt. Sie haben an ihren schuppigen Beinen gelenkige Zeehen, welche sie (vermittelst gewisser bis an eine Muskel in der Brust reichenden Sehnen) um einen Ast oder Zweig (11) so krümmen und klammern können, daß sie auch in dem tiefsten Schlafe nicht herabfallen. Hiezu trägt aber nicht wenig bey, daß bey dieser Stellung der vördere und hintere Theil ihres Körpers gerade über den Füssen im Gleichgewicht ist. Daher können einige sogar auf einem Fusse sich im Schlafe fest halten. Die Augen, vornehmlich derer Vögel, die zwischen stachlichtes Gesträuch herum fliegen, sind grosser Gefahr ausgesetzt. Sie vermindern dieselben aber durch eine durchsichtige Haut, mit welcher sie dieselben bey solchen Umständen überziehen können, damit sie durch Vorziehung der Augenlieder nicht völlig blind seyn dürfen. Das Gesicht der Vögel ist schärfer, ihr Geschmack und Geruch gröber, ihr Wachsthum schneller und

ihr Leben länger, als andrer Thiere. Ein Papagey, z. E. wird über 100 Jahr alt. Alle Vögel wechseln jährlich ihre Federn oder mausern sich, wie die vierfüssigen Thiere sich haaren. Die meisten leben paarweise, ein Männchen und ein Weibchen zusammen, und in diesem einzigen Falle nimmt das Männchen am Bau des Nestes, an der Ausbrütung der Eyer und Versorgung der Jungen Antheil. Die Ausbrütung aber geschicht auf folgende Weise. Der über den Eyern sitzende Vogel bringt durch die Wärme seines Körpers die innern eingewickelten Theile des Eyes oder des künftigen Vogels in Bewegung, die nach wenig Tagen, wenn man die Schale öffnet, nur in einem Punkte sichtbar ist. Nach und nach entwickeln und bilden sich mehr Theile, bis das Vögelchen die Nahrung, die innerhalb der Schale war, an sich gesogen oder verzehrt hat, die Schale offen stößt und herauskriecht. Man hat Maschinen und Oefen, in welchen man die Eyer durch eine in gewissem beständig gleichen Grade unterhaltene Wärme, ohne die alten Vögel, während einiger Wochen ausbrüten kann.

Unter den 2000 Vögelarten, die man kennt, sind die **Hühner** (b. 5) uns wohl am nützlichsten. Die Eyer erhält man lange frisch, wenn man sie in Strohhäcksel legt, oder ihre Schale mit einem Firniß überzieht. Die vornehmsten Hühnerarten, ausser den bekannten Haushühnern, kalekutischen Hühnern und Pfauen, sind die Birkhühner, Rebhühner,

hühner, Perlhühner, Auerhühner, Phasanen und Wachteln. Die Singvögel (mit kegelförmig zugespitzten Schnäbeln und mit offnen Nasenlöchern (6)) aber sind für unser Gehör die angenehmsten. Nur die Männchen derselben singen schön, und zwar aus Liebe zu den Weibchen, welche heisere und kurze Töne haben. Wenn zwey Singvögel von verschiedner Art, z. E. ein Hänfling und ein Canarienvogel sich begatten; so singen die Bastardte eine mittlere Tonart; die Canarienhänflinge z. E. singen lauter als ein Hänfling, aber angenehmer und sanfter, als ein Canarienvogel. Viele von den Singvögeln werden auch als Leckerbissen verzehrt, wie die Lerchen, Drosseln, Krammetsvögel, u. s. w.

Weniger angenehm und nützlich für uns sind die meisten Sumpfvögel. Zu dieser Gattung gehören, die klappernden Störche, die brüllenden Rohrdommel, die wachsamen Kraniche, die fischenden Reiher; auch die wohlschmeckenden Schnepfen, aus deren Dreck sogar für Menschen eine niedliche Speise wird. Diesen Vögeln wachsen lange Beine mit nackten Knien und Schenkeln, und nur kurze Schwänze, wodurch ihnen das Waten in den Sümpfen bequem wird; ferner lange Zeehen, die das Einsinken verhindern; auch lange Hälse und Schnäbel (4), womit sie ohne Mühe ihre Nahrung herbeyholen und einsammeln. Hergegen wachsen den Schwalben nur sehr kurze Hälse und Beine, weil sie von fliegenden Insekten leben, welche sie im Fluge fangen. Den

Lerchen wächst ein langer Hinterzeeh, der ihnen das zu ihrer Lebensart nöthige Gehen auf dem Grase erleichtert. Den Schwimmvögeln aber, als den Enten, Täuchern, Möven, wächst zwischen den Zeehen eine Haut, womit sie sich bequem fortrudern; und ein stumpfer breiter Schnabel (3), womit sie auf einmal viel Wasser einschlucken, das Nahrhafte absondern und das Unnütze auswerfen können. Ihr Schnabel ist mit einer Haut überzogen, vermuthlich, um die Nahrungstheile im Schlamm oder Wasser desto leichter zu finden. Die Pelicanen oder Kropfgänse haben in ihrer untern Kinnlade einen Sack, worinn sie ihren Jungen Nahrung herbey holen. Sie reissen sich aber die Brust nicht auf, um dieselbe mit ihrem Blute zu nähren. Einigen nicht singenden Waldvögeln (mit einem etwas gedrückten oben gewölbten Schnabel (2)), als den Spechten, den Halsdrehern, u. s. w. wachsen an jedem Beine zwey Zeehen vorn und zwey hinten, womit sie sich an den Zweigen sehr bequem und fest anklammern können. Den Elstern, Krähen, u. s. w. welche gleichfalls zu dieser Gattung gehören, des Kletterns aber zu ihrer Lebensart nicht so sehr, als jene bedürfen, wächst nebst drey Vörderzeehen nur ein einziger Hinterzeeh. Die Raubvögel, deren häutigter Magen durch Hülfe eines Saftes nur Fleisch verdauen kann, würden die meiste Schwierigkeit finden, sich Nahrung zu verschaffen, wenn nicht ihre gute Waffen, als ihr gebogner Schnabel, die scharfe Ecke oder der Zahn an ihrer obern Kinn-

lade,

lade (1), ihre scharfe krumme Klauen, ihr scharfes Gesicht, ihre anhaltende Wachsamkeit und die Schnelligkeit des Fluges, mit welcher sie ihren auserſehnen Raub verfolgen, wenn alles dieses sie nicht vor dem Verhungern bewahrte. Einige (als die Geyer) sättigen sich doch auch mit Aesern. Sie legen nur wenige Eyer (selten über drey). Sie treiben ihre Jungen eher von sich, als andre thun, und leben ungesellig. Das Weibchen ist bey dieser Gattung Vögel schöner und gemeiniglich um ein Dritthel grösser, als das Männchen; da jenes bey andern Thieren gewöhnlich unansehnlicher, kleiner und schwächer ist. Die Falken sind die muthigsten unter allen Vögeln. Die grossen Weyhen fliegen mit der größten Leichtigkeit, fliehen aber doch furchtsam vor den weit kleinern Sperbern. Die Neuntödter bezwingen durch ihren Muth Thiere, die viel grösser als sie selbst sind, und werden von den stärksten Vögeln gefürchtet. Der grosse braune Adler gleicht wegen seiner Stärke und Großmuth dem Löwen. Denn er bezwingt Haasen und greift Rehe und Hirsche an, und kann sich lange von der Krähe oder Elster necken lassen, ehe er sie tödtet. Einige Vögel dieser Art, als die Eulen, fliegen nur in der Nacht auf Raub umher. Sie haben zu schwache Augen, um das Tageslicht zu ertragen, aber in finsterer Nacht sehen sie schärfer, als andre Thiere: die Augen liegen tief, und um denselben wachsen ihnen Lichtschirme oder Federn, wodurch das Licht gemässigt wird. Auch ihre Ohren sind mit beweglichen Deckeln versehn,

wodurch sie den Gehörgang erweitern, wann sie lauschen; oder ihn verschliessen, wann sie am Tage das Geräusch der Natur nicht hören wollen.

Die Vögel verschaffen uns manches Vergnügen und vielerley Nutzen. Wenn sie die Insekten nicht täglich verminderten: so würden von denselben in kurzer Zeit die Luft angefüllt, und die Pflanzen, Thiere und Menschen bedeckt und gefressen werden. Ihre Eyer und ihr festes Fleisch sind vortreffliche Nahrungsmittel. Die Eyderdunen von den nordischen Eydervögeln, oder die Federn von Gänsen, dienen uns zu Polstern und Betten; die Schwungfedern der Gänse, Störche, Schwäne und Raben zum Schreiben und Zeichnen; die mannigfaltigen Stimmen und Farben der Vögel zur Lust der Ohren und Augen; die Betrachtung ihrer Eigenschaften zu mancherley Lehren.

Die folgende Hauptklasse enthält die Amphibien (davon es etwa 700 Arten giebt), die bald auf dem Lande, bald im Wasser leben. Sie haben Lungen, ein Herz mit einer Kammer und einem Lappen, und ein kaltes rothes Blut. Sie können, wenn sie unter Wasser gehn, das Athemholen eine Zeitlang nach Gefallen einstellen. Einige haben eine glatte Haut; einige Schuppen; einige Schilder. Die meisten legen Eyer. Einige haben Füsse, als die langschwänzigen Eydexen, die springenden und quackenden Frösche, die schleichenden Kröten, die fliegenden Eydexen oder Drachen, und die langsamen Schildkröten. Einige Arten der Eydexen sind giftig. Der Biß der Ey-

dere Chalides verursacht, daß alles Fleisch des gebissenen Menschen oder Thieres von den Knochen abfällt. Der von dem Gifte einer Kröte verursachte Geschwulst vergeht, wenn man Rautenblätter auf das geschwollne Glied legt, oder dasselbe in ein frisch gegrabnes Loch in der Erde steckt. Die Laubfrösche dienen einigen Leuten als Wetterpropheten. Einige Amphibien sind ohne Füsse, als die Schlangen, davon einige wenige Arten giftig sind, als die Klapperschlange, die Nattern, Vipern und Brillenschlangen. Durch das Ausdehnen und Zusammenziehn ihres Körpers können sie geschwind fortkriechen. Einige Schlangen wickeln sich um die Thiere und Menschen, und zerdrücken sie auf solche Weise, andre beissen. Bey einigen wird auf jeder Seite der Kinnlade in einer Drüse, vom Blute ein Gift abgesondert, welcher sich während des Bisses in einen hohlen Zahn ergießt, weil von demselben die giftige Drüse alsdann ausgedrückt wird. Wenn sich nun auf solche Weise der Gift mit dem Blute eines gebissenen Thieres oder Menschen vermischt: so wird dadurch (wenn man nicht schnell Gegenmittel anwendet), nach Verschiedenheit der Schlangenart, Brechen, Zuckung, Gelbsucht, Raserey oder Schlafsucht verursacht. Der Biß der Schlange Aspis macht, daß der gebissene Körper in Eyter zerfließt. Es wird dem Gebissenen aber geholfen, wenn wenigstens binnen der Stunde nach dem Bisse das verletzte Glied erwärmt und mit Baumöl gerieben wird. Die Klapperschlangen haben am Ende des Schwanzes eine aus harten Ringen

bestehende Klapper, womit sie die Eichhörnchen und einige Vögel so erschrecken sollen, daß sie ihnen als ein Raub in den Rachen stürzen. Die Schlangen haben keinen Stachel, einige aber haben Füsse. Wenn das Weibchen eines Frosches seine Eyer ausdrücken will; so wird es (c. 1) von dem Männchen umarmt und umschlossen, damit sein Saame sogleich über dieselben fliessen und sie befruchten könne.

Die Fische, eine neue Hauptklasse, haben kaltes rothes Blut, ein Herz mit einer Kammer und einem Lappen, aber sie sind grösstentheils ohne Lungen. Statt derselben aber haben sie Kiehmen, wodurch sie das ins Maul einfliessende Wasser bewegen und aus den Oeffnungen des Kiehmendeckels wieder heraus treiben. Man hat noch keine hinlängliche Erfahrung, daß sie so riechen oder hören, wie andre Thiere. Sie sind zu ihrer Bewegung statt der Flügel mehrentheils mit Floßfedern versehn, und mit Schuppen (c. 2) bedeckt. Eine jede davon hat eine Wurzel, woran sie in der Haut befestigt ist, und besteht aus kleinern Schuppen, die mit Strahlen, wie die Floßfedern, durchwebt sind. Die Knochen der Fische, die man Gräten nennt, sind knorpelähnlich, und bey einer gewissen Art ganz knorpelig. In dem Schwanze eines kleinen lebendigen Fisches kann man den Kraislauf des Geblüts bequem wahrnehmen, wenn man ihn unter einem Vergrösserungsglase mit dem nöthigen Zubehör befestigt. Man sieht in den feinsten Aederchen das Blut, in kleine Kugeln abgetheilt,

schnell

schnell fortrollen, herkommen, sich umwenden und zurückkehren. In den weiblichen Fischen findet sich der Eyerstock, und in den männlichen die Milch oder der Saamen, den sie vermuthlich, wie die Frösche, über die Eyer fliessen lassen. Diese so befruchtete Eyer werden hernach, ohne Hülfe der Alten, ausgebrütet. Doch einige gebähren auch lebendig, wie die Aale. Einige Arten nehmen, besonders in dem grossen Weltmeer, jährlich nach gewissen Gegenden, wie die Zugvögel, weite Reisen vor. Die Anzahl in jeder Fischart ist fast durchgängig erstaunend groß. Eine einzige Schleihe soll jährlich über zehntausend, ein Karpfen über zwanzigtausend, und ein Kabliau sogar über tausend mal tausend Eyer legen. Daher wimmeln die Flüsse, die Seen und der Ocean von einer unzählbaren Menge Fische verschiedner Art und Gestalt, viele davon sind zum Nutzen der Menschen. Man kennt über 2000 verschiedne Arten, die man nach der Lage ihrer Floßfedern abtheilt. **Wallfische** sind Seethiere mit einem horizontal-liegenden Schwanze, warmem Blute, mit Lungen, Luftlöchern, Ohrenlöchern und Augenliedern, auch mit Brüsten, woran sie ihre lebendig-gebohrne Jungen säugen. Zu dieser Gattung gehören der Pottfisch, der Narwall oder das Einhorn, der Finnfisch, der **Delphin** (3) und so weiter. **Die knorplichen** und amphibienähnlichen **Fische** haben Lungen, und athmen vermittelst der Luftlöcher an den Seiten ihres Halses. Ihre Eyer sind, wie die Eyer der Schlangen, durch Fäden an einander befestigt. Von

dieser

dieser Art sind die Lampreten, die Neunaugen oder Brücken, die Schwerdtfische, die Störe, auch die Hausen (4), von deren knorpligem Rückgrade der Hausblasenleim gekocht wird, und die Zitterfische oder Krampffische, eine Art Rochen, die durch das Zusammenziehen und Ausdehnen ihres Rückens, dem Menschen, der über ihnen steht, einen Schlag versetzen können, der eine plötzliche Erstarrung verursacht. Einige Arten haben am Bauche keine Floßfedern, als die Murenen und die Aale (5). Einige, als die Kabliauen (6), (die gedörrt Stockfische heissen), die Dorsche, u. s. w. haben die Bauchfloßfedern vor den Brustfloßfedern, andre, als die Barsche (7), die Schollen, die Makrelen, u. s. w. unter denselben; und noch andre, als die Hechte (8), die Forellen, die Lachse, die Welse, die Karauschen, die Karpfen, Gründlinge, Anschovis, u. s. w. hinter denselben. Hierher gehören auch die Peisker oder sogenannten Wetterfische. Diese liegen still auf dem Boden ihres Behältnisses, wenn die Luft elastisch ist, die Wolken und Dünste zerstreut sind, und das Wasser so viel Luft enthält, als sie zu ihrem Athem nöthig haben. Hergegen sind sie ganz unruhig, und springen über die Fläche des Wassers herauf, wenn die Luft ihren Druck verliert, und die vorher gepreßten (den Fischen nöthigen) Theile derselben sich ausdehnen, und als kleine Bläschen zur Oberfläche des Wassers emporsteigen, folglich die Dünste über der Erde zusammenschiessen und im Regen herunterfallen.

Die

Die Insekten, eine zahlreiche Hauptklasse, haben ein Herz mit einer Herzkammer ohne Läppchen, ein kaltes weisses Blut, Fühlhörner am Kopfe, und wenigstens sechs Füsse, zuweilen auch mehr als zwey Augen. Diese Thierchen haben statt der Knochen eine feste oder harte Haut, und statt der Lunge an ihrem Rumpfe Luftlöcher, wodurch die Luft eindringt und ausgestossen wird. Die Augen sind bey den meisten zusammengesetzt, aus vielen sechseckigen Flächen (wie das vergrössert gezeichnete Bienenauge (10) einigermassen zeigt) davon eine jede als Auge dient. An einem einzigen Schmetterlinge sind, von glaubwürdigen Naturkennern, über 30tausend solcher Augen wahrgenommen. Bey einigen Insekten scheint der Sinn des Gehörs und des Geruchs da zu seyn, ob man gleich die Werkzeuge derselben noch nicht bemerkt hat. Einige haben am Maule Freßspitzen, die das Fressen erleichtern, einige zwischen dem Vörderleibe und Hinterleibe ein Schildchen. Der Vörderleib besteht aus der Brust und dem Rücken, der Hinterleib aber gemeiniglich aus Ringen, und endigt sich bey einigen mit Haaren, bey andern mit Borsten, oder auch mit einem Stachel, bey noch andern aber mit einer Zange oder Scheere.

Wenn diese Thierchen zu ihrer Lebensart gewisser Theile des Leibes, als der Füsse zum Laufen, zum Klettern, zum Schwimmen, zum Graben, bedürfen; so wachsen ihnen solche, welche dazu ganz vorzüglich geschickt sind. Betrachtet die gekrümmte Raupe (15) mit ihren sechs Vörderfüssen, acht

Mittelfüssen und zwey Hinterfüssen; den vergrössert vorgestellten Vörderfuß derselben (11), der zum Klettern und Anklammern bequem ist, und eine Klaue (12) mit einigen Sehnen, welche sie nach Willkühr anzieht oder schlaff macht; und den Mittelfuß (13), der mit vielen Häkchen, dergleichen auch an dem Hinterfusse sind, umgeben ist. Diese Häkchen kann sie durch Sehnen und Nerven ausspannen, in die Löcher der Fläche, worauf sie kriecht, einhängen und befestigen, wenn sie die Vörderfüsse sammt dem Vörderleibe in die Höhe hebt; ferner, wie ihr (14) seht, wieder herausziehn und einwärts beugen, wenn sie mit dem Fusse fortschreiten will. Der Fuß mit den ausgespannten Häkchen ist vorgestellt, wie man ihn von der Seite erblickt, und mit den einwärts gebognen Häkchen, wie er von unten angesehn wird. Seht (16) die künstliche Verbindung der mannigfaltigen Glieder und Theile einer auf dem Rücken geöffneten und vergrössert vorgestellten Raupe, eines Thierchens, das Einige des Ansehns kaum werth schätzen. Eine Art dieser Thierchen wohnen gesellschaftlich an Eichbäumen in einem Neste beysammen. Wenn die Sonne aufgeht; so übernimmt eins das Amt des Anführers, um den Haufen zur Weide zu bringen; diesem folgen zwey auf dem Fusse nach, diesem drey, u. s. w. und vertheilen sich an den Zweigen und Blättern des Baums. Zu einer gewissen Zeit gegen Abend marschiren sie sämmtlich in ähnlicher Ordnung nach ihrem Aufenthalte zurück. Ihr wißt, daß viele Insekten ihre Gestalt und Lebens-

art

art nach und nach sehr verändern. Wenn sie aus-kriechen; so sind sie Würmer oder Raupen. Und in diesem Zustande nennt man sie Larven, oder auch unvollkommne Insekten. Seht (17) ein Hast oder Uferaas abgebildet, wie es im Wasser lebt, (18); wie es seine Haut abwirft, und (19) wie es ein geflügelt Insekt ist. Es wird im Wasser ausgebrütet, und lebt darinnen zwey bis drey Jahre. Unterdessen entwickeln und bereiten sich in ihm Glieder und Theile zu einem andern Leben; hingegen verlieren sich nach und nach die hierzu unbrauchbaren Theile, als die Flosfriemen und die Wasseraugen, die nur im Wasser nützen, u. s. w. Ist dieses geschehn: so erblickt man schon unter der Haut die Flügel und die Gestalt des Vogels, der bald darauf seine Hülle ablegt. Ein Männchen und Weibchen stellen sich ans Wasser, worein dieses ihre Eyer spritzt, über welche jenes seinen Saamen fliessen läßt. Diese sinken befruchtet zu Boden, und werden mit der Zeit ausgebrütet. Die Alten aber flattern vier bis fünf Stunden über und bey dem Wasser herum; und so endigt sich ihr kurzes Leben zum Besten der hungrigen Fische und Vögel. Auf ähnliche Art geschicht die Verwandlung bey den meisten übrigen Insekten. Die Raupen werden Puppen ohne Füsse, und alsdann Schmetterlinge mit 6 Füssen, von ganz andrer Einrichtung, und mit zwey Paar Flügel, die mit bunten Schuppen oder staubähnlichen Federn bedeckt sind. Wenn die Schmetterlinge aber ihre Puppendecke abwerfen, so lassen sie auf die Blätter einen rothen Saft fahren,

der

der zuweilen den herabgefallnen Regen färbt, oder den sogenannten Blutregen verursacht. Sie befruchten sich vor dem Eyerlegen, fressen sehr wenig, und sterben bald. Man kann ihren Puppenzustand durch Kälte einige Wochen verzögern oder auch durch Wärme abkürzen. Einige Insekten leiden gar keine Verwandlung, als der ungeflügelte Tausendfuß. Er hat aber nur 6 Füsse bey seiner Geburt, und bekömmt nach und nach über zweyhundert. Die Blattläuse, welche halbharte Decken über ihren Flügeln haben, vermehren sich auf eine besondere Art Sie scheinen Zwitter, oder Thiere männliches und weibliches Geschlechts zu seyn. Denn wenn man eine von allen übrigen absondert; so hat sie in einiger Zeit eine ganze Familie von Jungen um sich die sie lebendig gebohren hat. Sondert man ein Junges gleich nach seiner Geburt von allen andern ab; so vermehrt es sich auf ähnliche Weise. Gegen den Herbst aber lassen sich bey diesen Insekten wirkliche Männchen sehn, und alsdann fangen die vorigen an, Eyer zu legen, zur Brut fürs künftige Jahr. Bald ist das Männchen, bald das Weibchen ohne Flügel. Zuweilen ist auch das ungeflügelte Männchen so klein, daß es auf dem Weibchen, wie eine Fliege auf einer Pflaume, herumläuft. Die Insekten fressen nach ihrer Kleinheit vielmehr als die grossen Thiere. Einige verzehren täglich mehr, als sie selbst groß oder schwer sind. Hergegen sind sie auch desto fruchtbarer. Sie vermehren sich sehr geschwind, und in einer erstaunenden Anzahl. Ein Gallinsekt,

welches

welches an den Blättern die Beulen und die Galläpfel verursacht, legt jährlich 4 bis 5tausend Eyer. Die einzige Königinn der Bienen aber legt deren jährlich über 40tausend. Seht (9) den doppelten Eyerstock derselben. Man kennt der Insekten aber, vom Hummer bis zur Milbe, über 10000 Arten, theils auf den Pflanzen; theils auf und in grössern Thieren, theils in der Erde und dem Wasser. Jede Pflanze hegt und nährt wenigstens eine Art. Und wenn ein uns ganz fremder Saamen aus entfernten Ländern hier aufwächst; so lassen sich auf der Pflanze eine Art Insekten sehen, die eben so fremd und neu sind, wie der Saamen. Viele dieser Thierchen dienen uns als Arzneyen, und viele zu häuslichen Bedürfnissen; sehr viele sind einigen Vögeln und Fischen eine unentbehrliche Speise, und von vielen werden wir vielleicht den Nutzen noch entdecken. Ihre schädliche Menge aber zu vermindern oder zu vernichten, fehlt es den Aufmerksamen und Fleissigen nicht an Mitteln. Von diesen Thierchen in ihrem letzten Insektenzustande, ist eine Klasse versehn mit harten Flügeldecken über den Flügeln, und mit Kinnladen am Maule. Hieher gehören die verschiedenen Käferarten (20), als der Maykäfer; der Johanniswurm, welcher im Finstern einen leuchtenden Dunst fahren läßt; der Springkäfer, dem eine Schnellfeder unten aus dem Leibe wächst, womit er sich, wenn er auf dem Rücken liegt, über einen Fuß in die Höhe schnellen und wieder auf seine kurze Beine helfen kann; der kleine Speckkäfer, der sich ganz unbeweglich und

todt stellt, wenn er von Jemanden ertappt wird; der Todtengräber, der todte Mäuse und Maulwürfe verscharrt, um seine Eyer hinein zu legen, und den Jungen beym Anfange ihres Lebens gleich Nahrung zu verschaffen; der Wasserkäfer, dessen haarige Hinterfüsse zum Schwimmen geschickt sind, und der den Fischen in den Fischteichen die Augen ausfressen soll; die spanische Fliege, die man zum Blasenziehn an dem menschlichen Körper gebraucht, wodurch oft beschwerlichen Zufällen abgeholfen wird; der Erdfloh, der die jungen Pflänzchen zuweilen wegfrißt, aber durch Holzasche vertrieben wird, die man auf die Beeten streut; der Zangenkäfer, den man fälschlich in Verdacht hat, als wenn er gern in die Ohren kröche; ferner gehören hieher der Grashüpfer, die Grillen und Heuschrecken, welche Springfüsse haben, und mit ihren Flügeldecken einen gewissen zischenden Schall verursachen. Die letzten dienen auch einigen Menschen zur Speise. Die Käfer würden nicht fliegen können, wenn ihre Flügel nicht länger und grösser wären, als ihre Flügeldecken. In den Flügeln wachsen ihnen aber Fäden, womit sie dieselben zusammenfalten, und unter die harten Decken, zur Vermeidung der Nässe und andrer Beschädigung, verbergen können. Andre Arten haben nur halbharte Flügeldecken und einen niedergebognen Saugrüssel (21), als die Cikaden, davon einige Arten in gewissen Gegenden der Erde leuchten, andre bey uns Speywürmer vor ihrer Verwandlung heissen, weil sie auf den Zweigen der Bäume einen Schaum von

sich

sich geben; ferner die stinkenden und blutsaugenden Wanzen, die Blattläuse und die Schildläuse, deren Weibchen die Eyer unter ihr Schild auf dem Rücken legen, wodurch die Jungen anfangs geschützt werden; die Kochenillen und Kermes, wovon die schöne Scharlachfarbe und der Carmin zubereitet wird. Andre haben einen haarigen Körper und vier Flügel, mit staubähnlichen Schuppen bedeckt, als die vielerley bunten Papilionen oder Schmetterlinge (22), die Nachtvögel und die Motten. Noch andre sind mit vier unbedeckten netzförmig geaderten Flügeln versehn, als der Haft, die Wassernymphen (23), deren Larven im Wasser ausgebrütet werden und einige Jahre leben; die Stinkfliege, deren Larve der Ameisenlöwe ist, welcher im Sande trichterförmige Löcher macht, um die Ameisen darinn zu fangen. Eine andre Gattung hat vier unbedeckte häutige oder pergamentähnliche Flügel, und zum Theil einen Stachel. Die Insekten dieser und der vorigen, und einige der folgenden Gattungen sind, ausser den zwey gewöhnlichen Augen, noch mit drey kleinern versehn, die in einem Triangel vorn am Kopfe sitzen. Es gehören hieher die Bienen, das Gallinsekt (24), die Scorpionfliege, die sich mit dem Schwanze wehrt, ob er gleich unbewaffnet ist; die Ameisen, die sich zwar künstliche Wohnungen bauen, und für ihre Brut viele Sorgfalt zeigen, aber des Winters schlafen, und keinen Vorrath sammlen sollen, wie man sonst geglaubt hat. Sie lassen einen Dunst fahren, der kleine Thiere tödten, am menschlichen

leibe aber Geschwulst verursachen kann. Zu den Insekten mit zwey Flügeln und mit zwey kleinen Kölbchen hinter denselben, gehören die Fliegen, die Mücken (25), die Viehbremsen, Blumenbremsen, u. s. w. Endlich machen die ungeflügelten Insekten eine grosse Klasse, wozu die folgenden gehören. Die Mehlmilben, die nur scharfsüchtigen Augen bemerkbar sind, sollen in die Schweißlöcher der Menschen kriechen, und einen Ausschlag verursachen, den man die Krätze nennt; sie werden aber durch Schwefelarzney vertrieben. Die Todtenuhr, ein kleiner Wurm, erregt am Holze einen Schall, der den Schlägen einer Taschenuhr sehr ähnlich ist. Die Läuse (eine ist (26) etwas vergrössert gezeichnet) sind zuweilen in beschwerlicher Menge bey den Kindern und Erwachsenen, wenn nicht genug für die Reinlichkeit der Wäsche, Kleidung und Wohnung gesorgt wird. Bey den Kindern vertreibt man sie, wenn man ihnen beym Schlafengehn einige Tropfen Anisöl, oder Petersilgensamen auf den Kopf reibt, und in jedem Falle ein Tuch umher windet, daß keine entwischen könne. Die hurtigen Flöhe mit ihren Springfüssen verdienen unsere Verwunderung fast eben so sehr, wie der beseelte Knochenberg des Elephanten. Sie sind in denjenigen Häusern nicht, wo man in hohem Grade für die Reinlichkeit sorget. Die Kiefenfüsse, Asseln und Vielfüsse, haben viele Füsse. Die Scorpionen, deren Stacheln ein tödtliches Gift enthalten, sind nicht in unsern Gegenden. Die Krebse, Taschenkrebse, Krabben und Hummer,

mer sind eßbar. **Krebsaugen** sind Steine, die den Krebsen im Magen wachsen, und von ihnen nach ihrer jährlichen Häutung ausgeworfen werden. Wenn dem Krebse eine Scheere oder ein Bein zerdrückt oder abgerissen wird: so wächst ihm an derselben Stelle, wie ein Zweig aus einer Knospe, eine neue Scheere, ein neues Bein mit ähnlichen Gelenken, Muskeln und Sehnen.

Die sechste und letzte Hauptklasse der Thiere enthält das Gewürm, davon man bis fünf tausend Arten zählt, welche größtentheils, wie die Insekten, ein Herz mit einer Herzkammer ohne Lappen, und ein weisses kaltes Blut, aber keine Fühlhörner am Kopfe, sondern zum Theil Fühlfäden am Leibe haben. Sie haben keine Knochen, und mehrentheils keinen ordentlichen Kopf, keine Augen, keine Ohren, weder Nase noch Füsse. An vielen kann man auch gar kein Athemholen bemerken. Besonders scheint der Bau der eigentlichen **Würmer** sehr einfach zu seyn. Ihr Körper bildet sich bey einigen in Ringe, und ist ausserdem **mit keinen sichtbaren Gliedmaassen** versehn. Hieher gehören die Regenwürmer, die Spuhlwürmer an verfaulten Bäumen und in dem Eingeweide der Kinder, die Blutigeln, die anstatt des Aderlassens das Blut auszusaugen gebraucht werden, die Schiffwürmer, die sich an den Schiffen aufhalten und sie durchlöchern. Die langen Bandwürmer verursachen zuweilen in dem Gedärm der Menschen ein Zucken der Arme und der Beine, welches man den **Veitstanz** nennt. Doch ist dieser Zufall

auch sonst wohl eine Nervenkrankheit, die man sich zuzieht durch Ueberladung des Magens und durch vieles Stillsitzen; zwey der wirksamsten Mittel, das Blut zu verderben. Andre Arten des Gewürms haben Gliedmaassen, und leben, ausser der nackten Gartenschnecke, im Meere. Hieher sind zu rechnen die Meerasseln, die nebst anderm Gewürme dieser Gattung das Leuchten des Meers verursachen helfen; ferner das Medusenhaupt (27), welches viele Arme hat, und einer Wurzel mit Aesten, aus welchen viele Fasern heraus gehn, ähnlich ist; ferner die Seesterne (28), und die kugelförmigen See-Igel oder See-Aepfel (29). Die ersten haben Strahlen, die andern aber Stacheln. Die Seekatzen sind mit sechs Fühlspitzen an dem Maule, und mit zwey längern Armen versehn, wie der Blackfisch oder Dintenfisch, welcher bey seiner Verfolgung das Wasser mit einem schwarzen Safte verdunkelt, und auf diese Weise seinen gefräßigen Feinden entwischt. Von den angeführten Gattungen unterscheiden sich die Schalthiere. Ihr weicher Körper ist mit einer kalkartigen Schale aus einem Stücke, wie bey den Schnecken, oder aus zwey (bey einigen wenigen noch aus mehr) Stücken, wie bey den Muscheln, bedeckt. Sie sind beym Anfange ihres Lebens schon mit Schalen versehn, wenn sie gleich sehr zart, und zuweilen kaum sichtbar sind. Nach und nach bekommen sie mehr Gewinde, oder werden grösser durch einen Schleim, den das Schalthier ausschwitzt, und welcher sich in Blättern ansetzt. Nach der Ver-

schiedenheit des Thiers, seiner Speise zu gewissen Zeiten, und der Lage seiner Schweißlöcher, sind auch die harten Gehäuse an Gestalt und an Farben verschieden. Einige sind gereift, einige glatt, einige stachlicht, einige eckich, u. s. w. Seht die zweyschalige Dachziegelmuschel (31), die seltne Hammermuschel (32), die Winkelhakenmuschel (34), die Kreuselschnecke (33), die Architekturschnecke (35), deren Figur an den Knöpfen einiger Säulenarten zum Zierrath nachgeahmt wird. (Die Linie, welche, wie die Gewinden dieser Schnecke, aus einem Mittelpunkte ausgeht, und sich nach und nach von demselben entfernt, heißt gemeiniglich eine Spirallinie oder Schneckenlinie). Seht ferner die Schraubenschnecke (36), die Wendeltreppenschnecke (37), (die eine kleine Pyramide, gleichsam wie mit einem Bande umwunden, darstellt), den Orangeadmiral (38), den durchschnittnen Nautilus (39), oder das Ammonshorn mit seinen Kammern. Die sogenannten Riesenmuscheln wiegen bis 500 Pfund. In den Perlenmuscheln wachsen Perlen, von denen eine vorzüglich grosse und runde zuweilen mehr als 100 Thaler kostet. Die Schalen einiger Arten werden in unzählbarer Menge auf dem Boden der See, und an den Ufern des Meers gefunden, mit vielen Schiffen abgeholt, und hernach zu Mauerkalk gebrannt.

Auf welche Weise sich die meisten Thierchen dieser Klasse fortpflanzen, weis man noch nicht genau anzugeben. Einige scheinen Zwitter zu seyn, wie die Austern, die sich von der Stelle, wo

sie sind, nach Willkühr anderswo nicht bewegen und also sich keinem Gatten ihres Geschlechts nähern können. Andre aber gehn doch mit einem ihrer Art zusammen und befruchten sich einander. Dies sieht man an einigen Schnecken. Wenn ein solches Paar (30) sich beysammen findet: so schliessen sie sich erst nahe zusammen, und machen mannigfaltige Bewegungen mit dem Kopfe und den Hörnern; lassen alsdann eine Röhre aus einer Seite des Halses heraus, und schlängeln sie wie eine Kette um einander, bis sie sich einander dadurch erreichen.

Fast alle Thiere mit kaltem Blute haben ein zähes Leben. Ich habe Fliegen einen Tag, und Schmetterlinge einige Tage unter Wasser befestigt, bis sie, von demselben aufgeschwollen, unbeweglich zu Boden fielen. Ich nahm sie wieder heraus und bestreute sie mit trocknem Sande, und bald darauf zeigte sich wieder bey den Fliegen die in ihren Körpern zurück gebliebne Kraft des Lebens. Ich ließ die Schmetterlinge auf einem Stücke Papier liegen, und hielt sie für unwiederruflich todt. Allein am andern Morgen flatterten sie am Fenster herum. Den Regenwürmern und einigen Schnecken kann man sogar den Kopf abschneiden, und sie hören doch nicht auf zu leben. Denn ihnen wächst zur Ersetzung dieses wichtigen Verlustes ein neuer an derselben Stelle hervor. Zuweilen wird auch aus jedem Stücke eines Wurms ein besondres lebendes Thier derselben Art. Es giebt eine Art Gewürme in den Gewässern, die man Polypen oder Thierpflanzen

pflanzen nennt. Dieselben wachsen ohne vorgängige Begattung aus den Seiten ihrer Mütter, wie die Zweige aus den Knospen der Bäume. Man hat sie lange für Pflanzen gehalten; sie sind aber empfindlich und können sich willkührlich bewegen. Denn sie gehn mit diesen Zweigen auf Raub aus, schlängeln sich um die kleinen Wasserthierchen, und führen sie zu einem Loche des Hauptstamms, um sie auszusaugen, zur Nahrung aller Zweige. Aus eben demselben Loche, welches mehr über einander gewachsnen Röhren so lange gemeinschaftlich ist, als sie sich nicht von einander abziehen und besonders leben, werden die unverdaulichen Ueberbleibsel wieder weggeschafft. Eins dieser den Polypen zur Nahrung dienenden Thiere, ein geschwänzter Wasserfloh, ist (40) vergrössert vorgestellt. Er hat ästige Floßriemen, womit er sich im Wasser auf mancherley Art bewegt. Man sieht durch seine Haut die Eyer; und auf seinem stachlichen Rücken sind kleine scheinbare Blümchen gezeichnet, welche eine Art Polypen sind, die sich an ihm aufhalten. Zwey dieser kleinen Wasserflöhe sind in natürlicher Grösse zu seiner Rechten vorgestellt. Wird die Vertheilung der Nahrungssäfte in einem Polypen wegen der vielen Aeste zu schwer; so reissen sich einige Jungen von dem Hauptstamme los, und machen neue Familien. Schneidet man einen dieser Zweige ab und zertheilt in ihn zwey Stücke; so lebt jedes Stück fort, und treibt aus Knospen neue Zweige hervor. Zerschneidet man überdies den Polypen nach seiner Länge bis auf seine Mitte in

Riemen; so bekömmt ein jeder Rieme wieder einen Kopf, gleich den erdichteten vielköpfigen Schlangen. Schneidet man ein Stück von diesem Zweige ab, und setzt es in ein andres ein; so wächst es mit demselben zusammen, wie ein Pfropfreis mit einem andern fremden Stamme. Zuweilen streiten sie sich um eine Beute, und einer verschlingt den andern. Aber ihr Leib wird für die Thiere ihrer eignen Art nur ein Gefängniß. Der verschlungene Polyp lebt einige Tage in demselben, und kömmt gesund und unverletzt wieder heraus. Kehrt man das Innere eines dieser Zweige, die wie Röhren oder Würmer hohl sind, nach aussen, wie man den Finger eines Handschuhs umkehrt: so schadet es seinem Leben nicht. Die vorige äussere Seite wird sein Magen, die vorige innere aber treibt neue Zweige oder Arme hervor. Diese Arme und Köpfe dienen ihm auch als Füsse. Eine Art dieser Thierchen nennt man Armpolypen (41) (deren Arme sich ausstrecken, um Wasserflöhe zu umklemmen und zu fangen). Andre heissen Blumenpolypen (42). Der mittelste von denen auf dem Blatte in natürlicher Grösse vorgestellten Blumenpolypen, ist (43) so gezeichnet, wie er unter einem Vergrößrungsglase erscheint. Die Blumenblätter derselben sind lebendig, und holen die Nahrung durch Ausdehnung und Zusammenklemmung herbey. Sie bekommen eine Art Saamengehäuse, welche abfallen und junge Polypen werden. Die Figur (44) stellt ein Korallengewächs oder eine Steinpflanze vor. Viele derselben werden in der

See

See gefunden, entweder herausgefischt, oder ans Ufer von den Wellen geworfen, und zuweilen zu Kalk gebrannt. Ehemals traute man diesen Gewächsen eine Kraft zu, gewisse Zufälle des Leibes zu heilen, deswegen trug man davon die Koralen, wie Perlen, am Halse. Diese Gewächse werden, nach einigen neuern Bemerkungen, von einer Art Polypen, wie die Muschelschalen von den Thieren, die darinn wohnen, gebaut, und nach und nach in mannigfaltige Aeste ausgebreitet. Deswegen rechnet man sie itzund unter die Gewürmarten. Hergegen gewisse Schwämme oder Pilze unter die Thierpflanzen.

2) Etwas von den Pflanzen.

Tab. XXI. Nr. 3.

Auf dieser Tafel finden wir Pflanzen und Theile derselben abgebildet. Da ist (a. 1.) ein Baum mit Wurzel, Stamm und Gipfel. Er hat Aeste und Zweige, an denen die Blätter und Blüthen und die Frucht, aus schuppigen Knospen oder Augen (2), nach und nach hervorkommen oder entwickelt werden. Ein grosser Baum entspringt aus einem kleinen befruchteten Saamenkorn, oder Kerne (5), wenn dessen innere Theile durch Feuchtigkeit und Wärme der Erde, die ihn umgiebt, hinlänglich in Bewegung kommen, um den Keim mit den niedergehenden Würzelchen und dem aufsteigenden Stämmchen herauszutreiben. Derselbe Keim

wird anfangs, fast wie ein junges Vögelchen im Ey, von den innern milchähnlichen Theilen seines Saames genährt, und darauf von den zufliessenden gröbern Säften gestärkt und ausgedehnt. Der Saamen einiger Pflanzenarten (6) steigt in die Höhe, wirft seine Haut ab, wie ein auskriechendes Hühnchen seine Schale, und stellt die dicken Saamenblätter und die innern Herzblätter dar. Nach und nach bekömmt das Würzelchen haarähnliche Fasern, und hernach holzige Aeste, welche, wie die Saugrüssel der Thiere, nur nach derjenigen Seite sich am meisten ausbreiten, woher sie die meiste Nahrung erhalten können. Die Wurzel ist bey verschiednen Pflanzenarten so wohl nach ihrer Figur als nach ihrem innern Wesen sehr verschieden. Bey einigen ist sie knolligt (7), wie bey den Tartüffeln; bey andern schuppig (8), oder spindelförmig (9); zuweilen aber eine dichte (10); häutige (11), oder schuppige (12) Zwiebel. Nach ihrer innern Beschaffenheit aber ist sie entweder zart, derb, holzig, saftig oder mehlig.

Daß die Wurzeln über sich Stamm, Aeste, Blätter, Blüthen und Früchte hervortreiben, ist nicht ihr einziger Nutzen. Sie dienen uns auch theils zur Speise, theils zum Gewürz, wie der Ingber; theils zu Arzneyen, als Jalappe, Kalmuswurzel, Sassafraß, Rhabarbar, Bitterwurz, u. s. w. theils zum Färben, wie die getrocknete und zermalmete Wurzel der Färberröthe, oder der Grapp; theils um allerley Geräth daraus zu machen.

Der Stamm, die Verlängerung der Wurzel über der Erde, hat, wie ihr auf dem gezeichneten queer abgeschnittnen Stücke vom Stamme einigermaassen sehn könnt, eine äussere Haut, eine Rinde, einen knorpligen Splint oder Wuchs, ein knochenhartes Holz und ein blasiges Mark. In diesen Theilen bemerkt man besonders mit Vergrößrungsgläsern zwischen Fibern, die größtentheils nach der Länge liegen, viele Röhren, die theils ganz hohl sind, und zum Luftholen, oder zur Forttreibung der Säfte zu dienen scheinen, theils aber mit Blasen oder Drüsen angefüllt sind. In diesen Röhren, davon nur einige aus dem Marke nach der Rinde queer übergehn, steigen die Nahrungssäfte am warmen Tage häufig aufwärts, und fliessen zur kühlen Nachtzeit wieder herunter, wie ihr auf ähnliche Art an den Thermometern wahrnehmen könnt. Alle Theile des Baums nehmen zu ihrem Wachsthum zwar ein gewisses Maaß von diesen Säften zu sich; aber am Stamme setzt sich das Meiste davon im Sommer zwischen der Rinde und dem Holze an, und macht den Splint. Dieser wird vornehmlich im Winter hart, und bildet dadurch Ringe (jährlich einen), die das Alter des Baumes oft deutlich zu erkennen geben. Das Holz zwischen diesen Jahrringen vom Mark bis zur Rinde, ist gemeiniglich von ungleicher Dichtigkeit, auch an der Nordseite (zur Linken) des Baums schmählер, dichter und folglich schwerer als an der Südseite (zur Rechten). Daher läuft

zuweilen

zuweilen eine Kegelkugel sehr schief, wenn sie gleich auf einer horizontalen Ebne ganz gerade fortgestossen oder geworfen wird. Und wenn man sie im Wasser zu unterschiednen malen herumrollt; so wankt sie so lange, bis die schwerere Hälfte derselben sich ganz eingetaucht hat. Wenn einige Stämme zu schwach sind, um Blätter und Frucht in der oft stark bewegten Luft zu tragen: so erhalten sie Schlingen oder Gabeln (wie ihr an der gezeichneten Erbsenranke (13) seht) mit denen sie, wie mit Händen, andre Körper umfassen, woran sie sich anhängen und in die Höhe klettern.

Der Nutzen der Stämme ist mannigfaltig. Aus den Halmen des Zuckerrohrs (14) wird ein süsser Saft gepreßt. Der Zuckerkand, Hutzucker, u. s. w. ist anfangs ein dünner Saft, den man nachher siedet, raffinirt oder läutert, und zuletzt in Formen gießt, worinnen er erhärtet. Der abtriefende süsse Saft aber, wenn er die Mühe des Kochens nicht verlohnt, wird flüssig gelassen, und als Syrup verkauft. Von den Ueberbleibseln des Zuckers wird **Rum** bereitet, der den Brandwein an Stärke übertrifft, und woraus man mit Theewasser, Citronensaft und Zucker ein warmes Getränk machen kann, das man **Punsch** nennt. Aus verschiednen Bäumen schwitzen heraus verschiedne Arten **Gummi**, und brennbare Harze, als Weihrauch, Mastix, Sandarach, Kopal, Geigenharz, Pech; ferner, der etwas flüssige **Terpentin** und **Theer**, und das sehr flüssige

Terpen-

Terpentinöl, Kienöl, u. s. w. Diese Dinge dienen theils zum Räuchern, theils den Künstlern, Handwerkern und Andern zu vielen Bedürfnissen. Z. E. den Malern zu den Lackfernissen, womit sie ihre Gemälde überstreichen und ihnen einen schönen Glanz geben. Die Rinde des Zimmetbaums verschafft uns den Zimmet oder Kaneel und das starke Zimmetwasser. Die Rinde des Chinabaums ist, wie das Quassienholz, nach den Regeln eines verständigen Arztes gebraucht, ein sicheres Mittel wider das Fieber. Aus der Asche verschiedener Pflanzen und Bäume wird ein Dünger, oder wie aus der Kalipflanze, u. s. w. alkalisches oder laugenhaftes Salz, als Potasche. Ohne das Brennholz würden in manchen Gegenden die lebendigen Körper vor Frost und Kälte erstarren, und die Menschen gezwungen seyn, die Gewächse und das Fleisch der Thiere roh und mit der größten Unbequemlichkeit des Kauens, zu geniessen. Eine unbeschreibliche Menge Holz wird jährlich verbraucht zum Bau unsrer Wohnungen, der Mühlen, der Schiffe, der Brücken, der Schleusen, der Thore, zu Gartenwänden, Stacketen, Gitterwerken, Schränken, Kästen und anderm Hausgeräthe, zu einer zahllosen Menge von Gefässen, Werkzeugen und Maschinen. — Die Aeste und Zweige wachsen in einer solchen Lage und unter solchen Winkeln an und um den Stamm herum, als es demselben am leichtesten ist, das Gleichgewicht zu halten, und sie sammt dem Laube und der Frucht zu tragen.

Aus

Aus den Blätterknospen entwickeln sich die Blätter (4). Aus dem fortgesetzten Blatstiele oder der Ribbe, entspringen ästige Adern oder Nerven, zwischen denen das schwammige Gewebe liegt, das ihr sammt der Oberhaut des Baumblattes von den doppelt über einander liegenden Adern absondern könnt, wenn ihr es vorher des Sommers, etwa zwey Wochen, in reinem Wasser ganz untergetaucht, liegen laßt. Man sieht mit Vergnügen den wunderbaren Bau eines solchen Blattgerippes, besonders unter einem Vergrösserungsglase oder Mikroskop. Die aufsteigenden Säfte werden in den feinen Gefässen der Blätter an der Sonne und in der Luft weit auseinander gebreitet, wodurch ihre Verdickung oder das Ausdünsten ihrer wässerigen Theilchen befördert wird. Hieraus begreift ihr, daß die Wurzel einiger Pflanzen alsdann leicht verfaule, wenn man durch das Entblättern die Ausdünstung der eindringenden Feuchtigkeiten hindert, und das Stamm und Aeste nur dann erst merklich an Dicke zunehmen, wenn sie viele Blätter bekommen. Weil die Blätter bey einigen Pflanzen glatt, bey andern wollig, haarig, stachlig oder warzig, u. s. w. sind; so kann man sie größtentheils durch blosses Anfühlen von einander unterscheiden. Doch wird eine solche Unterscheidung noch leichter durch das Anschauen ihrer Figur und Grösse, die einer jeden Pflanzenart eigen bleibt. Denn die Figur einiger Arten wird pfriemenförmig (b. 1.), lanzettenförmig (2), nierenförmig

förmig (3), herzförmig (4), kraisförmig (5), ausgeschweift (6), gekerbt (7), sägeförmig (8), gezähnt (9), pfeilförmig (10), lappig (11), scheideförmig (12), fingerförmig (13), dreygedrittet (14), zwiefach gefiedert (15).

Die Blätter der meisten Bäume fallen jährlich ab, nachdem sie nach und nach ihre grüne Farbe ins Gelbe, Rothgelbe, Hellrothe, Dunkelrothe, Braungraue, Braungraurothe, Braungraublaue und Sprenglichte verwandelt haben. Die Tangelblätter der Wacholderbäume, der Lebensbäume, und der hohen Cedern, Fichten und Tannen dauren zwey bis drey Jahre aus, und werden nach und nach von andern verdrungen. Endlich die Blätter, welche ihre Hauptstengel umfassen, als bey den ausländischen Aloearten, sterben allmählig unten ab und werden von andern, die oben ausprossen, ersetzt. Die Blätter sind ein reizender Schmuck der Bäume, der Gärten und der Felder, und haben einen über alle Vorstellung grossen Nutzen. Viele dienen zur Nahrung, zu Arzneyen und zur Abhelfung mancher andern Bedürfnisse.

Aus den Blumenknospen entstehn die Blüthen, deren Blätter gemeiniglich eine regelmässige Figur und Lage unter einander haben. Doch einige Blumen sind einblättrig, wie die trichterförmige Winde (16), mit ihrer untern Röhre und ihrem breiten obern Rande. Rosen und viele andre Blumen sind unten von Decken oder Kelchen (17) umfaßt, welche bey den Narcissen und

andern Blumen einer Scheide, oder einem Balge (19) gleichen, und in dieser Gestalt die Körner (20) einer Aehre (21) und den Saamenstaub in dem Kätzchen (22) einer Haselstaude, oder den Saamen in dem Zapfen (23) einer Tanne umschliessen. Die Tulpen (18) und andre Blumen sind ohne Kelch. Wenn die Form der Blumenblätter mit der Rose, der Nelke oder der Malve Aehnlichkeit haben: so heissen sie rosenförmig (24), nelkenförmig (25) oder malvenartig (26). Einige Blumen sind strahlig (27), wie die Sonnenblume, andre haben die Form eines Helms (28) (wie das obere Blatt des giftigen und hier gezeichneten Eisenhütleins) oder eines Präsentirtellers (29), eines Kreuzes (30), einer Glocke (31), einer Tonne (32), eines Schmetterlings (wie bey den Erbsenblüthen), eines Quirls (34), eines Knopfs (35) (wie an der Distel). Einige haben die Form eines Regenschirms (c. 1) oder einer Dolle, die an der ächten Petersilge eine einblättrige, an der giftigen wilden Petersilge aber, welche unter jener oft mitwächst, eine dreyblättrige Hülle hat. Einige Blüthen wachsen bey einander als ein Büschel oder eine Rispe (2), einige als ein Strauß (3), einige als ein Bund (4); einige auf vielen kurzen Stielen an den Seiten des Hauptstengels, als eine Traube (5) (wie an dem Weinstocke und der Johannisbeerstaude).

Man findet in den Blumen fadenähnliche Stiele, auf denen gewisse Gefässe oder Beutel (6) mit einem feinen Staube wachsen. Dieser Staub theilt sich zu einer gewissen Zeit einer schwammigen Narbe oder Spalte (7) mit, die an einigen Blumen auf einem Griffel (8) über dem Fruchtknoten (9) oder Eyerstock sitzt. Jene Beutel samt ihren Fäden heissen Staubfäden. Die Narben aber sammt den Griffeln und Fruchtknoten nennt man Staubwege. Wenn ihr die Narbe, vor der Ausstreuung des Saamenstaubes auf dieselbe, bedeckt oder abschneidet; oder auch nur die Staubbeutel behutsam wegnehmt: so bringt diese Blüthe keine Frucht. Darum nennt man diese Ausstreuung eine Begattung, wodurch die Saamenkörner im Fruchtknoten befruchtet werden. Doch kann es bey jenem Versuche geschehn, daß der Saamenstaub einer in der Nähe stehenden Blume, die Narbe der verstümmelten Blüthe erreicht und also befruchtet. Und wenn diese Blumen von Pflanzen verschiedner Art sind: so wird dadurch der Saamen zu einer neuen Abart oder Bastartpflanze erzeugt. Diese pflanzt ihres gleichen fort. Darinn weichen also die Pflanzen von der bey den Bastartthieren beobachteten Ordnung ab. Man nennt männliche Blüthen diejenigen, welche nur Staubfäden, weibliche, welche nur Staubwege, und Zwitterblüthen, welche beyderley Theile haben. Jene beyde sind an einigen Pflanzen auf einem

Stamme, wie an der Brennneſſel, oder auf verſchiednen, wie bey den Weiden, Eſpen und Hopfen, deren Wurzelſproſſen, wie Spargel, gegeſſen werden. Wenn nicht zwey der letzten Arten nahe bey einander wachſen; ſo bringen ſie keine Frucht. Die Fortpflanzung würde nicht gut von ſtatten gehen, wenn die männlichen und weiblichen Blüthen auf den meiſten Pflanzenarten ganz getrennt wären. Nun ſind ſie aber als Zwitterblüthen auf den meiſten beyſammen. Auf der Blüthe jeder Pflanzenart wächſt nur eine gewiſſe Anzahl von Staubfäden und Staubwegen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 — 12 — 20, oder eine ſo groſſe Menge, daß man ſie vielfädig nennet. In den Blüthen einiger Pflanzen wachſen die Staubfäden unten in einem, zwey oder mehr Haufen, (wie an der Malve, der Erbſenpflanze und dem Citronenbaume) auf den Blüthen andrer Arten aber die Staubbeutel zuſammen (wie an dem Lattig, der Camillenblume, Sonnenwende, und Ringelblume). Auf noch andern werden die Staubfäden von den Staubwegen getragen (wie an der Paſſionsblume, und andern Orchisarten (10) u. ſ. w. An einigen Pflanzen, als den Farnkräutern, Mooſen und Schwämmen ſind die Blüthen unkenntbar. Nach ſolchen Merkmalen werden von einigen Naturforſchern und Aerzten die unzähligen Pflanzenarten (von denen man, ohne auf die Verſchiedenheit der Farbe, des Geruchs, des Geſchmacks, der gefüllten und einfachen Blumen-

men, und der zertheilten oder unzertheilten Blumenblätter zu sehen, schon über zwanzigtausend kennt) aufgesucht und in Classen, Ordnungen, Gattungen, Arten und Abarten eingetheilt. Wir aber wollen uns nur Folgendes merken.

Die Bäume und Stauden sind holzig. Die letzten haben seltner, als die Bäume, einen einfachen Stamm; erreichen selten die Höhe und Grösse der Bäume, und treiben in dem vorhergehenden Jahre keine Knospen zu den Blättern und Blüthen des folgenden. Einige Bäume, als die Eichen, sollen bis 300 Jahre leben, in dem ersten Hundert fast zu ihrer völligen Grösse wachsen, im zweyten bloß genährt werden, und im letzten nach und nach schwinden und absterben. Die Kräuter sind nicht holzartig, und sterben jährlich entweder ganz ab, wie die Sommergewächse, oder sie kommen aus Wurzelsprossen im folgenden Frühlinge wieder hervor. Die Palmenbäume, die Dattelbäume, Kokosbäume, Sagubäume, haben an einem knotigen Stamme (21) statt der Aeste, lange herabhangende Blätter, aus deren Mitte eine Blumenscheide wächst, mit mehr als tausend Blüthen. Die Palmen haben mancherley Nutzen. Die Blätter dienen statt des Papiers zum Schreiben, und die Scheiden statt des Leders zu Schuhen. Die Datteln werden gegessen, die harten Schalen der Kocosnüsse dienen dem Drechsler, die äussern Fasern dem Seiler, ihre Kerne dem Destilirer, der aus dem-

selben und aus Reis den starken und hitzigen Arack macht zum Punschtrank. Aus dem Mark des Sagubaums wird der Sagu bereitet, aus dem man nahrhafte Suppen kocht. Die Grasarten (22) haben die einfachsten Blätter, und ihr Saamen wächst auf Halmen, entweder in Bälglein eines Aehrchens, oder eines Büschels. Die Farnkräuter (23) bestehen nur aus Blättern, an deren untern Seiten (24) ihr Saamen wächst. Der Saame ist dem Auge kaum sichtbar, erscheint aber unter einem Vergrößrungsglase sehr zusammengesetzt, nämlich in Hülsen mit einem knotigen Reifen, welche zur Zeit der Reife mit Knistern aufspringen, und eine grosse Menge des feinsten Saamens zeigen. (Seht zwey solcher Hülsen auf diese Weise neben dem Farnkraute vorgestellt): Die niedrigen Moose (25) haben ihren Saamen in Büchsen, welche mit einem Deckel verwahrt sind. An den Aftermoosen oder Algas scheint Stamm, Blatt und Wurzel ein einziges Stück zu seyn, wie man an der Steinflechte (welche an Bäumen, Mauren und Steinen wächst) und an dem Meergrase, oder an dem auf Teichen und stillstehenden Wassern wachsenden Grasleder (26), sehen kann. Den Schwämmen oder Pilzen wächst der Saame in dem Innern des Fleisches; ihr Stamm (29) heißt Strunk; das Obere desselben der Hut (27), unter welchem man bey einigen einen Kragen (28) findet. Dahin gehören, als Arten, die eßbaren

ren Morcheln, Champignons, Pfifferlinge und Trüffeln; ferner der Fliegenschwamm, der, in Milch zerquetscht, eine tödtende Speise der Fliegen ist; der Zündschwamm, den ein Stahlfunken entzündet, oder zum Lodern bringt; und endlich der Schimmel (30) (zuletzt vergrössert vorgestellt), ein Gewächs, davon man ganze Wälder im Kleinen, auf faulenden Pflanzen, Früchten, Thieren und Speisen, vornehmlich mit einem Vergrößrungsglase, entdeckt. Der Löcherschwamm, mit dem wir Tafeln und Tische abwischen, ist eine Coraïlenart.

Was Thiere und Pflanzen für Aehnlichkeit mit einander haben, kann man aus folgenden Umständen schliessen. Die Thiere wachsen aus Eyern, die Pflanzen aus Saamen. Zur Befruchtung der Eyer und des Saamens ist die Vereinigung des männlichen und weiblichen Geschlechtes nothwendig. Der Embryo des Thieres und des Keims wird anfangs durch Milch genährt. Der erste wirft beym Auskriechen die Schale des Eys ab, der zweyte beym Aufkeimen die Haut des Saamens. Derselbe hat eine Art von Nabelschnur, von Mutterkuchen und so weiter. Es sind auch in der Pflanze adernähnliche Röhren, in diesen aber eine innere Bewegung der Nahrungssäfte und der Luft. Ein jedes Thier hat vor der Geburt nur ein Pflanzenleben, indem es, nach Art der Pflanzen, die Nahrungstheile durch Röhren anzieht. Die Pflanzen breiten nach der Gegend ihre

Wurzeln aus, woher sie Nahrung erhalten. Will man nahe bey einem Baum vermittelst eines Grabens die Wurzeln von einer Gegend, wo viel Nahrungssäfte sind, abhalten: so nehmen die Zweige und Aeste der Wurzel bald einen andern Gang, nämlich niederwärts, um unter den Boden des Grabens durch, in den Nahrungsort zu kommen. Die Blätter sind die Lungen der Gewächse, wodurch sie Säfte und Luft einziehen und ausführen, oder athmen. Das Abfallen der Blätter, hat Aehnlichkeit mit dem Abfallen der Hirschgeweihe, dem Abhaaren der vierfüssigen Thiere und dem Mausern der Vögel. Auch die Pflanzen haben ihre Krankheiten. Zu viel Wasser, zu lange Dürre, der Frost und die Hitze ist ihrer Gesundheit schädlich. Der von Insekten verursachte Rost macht die Blätter gelb und fleckigt, das Gallinsekt erfüllt sie mit Beulen; Würmer verursachen in den innern Theilen den Wurmstich; die Verstopfung der Röhren macht Geschwulst, der Mangel an Nahrungssaft wirkt das Verdorren der Fibern, u. s. w. Daher sind zuweilen allerley Curen nöthig. Ein fleissiger verständiger Pflanzenwärter, der die Krankheiten verhütet oder vertreibt, schwächt zuweilen durch das Entblättern die eine stark grünende Seite, die dadurch entkräftet und matt wurde, und macht durch dieses Verfahren den Lauf der Nahrungssäfte und das Wachsen nach allen Seiten gleichförmig. Wegen gewisser Zufälle haben zuweilen die Blätter, die Blüthen oder

die

die Frucht in ihrer Gestalt etwas Ungewöhnliches oder Mangelhaftes: kurz, es giebt Misgeburten unter den Pflanzen wie unter den Thieren. Auch kann man die ungewöhnlich hohen Bäume von einer Art Riesenbäume, so wie die ungewöhnlich kleinen Zwergbäume, nennen. Einige Blumen und Pflanzen scheinen eine Art des Schlafes zu haben, weil sie ihre Blätter zu einer gewissen Stunde des Tages schliessen oder niedersenken, und den andern Tag wieder öffnen oder heben. Die Seerose steigt (damit die Befruchtung desto besser geschehen könne) des Morgens aus dem Wasser empor und öffnet sich; gegen Abend aber schließt sie ihre Blätter wieder und zieht sich ins Wasser zurück. Einige Pflanzen (als der Klee, Sauerampher) breiten ihre Blätter vor der Zeit des Regens so regelmäßig aus, daß es scheint, sie sähen ihn vorher, und hätten, wie die Bienen, eine Art von Vorsorge auf die Zukunft. Die Sonnenblumen, die von der Gegend der Sonnenstrahlen her ihre Nahrung zu empfangen scheinen, öffnen und kehren sich eben so nach derselben, wie die Schalthiere nach dem Wasser bey dem Anlaufe der Fluth. Wenn man die Blätter des Sinnkrauts berührt: so ziehen sie sich zurück, wie die Gartenschnecke ihre Hörner. Eine der empfindlichen Pflanzen, welche man die Fliegenfalle (muscipula) nennt, hat die Eigenschaft, daß ihre Blätter, wenn sie von einem Insekte oder einer andern Sache berührt werden, sich in

zwey Hälften theilen, sich zusammenschlagen, und dem Thierchen durch ihre kleine, auf der Fläche und am Rande befindliche, Stacheln den Ausgang versperren. Doch dient es der Pflanze wahrscheinlich nicht zur Nahrung. Ob nicht die Pflanzen auch leben? Ich antworte, unter dieser Bedingung, Ja; wenn nämlich die Bewegung flüssiger Dinge in den Theilen eines wachsenden organischen Körpers, der seines Gleichen fortpflanzt, ein Leben heissen soll. Aber die Pflanzen werden noch immer mit Recht leblos genannt von denen, welche eine empfindende Seele und eine willkührliche Bewegung für einen wesentlichen Theil des Lebens halten.

Man macht aus gefärbten Federn, Cocons, Papier, Leinwand und Seide, allerley künstliche Blumen. Aber man darf nur einige, die ohne menschliche Kunst gewachsen sind, betrachten, als die Tulpen, Nelken, Aurikeln, Veilchen, Levkojen, Narcissen, Liljen, Schwerdtlilien, Anemonen, Ranunkeln, Tausendschönen, Schachblumen, Tuberosen, Sammetblumen, Amaranten, und so weiter, um überzeugt zu werden, daß es, auch bey dem größten Fleisse des geschicktesten Künstlers, unmöglich sey, die Schönheit derselben durch Beschreibung oder Nachbildung empfindbar zu machen. Wir wollen uns also eine wirkliche Blume aufsuchen. Hier ist eine blühende Rose, diese wahre Zierde in dem Garten des Königs und des Bauren. Wie

lieblich ist ihr Geruch, wie angenehm ihre Farbe, wie schön ihre Form!

Wenn ihr die Zwibel einer Tulpe oder Hyacinthe im Anfange des Herbstes auf ein mit Wasser stets gefülltes und vor Frost bewahrtes Glas (11) setzt: so könnt ihr sogar in euren Stuben während des Winters das Vergnügen haben, Blumen wachsen zu sehn.

Aus den Saftbehältnissen einiger Blumen holen die Bienen mit ihren dazu geschickten Saugrüsseln den süssen dicken Nahrungssaft der Pflanze, oder den Honig. Aus vielen Blüthen zieht man nicht allein köstliche wohlriechende Wasser, wie aus den Rosen das Rosenwasser, aus den Rosmarienblüthen das Ungarische Wasser; sondern auch wohlriechende Oele, als aus den Blüthen des Lavendels oder Spiks, der Nelken, der Veilchen, der Lilien, der Kamille und der Jesminen. Einige Blumenknospen isset man, als die Kappern. Die Blüthen des Hopfens werden zum Bierbrauen genutzt, u. s. w. Einige dienen uns als Gewürz, wie der Safran; andre als Arzneyen, wie die Schlehenknospen, die Kamillen. Andre als Farben, wie der Saflor, u. s. w.

Alle genannte Theile der Pflanzen dienen, Früchte hervorzubringen, theils zur Fortpflanzung, theils zur Nahrung für Thiere und Menschen. Der Saamen, dessen Körner eine Haut und gemeiniglich eine Narbe haben,

liegt in Saamengehäusen oder in ihren Fächern mit Scheidewänden (12), oder in einer lederartigen Schale, wie die Eichel (13), oder in einer harten Schale (wie die Haselnüsse, welsche Nüsse, Mandeln), über welche noch ein Umschlag wächst. Der Saamenstaub wird nicht allein durch Triebfedern, welche in den Staubbeuteln wachsen, nach den Narben gespritzt, oder von der fliessenden Luft, und von Insekten dahin geführt; sondern es wird auch zur Zeit der Reife in einigen Saamengehäusen eine Art von Schnellfedern wirksam, welche die Saamenkörner von dem Standorte abstossen und ausstreuen. Bey einigen bekömmt die Saamenkapsel Löcher, wie beym Mohn (14); bey andern wird zu dieser Zeit der Deckel abgeworfen (15) (der an dem übrigen Gehäuse vermittelst einer Nath bis dahin befestigt ist), damit der Saamen ausfalle. Einiger Saamen bekömmt Häkchen (wie die Kletten), vermittelst welcher er sich an Thieren anhängt und zur Fortpflanzung weggeschleppt wird. Einige Früchte sind mit harten Schalen gegen die Fäulniß, andre mit stachligen Umschlägen, andre, wie die Gerstenähren, mit Grannen, gegen die Vögel verwahrt; einige aber mit Federn, Flügeln oder Haarkronen (16) versehn, mit deren Hülfe sie durch die Luft leicht weggeführt und ausgesäet werden. Einige sind für die Vögel eine reizende Speise, wie die Muskatnüsse, welche sie aber unbeschädigt wie-

der

der von sich geben, wodurch das Aussäen befördert wird. Einige sind schwer und nicht gefiedert (sonst würden sie nicht bequem eingesammelt werden, und sich von dem Boden, der ihnen am zuträglichsten ist, zu weit entfernen); andre hergegen sind so leicht, daß sie zuweilen meilenweit vom Winde fortgeführt werden, und auf diese Art entfernte neuentstandne Inseln oder angewachsenes Land besäen.

Mancherley Nutzen und Vergnügen verschaffen uns 1) die verschiedenen Getraidarten, als der Roggen, Waizen, Mays oder türkischer Waizen, Spelt, Reis, Haber, Buchwaizen, die Gerste und Hirse; 2) die fleischigen Früchte, deren Saamen entweder in Kapseln ist, wie bey den Birnen (17), Aepfeln, Quitten, Mespeln, oder bloß im Fleische liegt, wie bey den Kürbissen, Koloquinten, Feigen, Gurken, Melonen, Pomeranzen, Aepfelsinen, Citronen (davon eine nicht so dauerhafte Art mit weicherer Schale Limonen heißt, welche eingemacht werden); 3) diejenigen Früchte, welche mit ihrem Fleische eine Nuß oder einen sogenannten Stein umschliessen, als die Kirschen (8), Pflaumen, Pfirschen, Apricosen, Datteln, Pistazien (oder Pimpernüsse) und Schlehen; 4) die Schootenfrüchte und Hülsenfrüchte, als die hier mit der Schoote gezeichneten Erbsen (20), die Kiechern, Linsen, Wicken, Bohnen, Koffeebohnen,

Kakao-

Kakaobohnen (davon die Chocolate gemacht wird); 5) die Beeren, deren Fleisch den Saamen ohne Gehäuse enthält (19), als Himbeeren, Heidelbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Weinbeeren, Brombeeren, Erdbeeren, Loorbeeren, Maulbeeren, Pfeffer, Wacholderbeeren, Vogelbeeren und Hagbutten (die Frucht der wilden Rosen).

Aus verschiednen Früchten werden Getränke, als vielerley Arten Bier und Wein, gemacht, aus einigen aber Oel gepreßt, als Leinöl, Nußöl, Mandelöl, Rübsenöl. In einigen Pflanzen wird aus einerley Erdboden und Luft nur ein süsser Saft gesammlet oder zubereitet, wie in einigen Eschenbäumen das süsse laxirende Manna; in andern aber nur ein bitterer Saft, wie in den Aloepflanzen und Kampferbäumen. Beyderley Säfte sind oft für uns und die Thiere wirksame Arzeneyen. Hingegen sind einige Pflanzen den Menschen schädlich, giftig oder tödtlich, als der Schierling, die Euphorbia oder Wolfsmilch, das Opium (eine Art Mohnsaamen, das einschläfert, und in grosser Menge genommen, tödtlich wird), die Tollbeeren, das Bilsenkraut, der Porsch oder wilde Rosmarin, welchen unverständige Bierbrauer gebrauchen, um das Bier berauschend zu machen, wodurch sie aber den Trinkern grosse Kopfschmerzen verursachen, u. s. w.

Gegen gewisse Krankheiten, welche an einigen Orten, wegen des Wassers, des Bodens, oder der Luft, herrschend sind, wachsen eben daselbst ungepflanzt solche Kräuter, oder solche Früchte, wodurch sie können verhütet oder vertrieben werden. Das Löffelkraut z. E. wächst in solchen Gegenden, wo man desselben wegen des daselbst gewöhnlichen Scharbocks bedarf. Saftige, kühlende, oder saure Früchte, wie Citronen, u. s. w. wachsen in den heissen Erdstrichen, weil ihr Genuß die daselbst leicht mögliche Fäulung des Geblüts verhindert.

Seht hier einige angenehme Gartengeschäfte vorgestellt. Da (d. 1.) hat man einen Platz mit einer Spate (2) umgegraben. Vielleicht ist er vorher mit Mist von Tauben oder Hühnern, oder Schafen, oder Hornvieh gedünget. Auf demselben ist schon etwas mit dem Gartenrächen (3) eben gemacht. Der Kniende (4) sticht mit der Schnur und dem Pflocke Beeten ab, vielleicht um nützliche Küchengewächse, als grünen oder braunen Blätterkohl, weissen oder rothen Kopfkohl, Savoykohl, Blumenkohl, oder Spinat, Sauerampher, u. s. w. oder Gewürze, als Pimpernelle, Basilienkraut, Saturey, Pfefferkraut, Fenchel, u. s. w. darauf zu säen oder zu pflanzen. Dort erfrischt ein Andrer (5) durch Begiessen die matten Kohlpflanzen, weil es nach ihrer Verpflanzung nicht geregnet hat. Hier (6) gätet ein Mägdchen das Unkraut oder diejenigen

jenigen Kräuter aus, die man auf einer andern Stelle wegen ihres Nutzens wünscht, aber die hier den Platz räumen müssen, weil sie ihren bessern Nachbaren einige gute Säfte entziehn. Auf dem Beete wird von einem Andern (7) an den Köpfen des Winterkohls mit der Gartenschaufel die zum Theil mit Unkraut bewachsene Erde aufgelockert. Dieser Kohl ist schon im Herbste gepflanzt, und dennoch durch Schnee und Frost nicht verdorben. Vorn (8) hat der Gärtner einem jungen lehrbegierigen Städter begreiflich machen wollen, wie er Nelkensprossen (oder andre) ablegen, das ist, sie einschneiden, niederdrücken und mit Erde überschütten müsse, daß sie Wurzel schlagen und sich verpflanzen lassen. An dem grossen Baume (10) hat er ihm das Absaugen (Ablactiren) gezeigt, oder wie er könne ein Reiß zu dem eine Zeitlang darunter gesetzten Stamme (9) herabbeugen, und es durch Einschnitte, und vermittelst des Baumwachses, Bastes, oder der Fäden von Matten, mit ihm verbinden und zusammen wachsen lassen. An den kurz abgeschnittnen Stämmen (11) hat er ihn das Pfropfen in die Rinde und in die Spalte gelehrt. Seht, da wo das junge Pfropfreiß mit Moos und Baumwachs an dem glattgeschnittnen Stamme befestigt und gegen den eindringenden Regen verwahrt ist, machte er mit einem spitzigen Keile oben ein Loch zwischen dem Holze und der

unver-

unverletzten Rinde, und steckte das Reiß hinein. In dem andern Stamme machte er oben eine Spalte, und setzte das Reiß zwischen dieselbe, so daß seine Rinde mit der Rinde des pfropfbaren Stammes zusammenpaßte. „Im „Sommer wollen wir auch verschiedne Stämme einäugeln, inoculiren, oder in die „Kerbe pfropfen, sagte der gefällige Mann. „Ich werde alsdann von dem Reise eines guten „Fruchtbaums ein Auge mit seinem feinen „Mark und ein Stück Rinde (12) ablösen; etwa „in der Mitte eines jungen Stammes einen „Einschnitt machen; die beyden Lappen mit „einem Messer aufheben; das Stück Rinde mit „dem Auge dazwischen schieben; und alsdann „mit Bast verbinden. Wissen sie auch schon, „junger Herr, fragte der Gärtner, daß wir „einen Baum umkehren können, so daß sein „itziger laubvoller Gipfel die Wurzel wird, und „die itzige Wurzel sich in den Gipfel verwandelt, „welcher Blätter, Blüthen und Früchte hervor„treibt?“ Der junge Mensch freute sich sehr, daß er in einem einzigen Tage von einem, von der Sonne gelb gebrannten und schlecht gekleideten, Manne mehr Kenntnisse von dieser Art erhalten hatte, als er von zehn andern mit frisirtem und gepudertem Haar, und mit seidenen oder von Gold schimmernden Kleidern, Zeit seines Lebens hatte erhalten können.

Zuweilen werden Treibbeete, Mistbeete und Gewächshäuser gemacht und unterhalten,

darinnen die Pflanzen auch im Winter sowohl grünen, als auch Blumen und Früchte tragen, nämlich vermittelst der Wärme, die man durch eine Bedeckung mit Fenstern und andern Dingen und durch Einheitzen verursacht. Noch seltner wird ausser dem Küchengarten und Baumgarten ein prächtiger Lustgarten angelegt, mit künstlichen Einöden und Ruinen (oder Ueberbleibseln von altmodischen Gebäuden), mit künstlichen Höhlen oder Grotten; mit Laubgängen, Lauben, hohen lebendigen Hecken; mit Gitterwerken zum bessern Wachsthum der Pferschen, Apricosen, Weintrauben, u. s. w. und mit andern Zierrathen, als Bildsäulen, Pyramiden, künstlich gebildeten Gefässen, Knöpfen oder Vasen, Becken und Springbrunnen, u. s. w. Wer so reich ist, daß er einen solchen Garten anlegen darf, beobachtet gemeiniglich ein gewisses Maaß, eine gewisse Wahl und Vertheilung der Zierrathen. Er macht keinen Busch von purem Holze und keine Fluren von Corallen und Muschelschalen. Er häuft die Zierrathen nicht zu sehr, und vermeidet eine gar zu grosse Einförmigkeit, welche ekelhaft wird. Darum weicht er zuweilen von der Regelmässigkeit ab, um das Auge durch unvermuthete Wendungen zu ergötzen. Dennoch macht er kein unnatürliches Gemisch, läßt aus dem Rachen eines Löwen oder andern wilden Thiers kein Wasser spritzen und den Bäumen keine Thiergestalten geben. Er weis durch die Entgegenstellung gewisser

Dinge (durch den Contrast) das Vergnügen des Anblicks zu vergrössern: indem er die Theile seines grossen Gartens so einrichtet, daß man schnell und unvermuthet von eingeschränkten Aussichten zu weit ausgedehnten, von traurigen zu lieblichen Gegenständen, von Ruinen zum Blumenbeete, vom dürren Felde zum frischen Grün, vom Hellen zum Dunkeln, vom Ordentlichen zum Wilden, u. s. w. fortschreiten kann. Auch läßt er die Pflanzen und die Bäume mit einander abwechseln, z. E. die dunkelgrünen mit den hellgrünen, die breitgipfligen Bäume mit den spitzgipfligen. Er weis die Zerstreuung und Ermüdung des Auges, die durch viele kleine Schnirkel und Zierrathen geschicht, imgleichen die unangenehme Mißhelligkeit gewisser Farben, die in der Natur niemals unmittelbar beysammen gefunden werden, zu vermeiden. Auf diese Weise macht er die Schönheit der Natur sichtbarer, nach denselben Regeln, welche auch die Kunstmaler beobachten.

Seyd gesegnet, ihr Gärtner und Landleute, die ihr bey den gesundesten Arbeiten, mit deren Früchten ihr euch selbst und die Stadtleute nährt, auch in Betrachtung der Natur eine Quelle von dankbarer Freude findet! Wahrlich! das Vergnügen ist für uns groß (besonders nach einem langen Aufenthalt in einer dunstvollen Stadt), auf ein abwechselnd grünendes Feld oder auf eine beblümte Wiese zu kommen. Hier lacht uns Alles. Unser Gehör wird vergnügt

durch den Gesang der Vögel, oder durch das Murmeln eines Baches, oder durch das Lispeln der Blätter. Unser Gesicht wird ergötzt durch das mit leichten weissen Wolken gemischte Blau des Himmels, oder durch das grüne Laub der Bäume, oder durch die wallende Saat, oder durch die Gestalt und Bewegung mannigfaltiger Thiere, oder durch freye Aussichten in Ebnen oder auf Bergen. Zu unsrer Nase strömen aus Kräutern, Blumen und Blüthen, gesunde und liebliche Gerüche. Unsre Brust wird oft erweitert, und sie athmet alsdann in starken Zügen die reinere Luft. Und in dem Genusse dieses ländlichen Vergnügens werden wir zuweilen unaussprechlich entzückt, besonders wenn wir dabey die Hoffnung und die Fähigkeit zu beständigeren und höheren Freuden in uns empfinden.

3) Etwas von den Mineralien.

Tab. XXI. No. 4.

Die Mineralien wachsen nicht, wie die Thiere und Pflanzen, sondern bleiben, wie sie sind, oder sie entstehen durch blosse Ansetzung der Theile.

Dazu gehören die Erdarten und Steine. Diese lassen sich vermittelst des Hammers nicht ausdehnen; und behalten, wenn sie rein sind, ihr Gewicht im Feuer: ihre fest zusammenhängenden Theile aber lassen sich in Oel nicht so auflösen, daß sie mit demselben einen Körper

auszumachen scheinen sollten. Die Thonerde ist zäh und fettig anzufühlen, wird im Feuer hart, giebt aber, mit dem Stahl zusammengeschlagen, keine Funken, und schmilzt nicht zu Glase, wo sie nicht fremde Theile enthält. Die Mergelerde (eine Art derselben) ist fett, und dient in einigen Gegenden zur Düngung der Felder. Die glatte und blättrige Walkererde oder Seifenerde (auch von Thonart) schäumt im Wasser, wie Seife. Sie wird gebraucht, das Oel und Fett aus den Tüchern, und die Flecken verschiedner Art aus den Kleidern zu bringen, wenn man sie erweicht, darüber schmieret, trocknen läßt und herausreibt. Die scharfe Tripelerde wird zum Schleifen und Poliren der Metalle, der Steine und des Glases angewandt. Manche Arten der Erde und Kreide werden als Farben verbraucht, so wie der braune Umbra, der gelbe Oker, das Kupfergrün und das Bergblau. Das Steinmark, welches man in den Ritzen der Felsen findet, und die Mondmilch, welche in Höhlen und Klüften angetroffen wird, dienen zuweilen zur Heilung äusserlicher Schäden des Leibes. Die Kalkerde und die Kalksteine geben, mit einem Stahl geschlagen, keine Funken; erhärten wieder, wenn sie weich geworden sind; und brausen mehrentheils mit einer Säure (als mit dem giftigen Scheidewasser) in die Höhe. Das Aufbrausen aber, welches sich in aufsteigenden Bläschen, oder in einem Schaum äussert, und zuweilen mit einer Er-

hitzung verbunden ist, wird durch ein flüssiges Wesen verursacht, welches mit Schnelligkeit die Lufttheilchen heraustreibt. Die Kieselerde oder der Sand und die Kieselsteine geben, mit einem Stahl geschlagen, Funken, schmelzen aber im Feuer nicht leicht, wenn sie nicht mit einem Laugensalze vermischt werden. Allaunerde, Salpetererde, u. s. w. enthalten Allaun, Salpeter, u. s. w. Die Dammerde oder Gartenerde besteht aus Theilen verschiedner Art, aus verfaulten Thieren, Pflanzen, u. s. w. Zuweilen ist sie von brennbaren Harzen durchdrungen, wie die Torferde, die gegraben, getrocknet und statt des Brennholzes verbrannt wird.

Die Steine unterscheiden sich von der Erde ihrer Art nur durch den festern Zusammenhang ihrer Theile, und etwa durch die Farbe. Aus Erde werden Steine und aus Steinen wird Erde, entweder durch die Natur oder durch die Kunst. Die Kalksteine können im Feuer zu Kalk gebrannt werden, und dienen zum Mauren und Tünchen. Zu dieser Gattung gehört der Kalkspath; der Tropfstein, Tophstein (der sich von kalkartigem Wasser auch in den Theekesseln ansetzt); der Stinkstein und der Marmor, von verschiedner Farbe, und zum Theil mit schönen Adern und Figuren. In dem Florentinischen Marmor (a. 1.) findet die Einbildung natürliche Zeichnungen von Ruinen oder Landschaften, deren Aehnlichkeit aber

man

man durch Kunst zu vergrössern pflegt. Der Gips, der Alabaster und der Isländische Krystall, durch welchen man Gegenstände doppelt sieht, werden im Feuer zwar zu Kalk, brausen aber nicht mit Scheidewasser auf. Die unnützesten und entbehrlichsten Steine sind die kieselartigen Edelsteine. Dennoch sind sie wegen ihrer Seltenheit und Farben, oder wegen ihres Glanzes die theuresten. Das Schönste und Nützlichste in der Welt, wird gemeiniglich verkannt oder gering geschätzt, weil es so häufig ist. Hergegen das Entbehrliche und weniger Schöne wird mit Bekümmerniß gesucht, weil es so selten ist. Aber diejenigen, welche ein grosses Verlangen haben, solche seltne und unnütze Dinge zu besitzen, sind durchgängig unzufriedner und mißvergnügter, als die Meisten, denen die alltäglichen Gaben der Natur zureichend sind. Die Edelsteine werden mehrentheils aus Gruben gegraben, und sind anfangs roh und ohne Glanz. Hernach werden sie geschliffen, und in Silber oder Gold eingefaßt, am Kopfe, an Ohren und Fingern getragen. Die Diamanten sind unter allen die härtesten, durchsichtigsten und glänzendsten. Sie werden auf verschiedne Art, oder in verschiedne Flächen (oder Facetten) geschliffen, und heissen alsdann Rosetten, Tafelsteine oder Brillanten. Wenn einer derselben etwa so viel wie ein Vierthelducaten wiegt: so gilt er 1000 Thaler; ist er aber noch zwölfmal leichter, als der vorige,

so wird sein Preis 200 mal geringer, oder etwa 5 Thaler. Zu diesen Edelsteinen rechnet man ferner (wenn man die härtesten voransetzt) den rothen Rubin, den himmelblauen Saphir, den goldgelben Topas, den grünen Smaragd, den blaßgrünen Chrysopras, den gelblichen Chrysolith, den violetten Amethyst, den dunkelrothen Granat, den rothgelben Hyacinth und den seegrünen oder grünblauen Beryll. Zu den eigentlichen Kieselsteinen gehören auch der durchsichtige Quarzkrystall, der in einem Haufen pyramidenförmiger Figuren, oder in Drusen (2) wächst; ferner die Feuersteine oder Flintensteine; der graue Chalcedonier, der rothstreifige Carneol und Sardonix, der durchsichtige Onix, der milchfarbige Opal und der streifige Achat. Die Oberfläche der Hornsteine ist da, wo man sie durchbricht, etwas körnig. Diese Art begreift unter sich den Jaspis von verschiedner Farbe, den fleckigen Porphyr, und den blauen Lasurstein, aus dem das schönste und dem Golde gleichgeschätzte Blau, nämlich der Ultramarin, zubereitet wird. — Die sandkörnigen Sandsteine werden zu Schleifsteinen, Mühlsteinen, Filtrirsteinen (oder Siebsteinen) u. s. w. gebraucht. — Von den Schiefersteinen bedienen wir uns des Dachschiefers zu den Dächern, des Tafelschiefers zu Rechentafeln und Rechentischen, des Wetzsteins zum Schärfen der feinen Messer und Instrumente, des Probirsteins, um mit Metallen Striche

darauf

darauf zu machen, aus deren Unterschiede die Reinigkeit der Metalle oder ihre Vermischung erkannt wird. — Die thonartigen Steine verändern sich nicht im Feuer, und heissen daher feuerfest. Zu diesen gehört das Russische Glas, das sich in dünne Scheiben spalten läßt, und als Glas gebraucht wird; ferner das wegen seiner Farbe so genannte Wasserbley, welches die Materie der ächten Bleystifte ist; der Glimmer (oder das Katzengold), der Bimstein, der Talk, der Amianth und Asbest, sammt dem Bergflachse, Bergleder, u. s. w. welche aus Fäden bestehn, aus denen unverbrennliche Leinwand verfertigt wird. Der Serpentinstein oder Serpentinmarmor ist grünlich, fleckig, und zu allerley Gefäßen, Reibeschalen und Reibestempeln, zu Tobacksdosen, Theebüchsen, Bechern, u. s. w. brauchbar. — Die meisten Felssteine sind aus verschiednen Mineralien zusammengesetzt, und bekommen deswegen keine besondre Namen. Die Fossilien, oder versteinerten Körper von Thieren und Pflanzen, trifft man in Felsen und Bergen des festen Landes an, und sogar auf den Spitzen derselben; z. E. Knochen von vierfüßigen Thieren, Schalen von Muscheln, Schnecken, Krebsen, See-Igeln; auch Schuppen und Gräten von Fischen in ihrer natürlichen Lage (besonders in den Schiefersteinen); ferner Blätter, Aeste und ganze Stämme, welche von einer kalkartigen Materie größtentheils durchdrungen und umgeben sind. Aber versteinerte Menschenknochen

hat man noch nirgends gefunden. Einige versteinerte Schneckenarten liegen haufenweise beysammen, als wenn sie ihre Nester daselbst gehabt hätten, und von einer Lage Schlamm bedeckt wären. Es scheint, daß diese harten Felsen und Steine auf dem festen Lande einmal (vielleicht ehe noch Menschen waren) flüssig gewesen, oder nach und nach unterm Wasser entstanden sind. Hier sind einige solcher versteinerten Körper gezeichnet: (3) der Zahn eines Seehundes; (4) ein versteinerter See-Igel; (5) ein Fingerstein (der für einen versteinerten Zahn eines Seethiers gehalten wird); (6) ein Sternstein (der aus Gliedern besteht, wie die Arme des Meduſenhaupts, oder der Rückgrad der Fische, und zuweilen walzenförmig und mit Fünfecken versehen ist (wie 7) oder Strahlen hat, wie das Sonnensteinchen (8)); (9) die längliche Küchenmuschel; (10) eine grosse Gienmuschel, angefüllt mit kleinern Kammmuscheln, Schraubenschnecken, u. s. w. Die Figur (11) stellet einen Fischschiefer vor und (12) einen Blätterstein. Ganz weiche Dinge werden niemals versteinert gefunden; sondern die Aehnlichkeit einiger Steine mit ihnen ist zufällig, und wird ein Spiel der Natur genannt. Dahin gehört der nierenförmige Stein (13) und der Bäumchenstein (14), in welchem die einem Baume ähnliche Figur von einer versteinerten Flüssigkeit entstanden ist. In einigen Wassern werden gewisse Körper in kurzer Zeit mit einer harten Schale überzogen

oder

oder inkrustirt, aber nicht versteinert, nicht von einer Steinmaterie ganz durchdrungen.

Salze sind Mineralien, welche im Wasser können aufgelöst werden, und auf der Zunge einen starken Geschmack verursachen. Die sauren Salze, die durch Kunst von Vitriol, Salpeter oder Kochsalz, worinn sie enthalten sind, geschieden werden, färben den blauen Veilchensaft roth; die laugenhaften Salze aber, als das Weinsteinsalz, u. s. w. färben ihn grün. Werden beyde Arten zusammen gemischt: so brausen sie mit einander auf, und machen alsdann ein Mittelsalz aus, welches die Farbe des Veilchensafts nicht verändert. Wenn das Wasser, worinn Salz aufgelöst ist, ausdünstet und dick wird, so bilden die Theilchen des Salzes gewisse eckige Körper, die man Krystalle nennt. Diese Figuren der Salze sind auf dem zweyten Viertheil nach ihrem Umfange gezeichnet, und noch einmal in Netzen, welche alle Seiten einer Krystallfigur zeigen. Die Mittelsalze sind: das Küchensalz, das den guten Geschmack der Speisen empfindbarer macht, das Fleisch und andre Sachen frisch erhält, und gewöhnlich in Würfeln (1) anschießt; der Salpeter, der im Feuer mit Zischen verbrennt, und nicht nur als ein kühlendes Arzneymittel, sondern auch häufig zum Schießpulver und andern Bedürfnissen gebraucht wird, und sich in Körper mit 6 länglichen Vierecken bildet, auf welchen unten und oben eine Pyramide ist; der Salmiak, den die

Aerzte

Aerzte, Färber und Metallkünstler zu nützen wissen, und der dichte, längliche und spitzige Krystallen (3) bekömmt; das Bittersalz (4), das die Sauerbrunnen enthalten, davon das Englische Purgirsalz eine Art ist, und das zur Reinigung des Eingeweides dient, u. s. w. der Vitriol (5), ein Mittelsalz, das ein aufgelöstes Metall, als Eisen, Kupfer und Zink enthält, ekelhaft schmeckt, aber in der Arzney, und einigen Künstlern zu ihren Arbeiten nützlich ist; der Borax (6), welcher sich im Feuer aufbläht, und sowohl zum Schmelzen der Metalle als auch zum Löthen gebraucht wird, und dessen Krystall von 6 länglichen Sechsecken und 12 schiefen Vierecken eingeschlossen ist; der Allaun, der sich auch im Feuer aufbläht, von Wundärzten und Andern gebraucht wird, und gemeiniglich in einem achtseitigen Körper mit dreyeckigen Flächen (7) kristallisirt.

Der Ursprung der Krystallen an andern Körpern ist vielleicht gewissen Salztheilchen zuzuschreiben, welche in der noch flüssigen Materie enthalten waren, wie in dem Wasser, woraus Schneefiguren werden. Von diesen, seht ihr einige auf dem Vierthel (c) vergrössert vorgestellt. Es sind deren aber gewöhnlich viele in Flocken vereinigt, wann sie auf die Erde fallen.

Die brennbaren Mineralien, nämlich die Erdharze nebst dem Schwefel, dampfen und riechen stark im Feuer. Sie können, wenn sie rein sind, im Oel, aber nicht im Wasser auf=

aufgelöst werden. Der Schwefel, der zum Schießpulver, zu Lustfeuern, auch in der Arzney, u. s. w. brauchbar ist, brennt mit einer blauen Flamme und hat einen erstickenden Geruch, davon die Metalle anlaufen oder verdunkelt werden. Von den übrigen Erdharzen sind einige flüssig, als das Bergöl und das Naphtha, welche an einigen Orten aus der Erde quillen, oder zur Oberfläche des Wassers empor steigen, und davon abgeschöpft werden. Das Naphtha ist sehr flüssig, wird unter andern zu Lustfeuerwerken und auf Lampen, die geschwind sollen angezündet werden, gebraucht, weil es in einiger Entfernung vom Feuer sich schon entzündet. Das Bergöl wird, als der Theer, zu Wagenschmier, u. s. w. angewandt. Andre Harze sind fest, als das Bergpech, das Judenpech oder Asphalt, der Gagath, aus welchem Messerhefte und die sogenannten Steinkohlenknöpfe verfertigt werden; ferner, die Steinkohlen, der wohlriechende Ambra, der Kopal und der Bernstein, aus welchem vielerley kleine Zierrathen gemacht werden, und welcher auch, wie der Kopal, in einen schönen Firniß aufgelöst wird.

Die Metalle unterscheiden sich von den übrigen Mineralien vornehmlich durch ihre Dehnbarkeit und durch den höhern Grad der Schwere. Sie lassen sich auch schmelzen, erhärten wieder mit einer erhabnen Fläche, und haben einen vorzüglichen Glanz. Etwas von einigen Metallen wird schon rein und von fremden Körpern abge-

son-

sondert gefunden, und heißt gediegen. Gewöhnlich aber werden sie in Bergwerken mit Steinen und andern Mineralien, auch selbst unter einander vermischt, angetroffen. Wenn ein erfahrner Bergmann aus gewissen Merkmalen schließt, daß in diesem oder jenem Berge Erze oder Minern vorhanden sind, so werden Gänge hineingearbeitet, die Dammerde und das unnütze Gestein in Karren herausgeschafft, wie ihr auf der 21sten Tafel gesehn habt, und die Gänge mit Queerhölzern und Brettern ausgefüttert, daß die arbeitenden Bergleute nicht befallen und getödtet werden; alsdann wird das Erz aufgesucht, oder, nach der den Bergleuten eignen Sprache, **erbrochen**, und von den steinartigen Bergstücken abgesondert oder **ausgeschlagen**. Die Erzstuffen, in denen die Metalle enthalten sind, werden darauf nach dem Füllorte gebracht, wo sie in Gefässen oder Kübeln, vermittelst eines Seils in die Höhe gezogen, oder (bergmännisch zu reden) **zu Seile geschickt**, und zu Tage **ausgefördert** werden. Hernach werden die Erze in dazu eingerichteten Häusern oder Hütten glühend gemacht, oder **geröstet** (daß die flüchtigen Theile herausfahren, und das Metall sich von dem Gestein besser trennen lasse), alsdann entzwey gestossen oder **gepucht**, hernach gewaschen oder geschlemmt, und so viel möglich ist, von den unnützen Bergarten gereinigt. Das gepuchte und größtentheils gereinigte Erz wird alsdann in den Schmelzofen gebracht, daß das Metall schmelze, geschmolzen zu einem Loche herausfliesse, und sich von dem über ihm schwimmen-

den

den glasartigen Gesteine, oder den Schlacken, scheide. Zuletzt werden die Metalle, wenn zwey oder mehr Arten (als Gold und Silber) vermischt sind, durch Kunst von einander geschieden, und in Stangen, Klumpen oder Barren gegossen, wie sie den Künstlern und Handwerkern zur Verarbeitung dienen. Doch es sind gemeiniglich noch mehr besondere Arbeiten, Wiederholungen und Abwechslungen derselben nöthig, nachdem die Erze verschieden sind.

Eine gewisse Eisenminer hat die besondre Eigenschaft, daß, wenn sie auf einem Stücke Holz ins Wasser gelegt ist, sie sich mit einer Seite nach Norden, mit der andern nach Süden wendet. Man nennt sie den **Magnetstein.** Umfaßt man ihn mit Eisen an diesen Seiten; so wird das Bestreben nach diesen beyden Weltgegenden oder Polen grösser. Er scheint Stücke Eisen, auch solche, die ihn an Schwere übertreffen, anzuziehn und fest zu halten. Bestreicht man einen eisernen Stab oder eine eiserne Nadel mit einem Magneten auf gewisse Art; so werden sie selbst magnetisch. Auf diese Art macht man die Magnetnadeln, durch deren Hülfe die Weltgegenden an jedem Orte erkannt werden, und der Schiffer auf der weiten See den Weg finden kann. Solche Nadeln bewegen sich nämlich auf einem spitzigen Stifte, also, daß die eine Spitze beständig nach Norden zeigt. Man hat bemerkt, daß, wenn sie auf beyden Seiten gleich schwer sind, sich in unsern Gegenden die Nordseite etwas herunter senke, und eben diese

Seite

Seite nahe bey dem Südpol der Erde in die Höhe gehe; auch daß sie von ihrer Richtung nach Norden, sehr langsam, bald ostwärts, nach Verschiedenheit des Orts und der Zeit, ein wenig abweichen. Man weis aber jedem eisernen Stabe eine solche magnetische Kraft, sogar ohne Hülfe eines Magneten, mitzutheilen. Man darf ihn nur mit andern Eisenstäben von einem Ende zum andern (doch allemal nach derselben Seite hin) streichen oder reiben. Die Kraft sowohl der künstlichen als der natürlichen Magneten, dringt durch alle feste und flüssige Körper, und wirkt nicht nur in freyer Luft, sondern auch im luftleeren Raume, verliert sich aber im Feuer. Sie entsteht vielleicht daher, daß vom Nordpol nach dem Südpol, (und von diesem nach jenen), die sogenannte magnetische Materie beständig fliesse, durch die Magnetsteine und das Eisen ihren Weg nehme, und dadurch sowohl den Magnetstein als das magnetische Eisen in diejenige Lage bringe, vermöge welcher eine gewisse Seite derselben der Nordgegend immer am nächsten bleibt. Doch wieder zu unsern Metallen!

Die edlen Metalle, als das gelbe Gold und das weisse Silber, verlieren nichts von ihrer Schwere in einem Feuer, das sie schmelzt und lange geschmolzen erhält. Die unedlen aber verfliegen im anhaltenden Feuer zum Theil oder gänzlich. Die vollkommnen lassen sich vorzüglich hämmern und dehnen; als das Gold, das Silber, das röthlich gelbe Kupfer, das weißgraue Eisen, das weisse Zinn, das dunkelgraue Bley

und

und das weisse Queckſilber. Dies letzte iſt zwar bey uns flüſſig, kann aber an andern kältern Orten hart und dehnbar werden; es verfliegt gänzlich im Feuer, und ſein Dampf iſt ein tödtliches Gift, welches die Künſtler und Handwerker bey aller Vorſichtigkeit des Gebrauchs zu ihrem größten Schaden zuweilen erfahren. Die unvollkommnen oder Halbmetallen ſind ſpröde, als der röthlich weiſſe Wißmuth und Nickel, der bleyfarbige und ſehr giftige Arſenik, das ſilberfarbige Spiesglas, der bläuliche Zink (oder Spiauter), der weißgraue Robolt und die ſehr ſchwere und weiſſe Platinna del Pinto.

Die Metalle werden zuweilen durch bloſſe Zeichen ausgedrückt. Ich will das Zeichen und den Namen eines jeden ſo auf einander folgen laſſen, wie ſie an Schwere oder Dichtigkeit abnehmen. ☉ Gold, P Platinna del Pinto, ☿ Queckſilber, ♄ Bley, ☽ Silber, W Wißmuth, ♀ Kupfer, N Nickel, ♂ Arſenik, ♂ Eiſen, ♁ Spiesglas, 4 Zinn, ZZ Zink, k Kobolt.

Die verſchiedne Zähigkeit und Zerreißbarkeit der Metalle lernet man kennen, wenn man von jedem (doch man darf nur die gebräuchlichſten ſo unterſuchen) einen gleich dicken Drat einklemmt, und mit einem Gewichte, das man an das untere Ende des Drats hängt, ſo ſtark nach und nach beſchweret, bis er zerreißt. Auf dieſe Weiſe hat man gefunden, daß ein Drath, ein Zehnthel Zoll (oder eine

Linie) dick, folgendes Gewicht getragen habe, ehe er zerrissen ist:

vom Golde	500	Pfund.
von Eisen	450	——
von Silber	370	——
von Kupfer	299½	——
von Zinn	49	——
von Bley	29½	——

Die vorzügliche Zähigkeit des Eisens ist dem menschlichen Geschlechte höchst nützlich. Denn diese Eigenschaft eines Metalls ist diejenige, der wir zu den nothwendigsten Dingen am meisten bedürfen. Das Eisen, welches dieselbe hat, ist fast allenthalben auch am häufigsten zu finden. Des unbrauchbarern Goldes und Silbers aber ist weit weniger. — Auch des Kupfers ist ein grosser Vorrath auf dem Erdboden. Dieses Metall hat im Klange den Vorzug vor allen; auf dieses folgt das Silber, dann das Eisen, endlich das Zinn. Denn das Gold und Bley sind fast klanglos. — In der Härte und Federkraft, oder Elasticität, hat das Eisen gleichfalls, und nächst demselben das Kupfer vor den übrigen Metallen den Vorzug. Weniger elastisch ist das Silber, noch weniger das Gold, und am wenigsten das Zinn und Bley. — Von dem schmelzbarsten aber bis zum hartflüssigsten haben die Metalle folgende Ordnung: Zinn, Bley, Gold, Silber, Kupfer, Eisen; von dem geschmeidigsten bis

zum

zum undehnbarsten aber Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Bley, Zinn. Von dem feuerfestesten bis zum flüchtigsten im Feuer endlich ist die Ordnung folgende: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Bley, Zinn. Ein Stück Silber aber, das eben so viel werth seyn soll, als ein Stück Gold, muß ohngefähr funfzehnmal so viel wiegen als dieses, das ist, ein Loth Gold gilt funfzehn Loth Silber.

Selten hat man eine Metallart ganz rein. Gemeiniglich sind und werden einige untereinander vermischt, und in dieser Mischung verarbeitet. Zweypfündiges, dreypfündiges und vierpfündiges Zinn, u. s. w. enthält nebst reinem Zinn ein Zweythel, ein Dritthel, ein Vierthel Bley. Das englische Zinn ist nach dieser Bedeutung ohngefähr dreyssigpfündig. Sechszehnlöthiges oder feines Silber enthält von seinem Gewichte $\frac{16}{16}$, und also gar keinen Zusatz von Kupfer; das funfzehnlöthige, vierzehnlöthige und dreyzehnlöthige Silber, u. s. w. enthält nur $\frac{15}{16}$, $\frac{14}{16}$, $\frac{13}{16}$ an feinem Silber, und das Uebrige an Zusatz. Auch das Gold hat gemeiniglich einen Zusatz von Silber oder Kupfer, oder von beyden. Z. E. Gold von 23 Karath enthält $\frac{23}{24}$ reines Gold, das Uebrige ist Zusatz. Von dieser Art sind die Portugalöser, Rosenobel und Dukaten. Weit schlechter ist erstlich das Kronengold, nämlich nur von 18 Karaten, indem es nur $\frac{18}{24}$, und zweytens das

Horngold, nämlich ohngefähr von 10 Karaten, indem es nur $\frac{10}{24}$ reines Gold enthält. Die Güte und Feinheit der Metalle aber wird gemeiniglich durch einen Stempel von der Obrigkeit angezeigt, welchen nachzumachen, ein grosses Verbrechen ist. — Einige Metalle, besonders Kupfer und Messing, wenn Theile von ihnen als ein Rost in solchen Gefässen abgehn, worinn wir Speisen und Getränke verwahren oder kochen, werden der Gesundheit schädlich. Daher muß man solche Gefässe entweder nicht dazu brauchen, oder wenigstens mit unvermischtem Zinn überziehn, das ist, verzinnen lassen.

4) Von der Bearbeitung einiger Naturalien. Tab. XXI. No. 4.

Thiere, Pflanzen und Mineralien, oder merkwürdige Theile derselben, nennt man Naturalien. Man findet nicht alle Arten davon an allen Orten, oder in gleicher Menge. Auch sind die Einwohner einiger Länder fleissiger und geschickter, als andre, die Naturalien, die sie selbst haben, oder von andern Völkern kaufen, zu bearbeiten, und sie für Viele angenehm und brauchbar zu machen. Solche fleissige und geschickte Völker werden dadurch den andern beliebt und unentbehrlich; und vertauschen ihre Waaren gegen solche, deren sie selbst bedürfen. Diese Umstände verbinden Städte und Länder zu gegenseitigen Gefälligkeiten,

keiten, und machen den Handel und den Transport zu Wasser und zu Lande nothwendig.

Eine gewisse Anzahl Menschen, die zum Theil wegen eines eingebildeten Vorzuges vornehm heissen wollen, bekümmern sich wenig um die Ehre, das mögliche Beste der Welt zu befördern. Der achtbare Landmann hergegen wendet mit Vergnügen seine Kräfte an, die Erde höchst fruchtbar zu machen, und einen Ueberfluß an Früchten und Vieh für Andre zu erhalten. Die Bergleute durchwühlen die Erde mit grosser Lebensgefahr, um brauchbare Mineralien für Andre aufzusuchen, heraus zu hacken, und herbey zu schaffen. Die Naturforscher bestreben sich, die meisten natürlichen Dinge, oder einige insbesondre, kennen zu lernen, ihre Eigenschaften wahrzunehmen, und von den bemerkten Wirkungen die Ursachen aufzusuchen. Die Mathematiker erforschen die Grössen der Dinge und ihrer Kräfte, und nach diesen Einsichten wissen sie gemeiniglich Andre zu belehren, wie eine Sache mit dem geringsten Aufwande der Unkosten und der Kräfte, und doch auf die bequemste und beste Weise, zu Stande zu bringen sey. Die Handwerker und Künstler bemühen sich, entweder einzeln in ihren Werkstätten die Naturalien nach Möglichkeit zum Nutzen und Vergnügen Andrer einzurichten, oder mit Vielen vereinigt, allerley Waaren zu machen, aus Flachs, Wolle, Baumwolle, Seide, in den Manufactu-

ren (als in der Tuchmanufactur, Strumpfmanufactur); aus Metall und einigen andern Sachen in den Fabriken (als in der Goldfabrik, Messerfabrik, Spiegelfabrik); oder aus Erzen, Erden und andern Materien in Hütten (als in der Eisenhütte, Glashütte, Ziegelhütte). In den Niederlagen ist ein Vorrath von Waaren, welche die Manufacturisten oder Fabrikanten gemacht haben. Die Chymisten oder Scheidekünstler sondern die verschiednen Theile eines Körpers von einander, oder verbinden sie nach geschehner Scheidung wieder auf eine andre Weise. Sie suchen entweder nützliche Dinge zu entdecken, oder zu bereiten, und haben zu diesem Zwecke eine besondere Werkstatt, welche sie ein Laboratorium nennen, und in demselben die nöthigen Werkzeuge und Gefässe, als Oefen zum Schmelzen und Probiren; auch zum Reverberiren, das ist, die Hitze auf gewisse Körper herunter zu treiben, u. s. w. Ueberdies haben sie einen Schmelzheerd, eine Muffel (d. 1), das ist, eine halbe im Durchmesser durchschnittne Röhre von Eisen, die ihnen statt eines kleinen Ofens dient; ferner Schmelztiegel, Mörser (2), und Reibeschalen (3) mit Stempeln; ferner gewisse Gläser, als Kolbengläser (4), die keulenförmig sind, und Retorten (6), deren Röhre krumm ist. Die Oeffnungen dieser Gläser befestigen sie zuweilen an einander (5) (mit einer Kitte aus nassem Thone, oder aus Mehlteig, u. s. w.), wenn sie z. E. gewisse Körper, die nicht naß sind, vermittelst

telst der Wärme in die Höhe treiben, oder sublimiren, und wenn sie nasse Körper in Dünste auflösen, in Tropfen sammeln, oder distilliren wollen. Die Retorte (6) ist an die Vorlage, oder an das vorliegende Kolbenglas (7) zu solcher Absicht angekittet. Das eine der Gläser muß dem Feuer am nächsten seyn, und wird (theils um die Grade der Hitze zu mässigen, theils damit es nicht zerspringe, oder nicht andre Gefahr entstehe) in ein Gefäß mit Sand oder Asche (das ist, in eine Kapelle) oder mit Wasser (das ist in ein Marienbad (8)) oder nur in Dünste gestellt, welche in dem letztern Gefässe entstehn. Doch, wenn man eine grosse Menge flüssiger Wesen distilliren will, als Branntwein: so bedient man sich einer Distillirblase. Seht die Blase, oder den kupfernen verzinnten Kessel (9), der eingemauert ist; zur Seite ist ein Hahn, woraus das zurückgebliebene Wasser herauslaufen kann; ferner ein Ofenloch, durch dessen Verstopfung die Hitze verlängert wird. Oben liegt der Helm (10), dessen Schnabel in die Schlangenröhre (14) geht, welche in dem Kühlfasse von Wasser umgeben ist. Dieses läuft kalt aus der obern Rinne (15) herein, und erwärmt durch die heruntergehende Rinne (16) heraus. Zuweilen wird das kalte Wasser auch in die Röhre geleitet, welche in der Mitte des Kühlfasses steht, damit es unten am Boden ausfliesse, und den erhitzten Spiritus abkühle. Dieser fließt durch den Trichter

und das Spundloch (12) in ein Faß (13), welches die **Vorlage** heißt. Das Flüchtige und Brennbare, welches aus dem gährenden Getraide, Obste und aus den Weinhefen, Bierhefen, u. s. w. in das Wasser hineingezogen ist, steigt durch die Wärme in Dünsten hinauf, fließt in den kältern Schnabel, alsdann in die Schlange, und zuletzt in die Vorlage. Wenn das einmal Ausgezogne oder der **Lutter** zum zweyten male distillirt wird, so heißt es Branntewein; zum dritten mal (besonders wenn andre riechende und wohlschmeckende Sachen mit in die Blase kommen) wird es **Aquavit**, und endlich kann der stärkste Spiritus daraus werden, welcher Schießpulver entzündet. Eine solche Verfeinerung nennt man **Rectificirung**. Aus verschiednem Salze wird Oel distillirt, als Vitriolöl, welches die festen Theile der Thiere zerfrißt, die Milch gerinnend und hart macht, kalkartige Steine und andre Körper mit Erhitzung und Aufbrausen auflößt, in gewissem Maasse aber eine vortreffliche Arzeney wird. Wenn man die dicke Materie des Urins distillirt: so erhält man einen Phosphorus, welcher aus dem Wasser genommen (worinn man ihn verwahrt) im Finstern leuchtet, auch sich und andre Körper entzündet. Die Chymisten lösen vermittelst eines flüssigen Wesens, welches sie Menstruum nennen, vielerley andre Körper auf; z. E. vermittelst des Wassers, Zucker,

Gummi,

Gummi, Salz; vermittelst des Oels, Harze; vermittelst des Scheidewassers, die meisten Metalle; vermittelst des Königwassers, das Gold; vermittelst des Essigs Bley, zu Bleyweiß, Silber zu einer blauen Farbe, und Kupfer zu Spänischgrün; vermittelst der durch Feuer hestig ausgedehnten Wasserdünste in der papinianischen Maschine die härtesten Knochen zu einem weichen Schleim oder Gallert. Sie lassen gewisse Körper mit dem Menstruum eine Zeitlang stehn, das ist, digeriren oder maceriren; ziehn aus den digerirten Pflanzen, Blüthen und Früchten, auch aus einigen Thieren, oder aus gewissen Theilen derselben, Salz, Oel und Spiritus, bereiten Seife aus Oel oder Fett, das mit Laugensalz gekocht wird; lösen das in Erde enthaltne Salz vermittelst des Wassers auf, und kochen dasselbe bis es eine Haut bekömmt und das Salz in Krystallen anschießt. Auf eben die Weise werden die im Sand oder Gestein zerstreuten Goldtheilchen oder Silbertheilchen, vermittelst des Queckfilbers, aufgelöst oder amalgamirt, gesammelt und geschieden.

Die Chymisten ziehn aus einigen digerirten Körpern gewisse gefärbte Säfte, als durchsichtige und dünne Tincturen und Extracte, und undurchsichtige Essenzen und Elexiere, welche einzeln oder als Mixturen (aus Essenz, Elixir und Spiritus) zu Arzeneyen gebraucht werden.

Dergleichen Mischung macht der Apotheker in der Apotheke, wovon weiter unten noch Etwas vorkömmt.

Die meisten festen Körper werden im Feuer flüssig oder schmelzen, entweder unvermischt oder mit Zusatz von einem andern Körper. Läßt man etwas Schwefel oder Arsenik unter einem Kupferpfenninge verrauchen oder verbrennen: so wird derselbe schwarz, und so mürbe, daß man ihn zerreiben kann. Auf eben die Weise werden auch andre Metalle angegriffen und verändert. Durch Arsenik wird das Eisen und Kupfer, welches eigennützige Menschen zuweilen für Silber verkaufen wollen, weiß gemacht. Das Zinn läßt sich mit allen Metallen vereinigen, benimmt ihnen aber ihre Geschmeidigkeit. Das Bley vermischt sich gleichfalls mit allen, ausser dem Eisen. Das gelbe Messing entsteht, wenn man Kupfer mit Gallmey (einer zinkartigen Erde) zusammen schmelzt; der röthlichgelbe Tombak und das Prinzmetall, wenn man Kupfer mit Zink versetzt. Glocken, Mörser, u. s. w. und grobes Geschütz, werden aus einem Gemisch von Kupfer, Messing, Zinn und Bley gegossen.

Durch die Sublimation werden Schwefel und Arsenik aus ihren Erzen herausgebracht; gewisse Harze in Spiritus, Salz und Oel geschieden, die rothe Zinnoberfarbe in einen Theil Schwefel und in siebenmal so viel Queckſilber abgesondert,

und

und aus diesen aufs neue vermischten Theilen wieder Zinnober verfertigt, ferner das Queckſilber zu dem wirkſamſten Gifte und zur kräftigſten Arzeney zubereitet.

Körper durchs Feuer oder Waſſer in einem feinen Staub verwandeln, nennen die Chymiſten **Kalciniren.** Hiedurch werden gewiſſe Körper zermalmt, die flüchtigen Theile derſelben abgeſondert, und gleichſam neue Körper hervorgebracht, welche für Aerzte und Künſtler brauchbar ſind. Wenn Salpeter im Schmelztiegel zerfließt, und mit Kohlenſtaub vermiſcht wird: ſo entzündet er ſich, und verbrennt mit einem Ziſchen, welches man **detoniren** oder **verpuffen** nennt. Das, was übrig bleibt, wird mit Waſſer in einem eiſernen Gefäſſe zu einem feuerfeſten Laugenſalze zubereitet. Wenn man einen Theil Kohlenſtaub oder Mehl, und fünfmal ſo viel Allaun mit einander vermiſcht, und in einer Retorte, welche in einem mit Sande gefüllten Schmelztiegel übers Feuer geſetzt wird, ſo lange brennt, bis keine Flamme an der Oeffnung des Glaſes zu ſehn iſt; ſo erhält man ein Pulver, Pyrophorus genannt, welches ſich ſo bald entzündet, als etwas aus dem verſtopften Glaſe, worinn es einige Wochen entzündbar bleibt, an die freye Luft gebracht wird. Kalcinirtes Zinn oder Zinnaſche wird zum Schleifen und Poliren des Glaſes, zur Härtung des Porcellans, und zu den Glasfarben in der Emailmalerey gebraucht. Bley-

gelb

gelb und rother Menning werden aus Bley gebrannt. Wenn man glasartige Steine, als Feuerſteine, im Feuer oft glühend macht, darauf in Waſſer wirft und ablöſcht: ſo werden ſie zuletzt ſo mürbe, daß man ſie zu einem Staube leicht zerreiben, und zum Schleifen andrer Steine, u. ſ. w. gebrauchen kann.

Eine wichtige Arbeit der Chymiſten iſt das Niederſchlagen oder das Präcipitiren der Körper, welches geſchicht, wenn ſie die unſichtbaren und in den Zwiſchenräumen eines Menſtruums zerſtreuten Theilchen eines aufgelöſten Körpers in einen ſichtbaren Haufen wieder zuſammen bringen. Aufgelöſtes Salz wird präcipitirt oder kryſtalliſirt, wenn das Waſſer ausdünſtet. Aufgelöſtes Metall aber ſchlägt man nieder, oder läßt man als einen Kalk zu Boden ſinken, wenn man das Scheidewaſſer durch andre Waſſer ſchwächt, oder wenn man Vitriolöl hinzugießt, oder ein andres Metall, welches von dem Menſtruum aufgelöſt wird, hineinwirft. Auf dieſe Weiſe wird das im Scheidewaſſer aufgelöſte Silber von Kupfer, aufgelöſtes Kupfer von Eiſen, dieſes wieder von Zink, der aufgelöſte Zink von Kreide, dieſe von einem Laugenſalze niedergeſchlagen. Die Körper, die man durch die Präcipitation erhält, ſind zum Theil zu Arzneyen, als das präcipitirte, giftige und heilſame Queckſilber, u. ſ. w. zum Theil zu andern Zwecken nützlich, als der ſchöne rothe Carmin und das Florentiner-

rentinerlack, welche Farben aus Cochenillen, so wie das Berlinerblau aus getrocknetem Ochsenblut, mit einigen Salzen bereitet und niedergeschlagen werden. Wenn etwas Gold in Königswasser (das aus Scheidewasser und Salmiak besteht) aufgelöst, mit einem Laugensalz niedergeschlagen, der Goldkalk mit Wasser ausgesüsset und im Schatten getrocknet wird: so hat man das Knallgold, wovon etwas Weniges bey einem gewissen Grad der Wärme in freyer Luft mit einem heftigen Knalle zerplatzt, und die Körper, welche über demselben liegen, mit grosser Gewalt wegschnellt. Dieser Kalk von Gold und andern Körpern können durchs Feuer ihre verlorne Gestalt wieder erlangen, oder reducirt werden.

Wenn man undurchsichtige Körper durch Hülfe des Feuers durchsichtig macht; so heißt diese Arbeit die Vitrification. Die ganz durchsichtigen Körper heissen Glas, und diehalb durchsichtigen, Porcellan. Wenn Bley zu Kalk gebrannt und in stärkerm Feuer zu einer Art Glas geschmolzen wird: so erhält man, nachdem es weiß oder gelb ist, die Silberglätte oder Goldglätte, wodurch ausser dem Golde und Silber, alle Körper (auch der Thon) im Feuer zum Schmelzen gebracht werden; wodurch auch einige gewissenlose Weinverkäufer ihrem verdorbnem Weine den gehörigen Geschmack wiedergeben wollen, aber ihn zugleich schädlich und giftig machen. Das gewöhnliche Glas wird aus weissem

Sande

Sande, oder aus weissen zermalmten Kieselsteinen mit Laugensalz im Feuer bereitet, und auf verschiedne Art gefärbt, z. E. mit etwas Kupferschlacken und Gold, rubinenähnlich; mit Eisenkalk oder Eisenrost saphirähnlich, mit Spanischgrün schmaragdenähnlich, u. s. w. Hieraus werden die unächten oder künstlichen Edelsteine gemacht, die aber nicht so schwer, nicht so fest und hart, als die natürlichen sind.

Durch die Bewegung, welche in den innern Theilen der Körper erregt wird, oder durch die **Gährung** (Fermentation) werden die meisten Körper, besonders Thiere und Pflanzen, in die feinsten Theilchen, aus denen sie bestehn (Bestandtheile) aufgelöst und sehr verändert. Denn wenn gewisse Erze, als des Allauns, Kobolts, Wismuths, Silbers oder Kalksteine, u. s. w. gähren: so zerfallen sie, und scheinen gewisse Theile erhalten zu haben, die man vorher vergeblich in ihnen suchte. Durch die Gährung gewisser Pflanzen und Früchte, u. s. w. wird es möglich, daß man von ihnen ein salziges oder brennbares Wasser durch die Distillation erhalte. Andre flüssige Körper werden durch die Gährung in Säure verwandelt,

und

und in einigen gährenden oder verfaulenden Dingen werden gewisse Salze flüchtig, die gemeiniglich übel riechen. Diese Gährung wird durch Luft, Wasser und Wärme befördert. Kann man hergegen die Luft von gewissen Körpern abschliessen, sie an einem sehr kalten Orte verwahren, mit Salz, Oel, Essig, oder Branntwein umgeben: so wird dadurch die Gährung und Fäulniß eine Zeitlang zurückgehalten. Aber wie nützlich ist es für das menschliche Geschlecht, daß todte Thiere und Pflanzen verfaulen, in den feinsten Staub aufgelöst, und sowohl in der Erde als in der Luft zerstreut werden, damit sie zur neuen Nahrung der beseelten Wesen in den Pflanzen aufsteigen, und in Thau und Regen auf sie herunter fallen, sich in ihnen ansetzen und aufs neue gesammlet werden können!

Anmerkung.

Noch auf mehrerley Weise, als bisher angeführt ist, werden Naturalien bearbeitet von Künstlern, in der Haushaltung und vornehmlich in der Apotheke. Denn ausser den officinellen Arzeneymitteln, welche in derselben schon zubereitet verwahrt werden, macht man noch viele andre, durch Mischung oder Scheidung verschiedner Theile von Thieren,

Pflan-

Pflanzen und Mineralien, welche *äusserlich* oder *innerlich* am menschlichen Körper gebraucht werden; und die Schärfe im Magen stumpf machen, wie *die erweichenden*; oder die Säure des Magens einsaugen, wie *die niederschlagenden*; oder die widernatürliche Hitze im Blute dämpfen, wie *die kühlenden*; oder den verdickten Schleim zertheilen, wie *die auflösenden*; oder die schlaffen Fasern wieder spannen, wie *die stärkenden*; oder das Aushusten, das Ausspeyen, das Schwitzen, das Niesen, den Harnfluss, u. s. w. befördern; oder zum Einschläfern, Abführen, Blasenziehn, u. s. w. dienen.

Die officinellen Arzeneymittel sind von Thieren, Fleisch, Fett, Blut, Haut, Knochen, Hörner, Klauen, oder ganze Insecten; von Pflanzen, Wurzel, Rinde, Holz, Blüthenknospen, Blumen, Früchte, Saamen, Gummien, Harze, Balsame, Schwämme; von Mineralien, gewisse Erden, Steine, Salze, Schwefel, und Metalle. Aus diesen Dingen werden durch die vorher angeführten chymischen Arbeiten oder durch Zubereitung in der Apotheke gemacht, allerley Arten Oele, Salze, Spiritus, Tincturen, Essenze, Extracte, Musse, Pillen, Zucker, Syrupe, Salben, Pflaster, Pulver, Species, Mehle, Kuchen, u. s. w. wie es in den, zur Apothekerkunst gehörigen, Büchern oder bey vorkommenden Fällen auf Recepten von den Aerzten, vorgeschrieben wird.

Pflan-

5) Von

5) Von einigen merkwürdigen Werkzeugen. Tab. LXXXVIII.

So wird — Fig. 1 — die Last zu der Höhe des Wagens hinauf, vermittelst der schiefen Fläche, weit leichter gebracht, als senkrecht hinaufgehoben. Hätten diese Leute längere Stangen genommen; so wäre es noch leichter gewesen. — Der Mann — Fig. 2. — will einen Klotz spalten, durch Hülfe des eingeschlagnen Keils. Es wird ihm leichter, wenn der Keil lang und dünne ist. Die Kraft seines Schlages besteht theils in der Schwere des Schlägels, theils in dem Schwunge, den er ihm giebt, z. E. ein Schlag mit einem zwölfpfündigen Hammer kann mehr wirken, als ein Druck von 1000 Pfund. — Ihr seht — Fig. 3 — eine Schraube, und — Fig. 4 — eine Schraubenmutter. In dem Gebrauche dieses Werkzeuges kann man sich vorstellen, daß der Schraubengang eine schiefe Fläche, und daß dasjenige, was gegen die Schraubenmutter drückt, eine Last sey, die hinauf gebracht, oder in Ruhe gehalten werden soll.

An der Waage (Tab. XXVI. Vierthel 3) unterscheidet man die Scheere, in welcher die Axe auf ihren Zapfen ruht. Die Axe hält den Waagebalken so fest, daß kein Punct desselben sich davon entfernet, sondern daß er sich nur im Cirkelbogen herumbewegen kann. Das Zünglein, welches entweder das Gleichgewicht oder den Ausschlag anzeigt, ist fest an dem Waagebalken. Es kömmt

beym Wägen viel darauf an, ob die Theile des Waagebalkens auf beyden Seiten gleich lang und gleich schwer sind. Wenn z. E. Lasten in beyden Schaalen im Gleichgewichte waren, so steigt hernach diejenige, deren Druck durch Verschiebung näher als vorher bey der Axe wirkt. — Also — Fig. 5. — wird die Schnellwaage, wenn in a 100 und in b nur 10 Pfund sind, in Ruhe gehalten; vorausgesetzt, daß vom Ruhepuncte bis a ein Eilfthel, und von dem Ruhepuncte bis b 10 Eilfthel der Stange sind. — Der Mann a — Fig. 6. — trägt mehr von der Last, als der Mann b, und zwar weil sie ihm näher ist. Dasselbe gilt auch — Fig. 7. — von der andern Stellung. — In — Fig. 8. — ist b die Last und a die Unterlage. Der Arbeiter zieht die Stange nieder, um durch das andre Ende derselben die Last etwas zu heben und wegzuwälzen. Je näher dieses Ende bey a ist, je weiter von a er anfaßt, destomehr kann er ausrichten. — Der Mann — Fig. 9. — setzt die Stange in a fest und will sie von sich weg bey c in die Höhe drängen. Dann wird auch die Last b etwas fortgeschoben; und zwar desto leichter, je weiter c von a und je näher b, das ist, derjenige Punct von b dabey ist, der die Stange berührt. — Die zusammengesetzte Maschine — Fig. 10. — heißt eine Winde (man hat aber Winden verschiedner Art). An dieser ist ein Rad a, dessen Getrieb in das Sternrad b greift. An der Welle des letzten hängt die Last. Das Rad a kömmt in gleicher Zeit viel öfter herum, als das Rad b. Die Zahl jener Umläufe zu der Zahl dieser, verhält sich, wie die Zahl der Zähne in b, zu der Zahl der Triebstöcke an a, oder wie z zu n. Die Welle an b geht eben so oft herum, als das Rad b. Wäre (ob das gleich bey dieser Einrichtung unmöglich ist) der Durchmesser der Welle an b, so groß, als der Durchmesser des Rades a; so hätte die Maschine, wenn der Mensch oder die Kraft an a zieht, den Vortheil, welcher ausgedrückt wird durch den Bruch z:n. Nun aber muß man diesen Bruch noch multipliciren durch V oder durch das Verhältniß des grössern zum kleinern Durchmesser. Also wird der Vortheil z V:n. Wenn die Kraft

k, mul-

k, multiplicirt durch diesen Vortheil, das ist, wenn k.z V: n der Last l gleich ist: so halten beyde einander das Gleichgewicht. Es sey z = 40; es sey n = 5; es sey V = 8; es sey l = 2560; so ist k = 40. Daß aber der Mann, wenn er sich an das Seil anhängt, mehr vermag, als wenn er bloß durch seine Muskeln zieht, versteht sich von selbst. Mehr Einsicht hiervon erlangt man in der Folge bey der Lehre vom Hebel.

Der Mann — Fig. 11. — will eine Last von 100 Pfund halten. Sie hängt an der Axe einer Rolle C und kann mit der Rolle sinken und steigen. Denn das um die Rolle geschlagne Seil ist nur an dem einen Puncte f unbeweglich befestigt. Die Rolle g hilft dem Manne nichts, ausser daß er mit Bequemlichkeit ziehen kann. Wie stark muß nun seine Kraft k seyn, um 100 Pfund oder d zu halten. Man denke sich für k auch ein Gewicht. Wenn d um 1 Zoll sinkt; so muß k um 2 Zoll steigen. Der Vortheil der Maschine ist also das Verhältniß 2 : 1. Nun, 50 mal 2 : 1 ist 100, also darf k unter diesen Umständen nur die Hälfte der Last betragen. An dem Flaschenzuge — Fig. 12. — darf die Kraft nur ein Vierthel der Last seyn, weil sowohl in dem untern beweglichen Kloben A B als in dem obern unbeweglichen a b zwey Rollen sind, und weil also, wenn die Last um einen Zoll sinken sollte, die Kraft um vier Zoll steigen müßte. Man dividire also die Last, um die zureichende Kraft zu finden, durch die Anzahl aller der Rollen, in deren Seilen die Last hänget.

In dem oben offnen Gefässe a — Fig. 13. — ist Queckſilber, und steht eine Röhre b c, oben verschlossen und unten offen, auch voll Queckſilber bis in e hinauf. Der obere Theil der Röhre ist, wie hernach erklärt wird, luftleer. Nach Verschiedenheit des Wetters steigt oder fällt das Queckſilber in der Röhre um ein Weniges. Darum heißt dies Werkzeug ein Wetterglas, oder Barometer. — Fig. 14. — ist ein Thermometer, oder eine Glasröhre, a b c, mit Queckſilber gefüllt, und ganz zugeschmolzen. Wird es wärmer in dem Raume um dasselbe, so

dehnt sich das Queckſilber aus, und ſteigt hinauf; wird es kälter, ſo fällt es tiefer herunter. — Fig. 15. — iſt ein Hygrometer, oder eine in b befeſtigte und um Rollen geſchlagne Darmſaite, mit einem kleinen Gewichte a. Wird die Luft feuchter, ſo ſchwillt die Saite an, und zieht das Gewicht höher; wird ſie trockner, ſo ſinkt es tiefer. — Fig. 16. — iſt ein Manometer, oder eine luftleere Hohlkugel an einem Waagebalken. Wird der Druck der äuſſern Luft ſtärker, ſo wird die Kugel empor gedrängt, wie ein Ey in ſalzigem Waſſer; wird er ſchwächer, ſo ſinkt ſie herunter, wie ein Ey in dem leichtern friſchen Waſſer. Die Pumpenröhre — Fig. 17. — ſteht unten im Waſſer. In a iſt eine Klappe, oder ein Ventil, welche aufwärts ſich öffnen kann. Eine Kolbenſtange, mit dem Kolben b, kann innerhalb der Röhre niederwärts und aufwärts gehen, und hat in b ein Ventil, welches gleichfalls aufwärts ſich öffnen kann. Nun werde der Kolben von oben her niedergelaſſen; ſo öffnet ſich das Ventil b, und ſchließt ſich das Ventil a. Alsdann ſchließt ſich das Ventil b ſo, daß, wenn man die Kolbenſtange in die Höhe zieht, das Waſſer mit folgt, und endlich aus c zum Gebrauche heraus laufen kann. Unterdeſſen hat ſich auch das Ventil a geöffnet, und von unten her iſt das Waſſer in die Röhre gedrungen. Dieſes iſt das gewöhnliche Pumpenwerk, wobey der (weiter unten erklärte) Druck der Luft wirkſam iſt. — Das Gefäß — Fig. 18. — iſt zum Theil mit Waſſer, zum Theil mit Luft gefüllt. Es iſt allenthalben verſchloſſen, auſſer daß eine an beyden Enden offne Röhre durch geht, faſt bis an den Boden des Gefäſſes. Hat man in die obere Oeffnung eine Zeitlang gewaltſam eingeblaſen, ſo ſpringt das Waſſer aus derſelben heraus, wie aus einem Springbrunnen. Dieſes heißt der Heronsball. Die Maſchine — Fig. 19. — iſt eine Windbüchſe. In dem hinterſten Schaft a iſt ein Vorrath zuſammengedrängter Luft. Will man ſchieſſen; ſo öffnet man ihr einen Ausgang in die Röhre cb, durch welche ſie, vermöge ihrer Gewalt, eine Kugel oder Schroot fortſchnellt.

Die

Die Feuerspritze — Fig. 20. — ist auf folgende Art eingerichtet. Unten in o ist ein Vorrath Wasser. In den Röhren A und B sind Kolbenstangen mit Kolben, davon die eine aufwärts geht, und Wasser aufsaugt, wenn die andre niederwärts, und das aufgesogene Wasser durch eine geöffnete Klappe in das Gefäß b c a d gedrückt wird. Wenn der Kolben m aufwärts gezogen wird, so dringt Wasser von unten her in den Raum f m, durch die Klappe f. Diese schließt sich, wenn der Kolben niederwärts geht. Alsdann muß es durch eine Röhre f r, und durch die alsdann aufgestoßne Klappe h, in das Gefäß b c a d, welches alsdann keine andre Oeffnung hat, als nach oben hin durch die darinn stehende Röhre, woraus bey e das Wasser, wie aus einem Heronsballen, zum Spritzen herausspringt. So ist es auch mit dem andern Stiefel, oder der Röhre B. — Ihr seht — Fig. 21. — 16 Pferde von beyden Seiten einer metallnen Kugel (drey Viertheil Elle im Durchmesser) angespannt. Sie ist aus zwey Halbkugeln a b zusammengesetzt, die bloß dadurch, daß die Luft aus der Kugel ausgepumpt ist (wie weiter unten erklärt wird) so fest an einander hängen, daß sie nicht aus einander gezogen werden. So viel Gewalt hat die äussere Luft, wenn ihr keine innere widersteht.

6) Etwas vom Schiffwesen.

Tab. LXXXIX.

Ein Fahrzeug wird so gebauet, daß es, nach den bekannten Regeln der leichten Bewegung, bewegt werden, und zu der Ladung, oder zu dem Gebrauche, wozu man es bestimmt, geschickt seyn möge. Ein Wasserfahrzeug wird bewegt, entweder durch Stangen, oder durch Ruder, oder durch den in den Seegeln aufgefangenen Wind, oder durch den Strom, oder auf mehr Arten zugleich. — Kähne, Boote, Gondeln, Prahmen, u. s. w. sind verschiedene Arten bekannter Fahrzeuge. Die Flußschiffe sind, wegen der Untiefen, und die Seeschiffe, wegen der Seegefahren ganz anders gebauet; gleichwie zu ver-

schiedenem Gebrauche die Kaufmannsschiffe und die Kriegesschiffe. — Die grossen Schiffe müssen Boote bey sich haben, wegen verschiedner Bedürfnisse, auch zur Rettung der Menschen in Seegefahren. Ihr seht oben auf der Tafel eine Galeere, die sowohl segeln als gerudert werden kann, und vielleicht wegen der Anzahl der Menschen, die an einem Ruder zogen, ehedem bey den Römern zweyrudrig, dreyrudrig, u. s. w. genannt wurden. Daneben ist eine Jacht, mit dem sogenannten Schwerdte an jeder Seite. Sie wird vornehmlich zum Schnellsegeln eingerichtet. Das Kriegesschiff, welches ihr oben von aussen seht, ist unten im Durchschnitte. Oben in der Ferne ist ein Theil einer Flotte zur Schlacht geordnet; noch weiter zur Linken raucht eine Seeleuchte (oder ein Pharus), wornach die Schiffer in der Nacht ihre Fahrt einrichten. Kriegesschiffe von der Linie führen an 60 bis 100 Kanonen, in verschiednen über einander liegenden Batterien, und an 500 bis 1000 Menschen. Die kleinern heissen Fregatten. Ueber 4000 Eichen werden verbraucht, um ein einziges gutes Kriegsschiff zu bauen. Eins seiner Anker wiegt über 1800 Pfund, und das dazu gehörige Tauwerk über 13000 Pfund.

Oben an dem Vördertheile des Kriegesschiffes ist zu sehn der Schiffsschnabel (1); an diesem die Bugsprietstange, mit zwey an den Seegelstangen (2) befestigten Seegeln. Der Vördermast (5), und der grosse Mittelmast hat drey (7), der Hintermast aber nur zwey Seegel (8). Auf den Mastkörben (6) wird Wache gehalten. Die Mastseile (4) dienen zur Festigkeit der Mastbäume, und zu Leitern. Am Hintertheile über dem Hackboord, auch an der Spitze des Mittelmastes, flattern Flaggen (3), welche von den Wimpeln (9) und von den Flügeln (10) unterschieden sind. Hinten geht das bewegliche Steuerruder (11) im Wasser. Durch Hülfe desselben bestimmt der Steuermann die Richtung des Schiffes. Am Durchschnitte des Kriegesschiffes ist zu sehen unten (1) der Kiel, ein starker Balken, worinnen die gekrümmten Bauchhölzer eingesetzt werden, die man mit den Bohlen bekleidet.

Hinten

Hinten an dem Steuer-Ruder (2) ist die einwärts gehende Stange (3) sichtbar, vermittelst welcher das Steuerruder von dem Steuermanne gewendet wird. Derselbe kann immer die Compasse und Uhren beobachten, die vor ihm in dem Nachthause (4) an der Cajüte (5) stehen. Ueber der Cajüte sind allerley Behältnisse, auch Kammern (7) für die See-Officiere. Noch höher ist die Oberhütte (8), die mit dem Schanzkleide (9) bedeckt ist. Vorn (bey 6) hängt ein Anker. Der obere Rand eines Schiffes heißt ein Bord, welcher an verschiedenen Orten des Schiffs (10, 11, 12) verschiedene Namen hat, und über dem Verdecke hervorraget.

7) Etwas von Mühlen und Uhren.

Tab. LXXXVIII. und XC.

Fig. 22. — stellt eine Handmühle vor, woran ein Mensch einen Stein auf einem andern vermittelst der Kurbel a herumdreht, um aus Senfkörnern und Essig Senf zu mahlen. — Fig. 23. ist eine Dreschmaschine. An dem einen Ende der langen Stange a b zieht ein Pferd. An derselben wird zugleich eine Walze so gedreht, daß die daran befestigten Flegel auf die Aehren des auf der runden Tenne ausgelegten Getraides im Schwunge herabfallen und die Körner ausdreschen. In — Fig. 24. dreht ein vorwärts steigender Mensch das Rad herum, damit an dessen Welle vermittelst eines Seils allerley Lasten aufgewunden werden. Er wirkt aber lange so viel nicht, als wenn er mit dem Gewicht seines ganzen Körpers an dem Umfange dieses Rades zöge. — Das Wasser, wodurch Wassermühlen bewegt werden, fällt entweder von oben her auf die Schaufeln eines Rades, wie in — Fig. 25. — oder es schlägt nach unten hinan, wie in — Fig. 26. — Jenes heißt oberschlägtig, dieses aber unterschlägtig. — Eine Schiffmühle wird bewegt, wenn das Wasser eines Stroms an die Flügel (wie — Fig. 27. — zeigt) anstößt, und sie mit ihrer Welle herumdreht. — Die Windmühle — Tab. XC.

Fig. 28. — hat vier Flügel, p q r f, welche an einer Welle durch die bewegte Luft herumgetrieben werden. Mit der Welle geht zugleich ein Kronrad g a h herum, dessen Zähne in die Stäbe eines Trillings i b greifen. — Ein Mühlstein, k d, wird vermittelst der Welle des Trillings über einem unbeweglich liegenden Stein n e herumgedreht. In den Rumpf c m wird das Getraide geschüttet, welches nach und nach durch die schuhförmige Maschine f, bey o, zwischen beyde Steine fällt und dann zermalmet wird. — Fig. 29. — zeigt, wie in einer Sägemühle die Sägen h g und f e an der Kurbel c d einer drehbaren Welle a b, so befestigt werden können, daß sie bey Umdrehung der Welle und der Kurbel nach m n sich herunter, und dann wieder nach c d hinauf bewegen, um einen nach und nach angerückten Stamm in Bretter zu zerschneiden. — In Stampfmühlen hat die gedrehte Welle a b einige Klauen — Fig. 30. — welche an starke Zapfen der Stampfer d c und e f stoßen, sie aufheben, und dann fallen lassen.

Eine Mühle, ein Bratenwender und eine Uhr, sind einerley Art Maschinen. Nämlich in allen bewegt ein Rad A, ein Rad B, ein Rad C, u. s. w. Also muß irgend eine Kraft das erste dieser Räder in Bewegung setzen. Hängt ein Gewicht an einem über eine Rolle geschlungenem Seile: so wird die Rolle oder dies Rad bewegt. Solche hängende Gewichte sind die Bewegkraft an manchen Bratenwendern und den meisten **Wanduhren.** Auch die größten Mühlen könnten durch ein Gewicht, wenn es groß genug wäre und Raum zum Sinken hätte, in Bewegung gesetzt werden. Aber eine aufgewundene Stahlfeder hat Kraft, sich wieder auszudehnen, und kann dadurch eine Kette oder einen Faden, und vermittelst derselben, ein Rad bewegen. Eine solche bewegende Kraft wirkt in den **Taschenuhren.** — Der Bratenwender muß sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit bewegen, nicht zu geschwind, nicht zu langsam, nicht zu ungleichförmig. Der Fall oder das Sinken des Gewichts würde immer geschwinder werden, wenn die Gleichförmig-

förmigkeit nicht durch ein gewisses Mittel erhalten würde. Gesetzt nun, anfangs wäre die Geschwindigkeit A, in einer Secunde würde sie (ohne jenes Mittel) A + B; durch dieses Mittel aber würde diese Geschwindigkeit wieder um den Grad B vermindert, so würde nur der Grad A bleiben. Kurz, durch ein solch Mittel muß die Maschine in jeder kleinen Zeit eben so grosse Beschleunigung wieder verlieren, als sie gewonnen hat. Alsdann geht sie gleichförmig. Bey den Wanduhren, deren bewegende Kraft ein Gewicht ist, wird die Gleichförmigkeit der Bewegung dadurch erhalten, daß ein Pendel nach jedem Augenblicke, worinn die Maschine schon etwas beschleunigt ist, ein bewegtes Rad anhält, und auf einen Augenblick Stillstand verursacht, damit die Bewegung immer von vorn anfangen müsse, und sich nicht in Eins fort beschleunigen könne. Man kann aber diesen augenblicklichen Stillstand auch durch eine Stahlfeder verursachen, wenn nämlich ein Rad, wovon die Bewegung der Maschine abhängt, sich nicht fortbewegen kann, ohne von Augenblick zu Augenblick die Stahlfeder so zu beugen, daß ihre Spannkraft sich widersetzt. — Nun können wir die Theile einer Taschenuhr (Fig. 31.) beschreiben. In dem Gehäuse a liegt eine Stahlfeder, davon ein Ende an dem Stifte b, das andre aber an dem Gehäuse selbst fest ist. Das Gehäuse kann um den festen Sift b sowohl rechts als links herum bewegt werden. Nun liege die Stahlfeder nicht zusammengedrungen in dem Gehäuse; um dasselbe sey geschlungen ein Faden oder eine Kette, davon ein Ende an der kegelförmigen Fläche oder der Schnecke d befestigt ist. Der Uhrschlüssel e drehe die Welle f und die ganze Schnecke so herum, daß die Kette von dem Federgehäuse ab, und auf die Schnecke aufgewunden werde. Alsdann ist die Feder gespannt, oder die Uhr aufgezogen. Nun aber dehnt sich mit Kraft die Stahlfeder nach und nach aus, so daß das Gehäuse, folglich die Schnecke sammt allen damit verbundenen Rädern, oder die ganze Maschine sich bewegt, indem die Kette nach und nach von der Schnecke

ab, und auf das Federgehäuse aufgewunden wird, bis sie in den ersten Zustand gekommen, oder die Uhr abgelaufen ist. Es wird aber durch ein Mittel die Bewegung so gleichförmig erhalten, daß der Minutenzeiger g während einer Stunde ganz herum komme. Aber der Stundenzeiger i ist an einer solchen Welle befestigt, welche, getrieben von anderm Räderwerk, während einer Stunde nur ein Zwölfthel des Cirkels vollendet. Die Gleichförmigkeit wird erhalten durch eine feine Stahlfeder h (die Unruhe genannt,) welche widersteht, so oft das senkrecht stehende Rad n in einen vorragenden Zapfen der beweglichen Spindel k der feinen Stahlfeder fasset. Die schneckenförmige Stahlfeder h kann vermittelst der Stellscheibe x etwas verkürzt werden, wenn die Uhr geschwinder gehen soll, und verlängert werden, wenn sie langsamer gehen soll. Die Verkürzung oder Verlängerung des Pendels hat bey Penduluhren eine ähnliche Wirkung. Dies diene nur zur Anweisung bey dem wirklichen Anschauen der Zusammensetzung der Theile bey einem Uhrmacher. Weil nun in der Uhr eine regelmässige Bewegung ist; so kann man auch dadurch verursachen, daß in vorbestimmter Ordnung Figuren hervorgehen und sich wieder verbergen, daß musikalische Instrumente eine Folge von Tönen hervorbringen, daß zu gewisser Zeit (wie durch einen Wecker) Lärm entstehe, das Pulver entzündet werde, ja sogar, daß Kügelchen in ähnlicher Lage und Ordnung, welche bey der Erde und den Himmelskörpern beobachtet wird, sich um einander herumbewegen.

Die Sanduhr — Fig. 32. — ist bekannt. Man hat nämlich die Menge des trocknen gleichkörnigen Sandes so abgemessen, daß er während einer oder zwey Stunden durch ein Löchlein aus einem Gefässe a in ein ander b laufe, und durch den bemerkbaren Abgang in a die verfloßne Zeit anzeige. Man könnte Wasseruhren von eben der Art machen.

Man mache auf einer Fläche a b c d einen Krais. Einen Punct desselben nenne man 12. Links davon folge in gleichen Entfernungen, deren eine jede $\frac{1}{24}$ des

Cirkels

Cirkels ist, der Punct 11, 10, 9, u. s. w. Rechts von 12 aber müssen folgen die Puncte, 1, 2, 3, u. s. w. Diese Puncte gehen ganz durch die Scheibe, und werden auf der andern Seite mit denselben Ziffern besetzt. In den Mittelpunct dieser Scheibe stecke man einen Stift, ik, rechtwinkelicht, und richte die Scheibe so (indem man an den Quadranten def, den Bogen ef der bekannten Aequatorhöhe des Orts gleich macht) daß sie mit der Aequatorsfläche der Erdkugel, und der Stift mit der Erdaxe parallel sey, und der Schatten desselben um die Mittagszeit genau durch den Punct 12 gehe. Alsdann wird er in derselben Lage durch seinen Schatten auch die Morgenstunden und Abendstunden richtig anzeigen. Diese Sonnenuhr heißt aequinoctial, weil von dem Aequinox des Herbstes, bis zum Aequinox des Frühlings, nur die untere Seite der Scheibe; von diesem aber bis zu jenem die obere Seite derselben beschienen wird. Durch Hülfe derselben kann man auch die Puncte einer Horizontalfläche c d g h bestimmen, worauf zu jeder Stunde der Schatten eines an einem gewissen Orte befestigten Stifts k n falle. Sind nun die Puncte gehörig beziffert, und der Stift gesetzt: so hat man eine horizontale Sonnenuhr.

8) Fortsetzung von Werkzeugen mancherley Art. Tab. XC.

Zu den Meßinstrumenten gehört — Fig. 34. — das Astrolabium, an dem oben ein Cirkel in 360 Theile oder Grade abgetheilt ist, auf welchem herum ein in dem Mittelpunct befestigtes Linial herumgedreht werden kann. Auf jedem Ende desselben stehen Dioptern, a und b. Sehet oder visirt durch die Ritzen derselben nach einem entlegenen Gegenstande c hin, und bemerkt, auf welchem Grade das Linial stehe. Nun dreht dasselbe, um durch die Ritzen einen zweyten Gegenstand d zu erblicken: so ist das Linial um einem gewissen bemerkbaren Winkel verrückt, oder der Winkel e zwischen den beyden visirten Gegenständen gemessen worden. Das Obertheil des Instruments kann, vermittelst der Nuß f, das ist, der in einer Höhlung beweg-

lichen

lichen Kugel, gedreht, auch so auf die Seite gebogen werden, daß der Winkel, z. E. zwischen dem Fuße und der Spize eines Thurms, dessen Höhe man wissen will, zu messen ist. — Fig. 35. — ist eine Meßkette von einigen Ruthen; jede Ruthe besteht aus 10 Fuß oder Gliedern. Solche Längen von Ruthen, Füßen oder Zollen, kann man andeuten durch die kleinen Theile eines verjüngten Maaßstabes — Fig. 36. — Bey Messung solcher kleinen Theile braucht man einen Zirkel — Fig. 37. — dessen beyde Spizen und Schenkel aus einander, und nahe zusammen gedrückt werden können. — Fig. 38. — ist eine Magnetnadel in einem Compasse. Die Buchstaben, N. O. S. W. zeigen die vier Weltgegenden an, Nord, Ost, Süden und Westen. — Ein Sprachrohr — Fig. 39. — verursacht, daß die Töne eines Schreyes oder Rufs aus a, sich nicht, wie gewöhnlich, nach allen Seiten gleich stark ausbreiten, sondern daß sie inwendig anstossen, und fast parallel bey A ausfahren. — Ein Hörrohr — Fig. 40. — fängt einen schwachen Schall aus a auf, aus der Nähe oder Ferne, preßt ihn nach und nach in einem engern Raum zusammen, daß er in A stark auf das Trommelfell wirket. — Ein Sprachgewölbe, — Fig. 41. — ist so eingerichtet, daß, wenn Jemand in a leise spricht, die Strahlen an das hohle ellipsenförmige Gewölbe c d fahren, alsdann davon abprallen und sich in b vereinigen, wo sie von einem Andern gehöret werden können, wenn gleich die Umstehenden nichts davon vernehmen. — Wenn das Gewölbe ein hohler Spiegel wäre, und auf dasselbe Lichtstrahlen fielen: so würde man den Ort a oder b, in welchem sie sich vereinigten, einen Brennpunct nennen. — — Fig. 42. — ist ein Brennglas, das auf beyden Seiten kugelförmig erhaben ist, die paralleleinfallenden Sonnenstrahlen a, b, c, d, durchgehen läßt, und in dem Brennpuncte f so vereinigt, daß in demselben sogar die festesten Metalle geschmolzen, und Stein in Glas verwandelt werden können. — Dasselbe ist ein Vergrösserungsglas (Mikroskop) wenn man — Fig. 43. — dadurch einen in e f befindlichen Gegenstand ansieht, und in e d ihn gleichsam

sam vergrössert findet. — Durch ein Hohlglas ab — Fig. 44. — sieht ein Auge o den Gegenstand cd um fd und ec kleiner, als wenn das Glas weggehalten wird. Aus solchen zwey Gläsern besteht eine Brille, Fig. 45. — wodurch, wenn sie erhaben sind, dem Weitsichtigen der Mangel der Kurzsichtigkeit ersetzt, und wenn sie hohl sind, dem Kurzsichtigen auch die Weitsichtigkeit verschafft wird. — Durch das erhabne Multiplicirglas mit flachen Seiten — Fig. 46. — erscheint einem Auge ein Gegenstand a nach der Anzahl seiner Seiten vervielfacht. — Durch ein solches Glas sieht man auf einer Tafel nur kleine zerstreute Plätze. Wenn man also auf derselben ein zerstücktes Bild, (z. E. von einem gewissen Fürsten), so anbringt, daß es durch das Glas ganz erscheint, dem übrigen Raum der Tafel aber mit Bildern von andern bekannten Regenten anfüllt, und zwar so, daß die zerstreuten Stücke unbemerkbare Theile des Gemäldes werden: so erscheint durch das Multiplicirglas, das in einer Röhre verborgen ist, nur das vorher zerstückte Bild, und das übrige wird unsichtbar. — Ein Fernrohr, wodurch man auf der Erde die Gegenstände näher vergrössert oder deutlicher erblickt, ist — Fig. 47. — eine Röhre mit einem hohlen Augenglase, a, und einem erhabnen Objectivglase, b; oder — Fig. 48. — eine Röhre mit 3 Augengläsern und einem Objectivglase. — Das astronomische Fernrohr, — Fig. 49. — enthält nur ein erhabnes Augenglas und Objectglas. Man sieht durch dasselbe das Rechte zur Linken, das Linke zur Rechten, u. s. w. welches durch die 3 Augengläser des Erdrohrs abgeändert wird. — Fig. 50. heißt ein Opernglucker, und ist ein Erdrohr mit einem Planspiegel, wodurch das Auge o, einen Gegenstand a, nach b hingespiegelt, erblicken kann. — In Spiegeltelescopien werden Hohlspiegel mit einem Fernrohr verbunden. — Wenn — Fig. 51. — ein stark erleuchteter durchsichtiger Gegenstand a, Farbenstrahlen durch zwey erhabne Gläser, bc, in ein finstres Zimmer, auf eine weisse Wand, d, ausschickt; so erscheint auf derselben ein grosses farbiges Bild, aber umgekehrt. Geschicht die Erleuchtung

leuchtung des kleinen Gegenstandes, durch die Sonne; so heißt diese Maschine ein Sonnenmikroscop; geschicht sie durch ein ander Licht, eine Zauberlaterne.

9) Noch Etwas von der Baukunst.

Tab. XC. (*)

Die Baukunst lehrt, die Gebäude dauerhaft, der Gesundheit unschädlich, bequem und schön aufführen. Wichtiger ist die Festigkeit, als etwas Bequemlichkeit. Im Nothfalle muß die Regel von der Schönheit am meisten nachgeben. Man sorgt für die Festigkeit durch Wahl oder Veranstaltung eines guten Grundes, dauerhafter Materialien, und der besten Art, sie mit einander zu verbinden. Das Maaß der Bequemlichkeit bestimmt man nach dem Stande, nach der Zahl und nach den Verrichtungen der Bewohner. Die Schönheit besteht darinn, daß das Anschauen Vergnügen verursache, z. E. durch die Harmonie und Symmetrie gewisser Theile, und durch den äussern Anschein der Zweckmässigkeit derselben. Die scheinbare Unterstützung z. E. muß immer mit der scheinbaren Last in Proportion stehen. Daher setzt man keine Säulen, als da, wo sie nöthig sind, oder scheinen. — Der Haupttheil einer Säule ist — Fig. 53. — der Schaft B. Das Postement A ist die Unterlage desselben, welche ihm eine grössere Festigkeit giebt oder zu geben scheint. Der Knauf C schien anfangs vielleicht zur Bedeckung vor Regen, nachher zum Zierrath nöthig zu seyn. Man stelle sich an einer Mauer — Fig. 52. — zwey Säulen a b vor, die einen Querbalken c d tragen. Die zierliche Verkleidung desselben heißt der Unterbalken D. Es liegen auf der Säule über dem Querbalken, einige ins Gebäude hineingehende Hauptbalken e f g h. Desselben Verkleidung heißt der Frieß E. Ueber dem Hauptbalken liegt der obere Fußboden i k, dessen Verkleidung

(*) Was schon II. 1. m. VI. 5 und 7 gesagt ist, wird hier als bekannt vorausgesetzt.

kleidung man den Kranz F nennet. — Man redet viel von fünf oder sechs Säulenordnungen, das ist, nicht von der Ordnung vieler Säulen, sondern von der Ordnung der Theile und Zierrathen einer einzigen. Bey der Toskanischen I, und Dorischen Säule II, wird am meisten nur auf Stärke oder auf den Anschein derselben, und nicht auf Zierrath gesehen. Feiner und mehr geziert ist die Jonische III, und die Teutsche IV. Die schwächsten nach ihrer Länge, und die auf die feinste Art gezierten, sind die Römische V, und Corinthische VI. Die erste ist ohne allen Zierrath; die zweyte hat am Fuße mehr runde Glieder und am Knaufe Dreyschlitzen; am Knaufe der dritten sind acht Schnecken; am Knaufe der vierten (oder teutschen) sechszehn Schnecken und eine Reihe Blätter; am Knaufe der fünften, acht Schnecken und zwey Reihen Blätter; am Knaufe der sechsten sechszehn Schnecken und drey Reihen Blätter. In der guten und neu wieder hergestellten Baukunst der Alten wird für die vernünftige Einförmigkeit gesorgt, welche macht, daß die Vorstellung des Ganzen sowohl leicht, als angenehm ist. Hingegen in der Gothischen Bauart ist Vieles mit solchen Zierrathen überladen, deren Verbindung man ohne beschwerliche Memorirung sich nicht wieder vorstellen kann.

Von den Baukosten macht der Bauherr mit Hülfe eines Baumeisters einen Anschlag. Aber eine fast allgemeine Erfahrung zeigt, daß nachher ein größrer Aufwand nöthig sey, als man anfangs vermuthet. Die Beschaffenheit eines künftigen Gebäudes wird überlegt, und endlich festgesetzt, entweder durch ein Modell oder durch Risse, wie auf der 35. und 36sten Tafel. Auf den beyden untern Grundrissen, und auf dem obern Aufrisse und Durchschnitte, sind folgende Buchstaben mit ihrer Bedeutung: a der Eintritt; b die Vorzimmer; C, D, c, d, h die Wohnzimmer; A der grosse Saal. B die Visitenzimmer; e das Cabinet; f das Schlafzimmer; g die Garderobbe; o die Plätze der Oefen; r die Thüren; p die Schorsteine; q Camine; F, I, H Bedientenkammer;

mer; G die Küche; K die Treppe. Der Grundriß auf der 36. Tafel soll das erste Stockwerk, und der auf der 35sten das zweyte, anzeigen.

Hier will ich noch mit dem Verzeichnisse derjenigen Gegenstände beschliessen, worauf sich die Baukunst erstreckt. 1) Kirchen mit Orgeln, Taufsteinen, Altären, Canzeln, u. s. w. Schulen, Klöster, Thürme, Grabmäler, u. s. w. 2) (zur Beförderung der öffentlichen Ruhe) Zuchthäuser, Tollhäuser, Gefängnisse, u. s. w.; 3) (wegen feindlicher Anfälle) Festungen mit Casematten oder Mordkellern, Citadellen, Wälle, Mauren, Thore, Wachhäuser, Magazine, Casernen oder Baraquen, Pulvermühlen, Pulverthürme, Zeughäuser, u. s. w.; 4) (wegen Krankheiten) Spitäler, Lazarete, Pesthöfe, Gesundbrunnen, Bäder, u. s. w.; 5) (wegen allerley Gewerbes) Werkstätte für gewisse Künstler und Handwerker, Brauhäuser, Kaufgewölbe, Schlachthäuser, Scheunen, Mühlen, Bergwerke, u. s. w.; 6) (wegen des Commerzes) Wege, Brücken, Rollbrücken oder Fähren, Canäle, Schleusen, Seehäfen, Arsenäle, Schiffe und ihre Wärfte (wo sie gebauet und fertig vom Stapel ins Wasser gelassen werden), Börsen, Zollhäuser, Packhäuser, Krahne (zum Aufwinden der Lasten) u. s. w; 7) (zum Unterricht) Akademien, Hörsäle, Zergliederungs-Theater, Bibliotheken, Reitbahnen; 8) Gerichtshäuser, Schlösser, Lustgärten, Gewächshäuser, Wasserkünste, Springbrunnen, Ballhäuser, Schauspielhäuser, Ehrenpforten, u. s. w.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Basedow, Johann Bernhard

Des Elementarwerks ... Band Ein geordneter Vorrath aller nöthigen Erkenntniß ; Zum Unterrichte der Jugend, von Anfang, bis ins academische Alter, Zur Belehrung der Eltern, Schullehrer und Hofmeister, Zum Nutzen eines jeden Lesers, die Erkenntniß zu vervollkommnen ; In Verbindung mit einer Sammlung von Kupferstichen, und mit französischer und lateinischer
Bd.: 3

Dessau (1774)

Rar. 366-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11175065-6
VD18 9068771